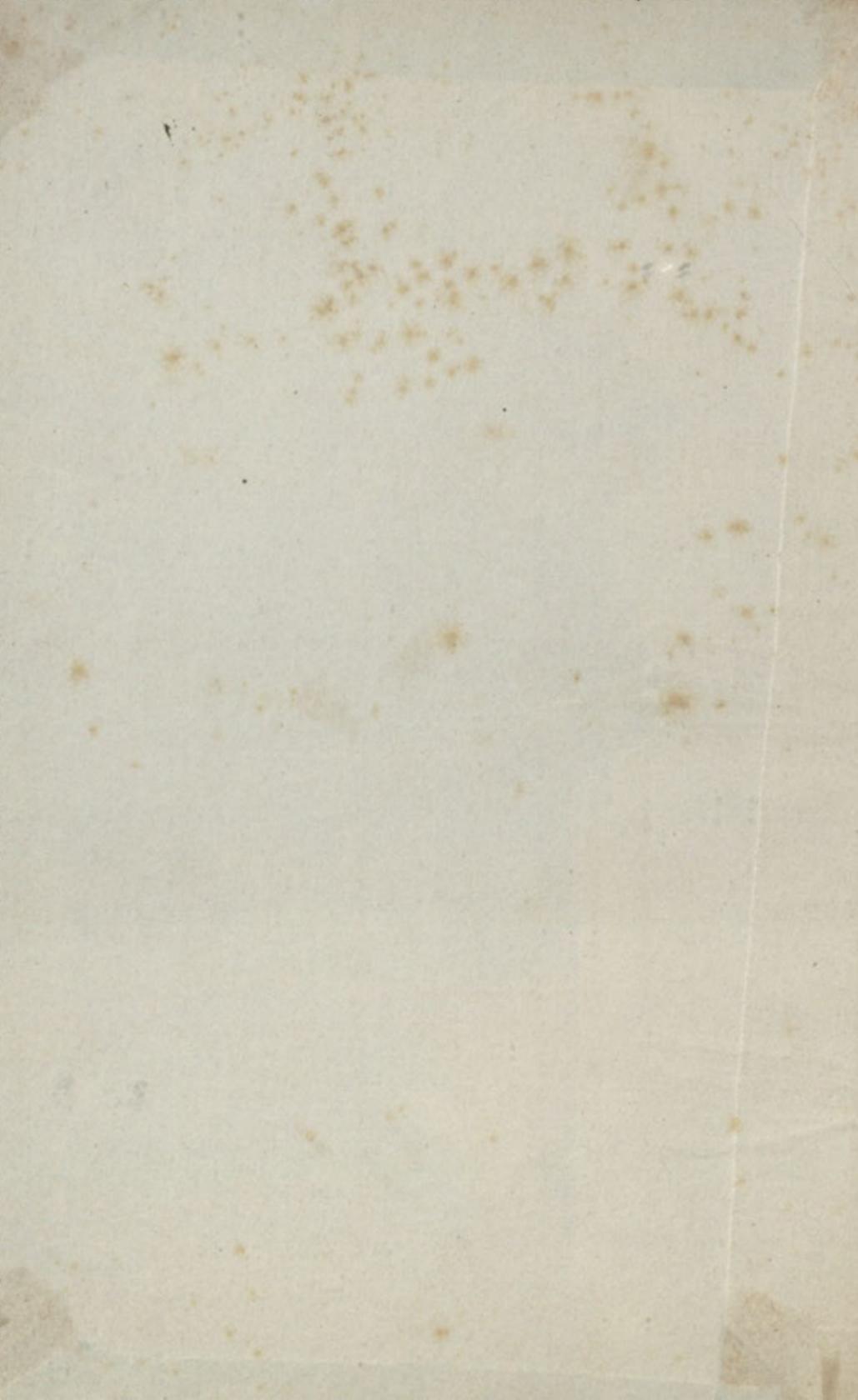
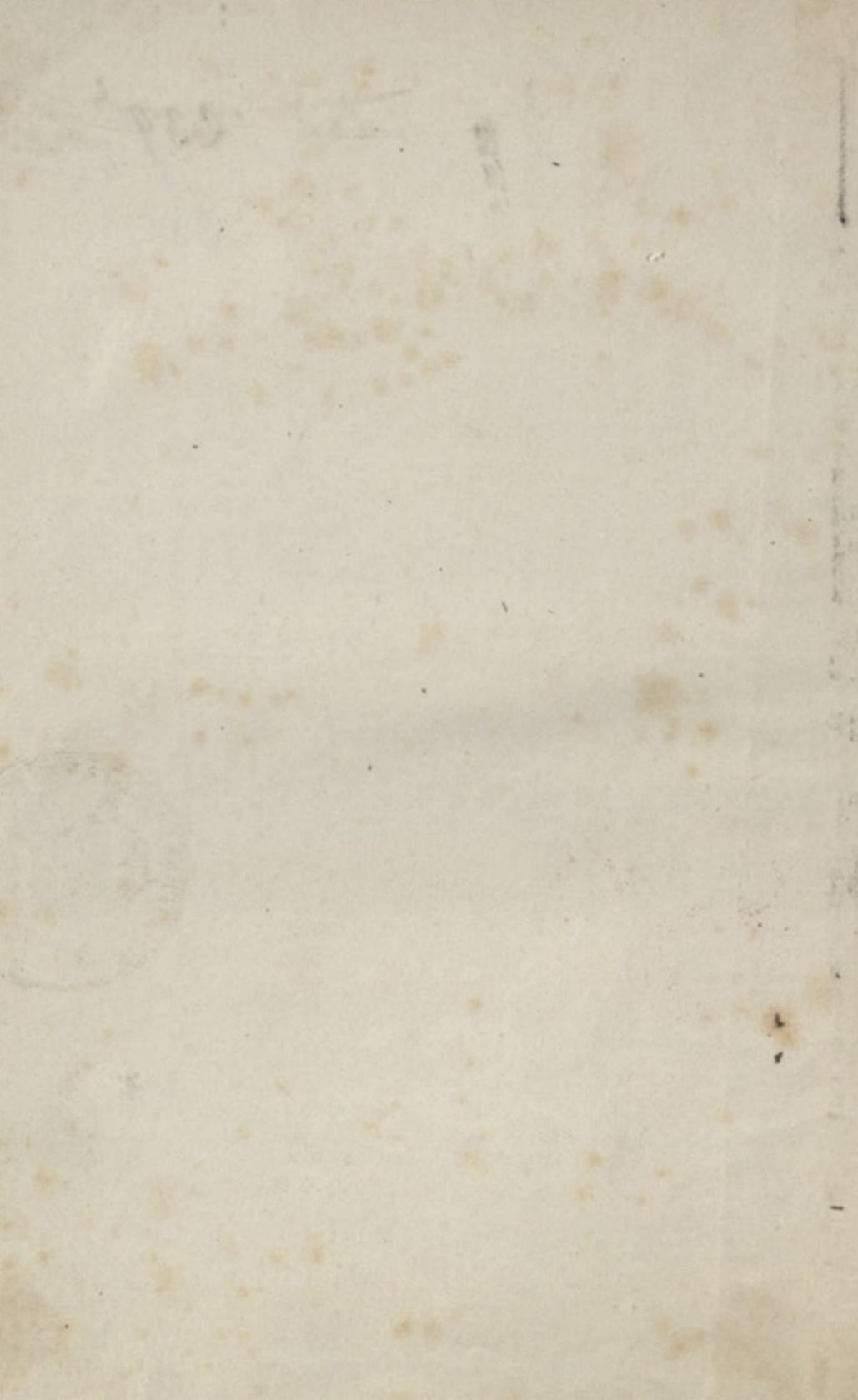


10 401[2]



X, 239<sup>22</sup>

X 235<sup>2</sup>



Erwerbs-Buch Nr. 6002(2)

# Aus Amerika.

## Reisebriefe

von

C. Herzog,

Kais. u. Königl. Staatssekretair z. D.

A. R. 197  
X 235<sup>2</sup>  
X 239<sup>2</sup>

Zweiter Theil.

Kuba, Mexiko, Südamerika.



unvollständig  
WB VIII

Berlin 1884.

Puttkammer & Mühlbrecht,

Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5166840



10401 [2]

N-2584450 NH-66551/TMK

# Inhaltsverzeichnis.

## II. Theil.

	Seite
XXV. Von New-Orleans in den Golf von Mexiko. — Die Jet- ties an der Mündung des Mississippi. — Cedar Keys. — Die Halbinsel Florida. — Key West. — Havanna. — Kubanische Zustände. — Die Sklavenemancipation . . .	1
XXVI. Cigarrenfabrikation in Havanna. — Hahnenkämpfe. — Zuckerproduktion in Kuba. — Nach Matanzas. — Inge- nio de acúcar in Majana. — Ausfuhrhandel. — Stellung der Ausländer. — Wettrennen. . . . .	20
XXVII. Von Havanna nach Mexiko. — Veracruz. — Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko. — Pic d'Orizaba. — Die Hochebene . . . . .	43
XXVIII. Die Stadt Mexiko. — Geschichtliches. — Die Kathedrale und der Kalenderstein. — El Paseo de Bucareli. — Mexi- kanische Reiter. — El Paseo de la Viga. — Die Ent- wässerung der Stadt. — Schloß Chapultepec. — Tacu- baya. — Unterrichtswesen. — Das Nationalmuseum. — Die Nationalbibliothek . . . . .	55
XXIX. Von Mexiko über die Cordilleren nach Colima. — Die mexikanische Diligence. — Toluca. — Maravatio. — Stiergefecht. — Hacienda de Agua Fria. — Schwefel- lagune. — Zinepécuaro. — Treiben in der Zona. — Queréndaro. — Der See von Cuzco. — Morelia. — Pah- cuaro. — Die Tarasco-Indianer in Jhuapio. — Santa Clara de Cobre. — Arrio. — Nach dem Vulkan von Jo- rullo. — Hacienda Tejomanil. — Bananen — Tolmedan. — Tárento de Feras. — Uruápan, das Land der Blumen. — Kafekultur. — Wasserfall des Cupalixio. — Besuch bei Donna Petra. — Le vieux laque. — Indianisches Quar- tett. — Hochzeitsfeier. — Die Reisequipage. — In	

	Apohingan beim Cura. — Ein einsamer Rancho. — In Aquililla wieder beim Cura. — Ueber die Sierra Madre. — Die geistliche Kavalkade. — Kaltes Nachtquartier. — Coacoman. — El Rancho de Pozo. — Nächtlicher Ritt im Bett des Rio Tortuga. — Der Rancho de Las Barreras. — Los Narrranjos. — Cardona. — Begrüßung durch die deutsche Kolonie aus Colima . . . . .	73
XXX.	Colima. — Häusliches Leben. — Abendmarkt. — Theater. — Hausmusik. — Umgebung der Stadt. — Mantafabriken. — Nach dem Vulkan von Colima. — Die Hacienda von San Marcos. — Zuckergewinnung. — Arbeiterverhältnisse. — Besteigung des Vulkans. — Frühere Ausbrüche desselben . . . . .	128
XXXI.	Der Namenstag des heil. Joseph. — Stellung des katholischen Klerus. — Die Einziehung der Kirchengüter. — Organisation der katholischen Kirche. — Unterrichtswesen. — Schulen in Colima. . . . .	151
XXXII.	Produktion und Handel in Mexiko. — Geschichtliches. — Natürliche Hemmnisse. — Aus- und Einfuhrhandel. — Zölle und andere Lasten. — Stellung der Deutschen im Handel. — Amerikanische Konkurrenz. — Eisenbahnunternehmungen. — Subventionen der Regierung. — Rückwirkung der Eisenbahnen auf den Handel. — Einwanderung	164
XXXIII.	Nach Manzanillo. — Die Lagune von Cuyutlan. — Der Hafen von Manzanillo. — Wirbelsturm. — La Gran Vista	183
XXXIV.	Verbindung mit Panamá. — An der Westküste von Mexiko. — Acapulco. — St. José de Guatemala. — La Libertad. — Panamá. — Der Kanal durch den Isthmus von Darien. — Die Isthmuseisenbahn. — Bedeutung des Kanals. — Schwierigkeiten des Baues. — Anfänge und Aussichten. — Stellung der Vereinigten Staaten zu dem Unternehmen . . . . .	189
XXXV.	Von Panamá nach Ecuador. — Meerleuchten. — Zwischenhäfen. — Ueber den Aequator. — Guayaquil. — Selbes Fieber. — Zustände in Ecuador. — Payta. — Die Bay von Calláo. — Quarantaine. — Calláo. — Lima. — Wirkungen des Krieges . . . . .	209
XXXVI.	Klimatische Verhältnisse von Peru. — Eisenbahnen über die Andes. — Die Bahn von Droja. — St. Bartolomé. — Spitzlehren. — Puente del Infernillo. — Chicla. — Chorillos und Miraflores und deren Zerstörung durch die Kämpfe im Januar 1881 . . . . .	230

- XXXVII. Von Calláo nach Valparaiso. — Auf der Uarda. — Die Bay von Pisco. — Guanolager. — Mollendo. — Arequipa. — Arica mit dem Monte Morro. — Zerstörungen durch Erdbeben. — Handelsverhältnisse. — Antofagasta. — Salpeterwerke. — Silberschmelzen. — Das Erdbeben vom 9. Mai 1877. — Tortoralillo. — Kupferschmelzwerke. — Der Aconcagua . . . . . 246
- XXXVIII. Valparaiso. — Die Quinta in den Zorrañ. — Straßenleben. — Oeffentliche Denkmäler. — Arturo Pratt. — Der Krieg zwischen Chile und Peru. — Ursachen desselben. — Zwistigkeiten mit Bolivia. — Besetzung von Antofagasta. — Erklärung des Krieges an Peru. — Seekrieg. — Gefechte bei Dolores und Tacna. — Absetzung der Präsidenden von Peru und Bolivia. — Schlacht bei Tacna. — Einnahme von Arica. — Versuche zur Vermittelung des Friedens. — Kampagne von Lima — Einnahme von Lima. — Schwierigkeiten des Friedensschlusses . . . . 263
- XXXIX. Von Valparaiso nach San Jago de Chile. — Lage und Bauart der Hauptstadt. — Straße, Plätze und Kirchen. — Der Kirchenbrand im Jahre 1863. — Der chilenische Kirchenstreit. — Socialer Einfluß des katholischen Clerus. — Gemischte Ehen. — Staatliche Toleranz. — Deutsche Kirche in Valparaiso. — Kirchliche Verhältnisse der Protestanten im Allgemeinen. — Schulwesen in Chile. — Elementarschulen. — Die Universität. — Geistliche Seminare. — Lyceen und andere höhere Lehranstalten. — Das Instituto Nacional. — Geistliche Kollegien. — Fachschulen. — Das naturwissenschaftliche Museum. — Aufwendungen für den Unterricht. — Deutsche Schulanstalten . . . . . 283
- XL. Klimatische Verhältnisse. — Der städtische Park in San Jago. — Der Cerro de Santa Lucia. — Die Andes. — Das Theater. — Das Kongreßgebäude. — Verfassung. — Die bisherige Entwicklung Chiles. — Folgen des Krieges. — Finanzlage. — Auswärtiger Handel. — Beziehungen zu Deutschland. — Direkter Handel. — Eisenbahnen und Telegraphen. — Die Rechtspflege . . . . 307
- XLI. Nach den Baños de Cauquenes. — Die Südbahn. — Das Centralthal. — Der Rio Cachapoal. — Die Wälder von Cauquenes. — Ausflug nach dem Ranchillo. — Chilenische Reiter. — Talca. — Nationaler Festtag. — Gipfel der Andeskette. — Der Rio Bio Bio. — Concep-

- cion. — Handelsverhältnisse. — Die Indianer in Arauco. — Klima und Produkte von Arauco . . . . . 323
- XLII. Talcahuano. — Ueber Lota und Lebu nach der Bay von Corral. — Der Valdiviasluß. — Die Stadt Valdivia. — Begründung der Kolonie. — Klima und Produkte. — Viehzucht. — Gewerthätigkeit. — Gerbereien. — Handelsverhältnisse. — Brauerei. — Deutsche und chilenische Bevölkerung. — Unterricht. — Kirchliche Zustände. — Einwanderung aus Europa nach Chile. — Stellung der Regierung dazu. — Deutsche Kolonien. — Stimmen in der Presse darüber. — Nach Lota. — Kupferschmelze. — Unterseeische Kohlenminen. — Arbeiterverhältnisse. — Der Park von Lota . . . . . 340
- XLIII. Auf dem Rhamses nach Süden. — Sturm. — Die Channels. — Golfo de Peñas. — Bay von Larn. — Reißer Channel. — Die English Narrows. — Eden Harbour. — Eyre Sound. — Tom Bay. — Puerto Bueno. — Die Guide Narrows. — Smith Channel. — Mayne Channel. — In der Magellansstraße. — Bay von Borija. — Magdalenen-Sund . . . . . 366
- XLIV. Das Territorium von Magellanes. — Klima und Bodenverhältnisse. — Bewohner. — Punta Arenas. — Bay von San Felipe. — Nach Montevideo. — Auf der Rhebe. — Die Stadt Montevideo. — Stellung der Ausländer in Uruguay. — Handelsverhältnisse. — Bodenbeschaffenheit. — Viehzucht. — Saladero. — Einwanderung, Kolonien. — Eisenbahnen. — Gesetz über die Kolonisation. — Politische Verhältnisse der Republik. — Die Deutschen in Uruguay . . . . . 380
- XLV. Der La Plata. — Buenos Aires. — Nach Campana. — Auf dem Paraná. — Rosario. — Eisenbahn nach Córdoba. — Córdoba die Gelehrtenstadt. — Die Universität. — Das astronomische Observatorium. — Volksschulen. — Höherer Unterricht. — Nach der Chacra . . . . . 399
- XLVI. Die argentinische Republik. — Bodenfläche. — Bevölkerung. — Physikalische Beschaffenheit. — Die Pampas. — Der Buschwald. — Heuschrecken. — Indianer. — Expedition gegen die Pampas Indianer. — Einwanderung. — Vorwiegen der lateinischen Racen. — Bisherige Kolonisationsversuche. — Barraca in Rosario. — Von Rosario nach Santa Fé. — Die Stadt Santa Fé. — Nach Esperanza. — Durch die Kolonien. — Esperanza. — Acker-

	bau und Viehzucht. — Industrielle Anlagen. — Nationalmuseum in Buenos Aires. — Industrie. — Ausstellung. — Ausfuhr von Produkten der Viehzucht. — Eisenbahnen. — Geld-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse. — Staatsschuld. — Finanzen, Steuern. — Rechtspflege. — Provinzialverwaltung. — Politische Verhältnisse. — Das deutsche Hospital . . . . .	415
XLVII.	Das deutsche Kriegsschiff Moltke in Montevideo. — Auf der Patagonia. — Die Bay von Rio de Janeiro. — Die Stadt Rio de Janeiro. — Tramways. — Neger und Farbige. — Der botanische Garten. — Die Tijuca. — Petropolis. — Deutsche Ansiedlungen. — Nova Friburgo. — Cantogallo. — Das Thal des Rio Negro. — Ingenho de Santa Rita. — Ypiranga. — Die Fazenda de Santa Ana. — Bau und Behandlung des Kafe. — Verhältnisse der Sklaven. — Bedeutung und Aussichten der Kafeproduktion. — Die deutsche Schule. — Der deutsche Verein . . . . .	454
XLVIII.	Bahia de Todos os Santos. — Negerbevölkerung. — Ausfuhrhandel. — Das portugiesische Hospital. — Die Botivkirche in Bomfin. — Vermilho. . . . .	495



## XXV.

Von New-Orleans in den Golf von Mexiko. — Die Jetties an der Mündung des Mississippi. — Cedar Keys. — Die Halbinsel Florida. — Key West. — Havanna. — Kubanische Zustände. — Die Sklavenemancipation.

Havanna auf Kuba, Januar 1882.

Obwohl nur wenige Breitengrade zwischen Havanna und den Vereinigten Staaten liegen, so ist doch hier eine völlig andere Welt. Auf Klima und Vegetation, wie überaus verschieden sie auch sind, haben New-Orleans und die Küste von Florida vorbereitet; was aber völlig neu und völlig anders ist, das sind die Menschen und ist ihre Art zu leben, die nicht bloß von Sonne und Luft bedingt wird. Es ist das erste Land unter spanischer Herrschaft, das ich betrete, und der Unterschied gegen englisches Wesen ist tiefer und schärfer, als der zwischen Palmen und Fichten. Da ich jedoch nicht durch Zauberei hierher versetzt bin, sondern mittelst einer regulären Dampfschiffahrt, nach höchst nüchternen Zahlung von 35 Dollars, so kann ich nicht gleich kopfüber mich in die cosas d'España stürzen, vielmehr gibt es noch eine kleine Introduction zu dem Bericht von der Perle der Antillen.

Die Schiffe der amerikanischen Morgan Line, welche von New-Orleans den regelmäßigen Verkehr mit Havanna auf der östlichen und mit Veracruz auf der westlichen Seite des Golfs vermitteln, bedürfen zu der ersteren Tour, da sie längs der

Rüste fahren und zwei Zwischenhäfen, Cedar Keys und Key West, anlaufen, vier volle Tage. Die Fahrt geht zunächst den Mississippi hinab, da New-Orleans nicht an dessen Mündung in den Golf, sondern noch etwa 100 Miles oberhalb derselben oder vielmehr des Delta liegt, welches seine zahlreichen Ausflußarme bilden. Der Morgen, an welchem wir abfuhrten, ließ sich trübe an; ein feuchter und schwüler Nebel lag über dem Strome, dessen Wasser auch hier die gelbliche Farbe zeigte, die es 1000 Miles oberhalb charakterisirt; Treibholz, oft starke Bäume mit den knorrigen Wurzeln nach oben, tauchte aus den Wogen, die unter dem Nebelschleier uferlos schienen. Bisweilen haben Stämme, von Aesten oder Wurzeln am Grunde gehalten, sich festgesetzt; anderes Holz hat sich eingeschoben, Weiden haben sich darauf angesiedelt und so sind kleine Inseln entstanden, die bestehen, bis eine Hochfluth sie losreißt und stromab führt. Gelegentlich sank der Nebel und die Linien der Ufer wurden erkennbar, weite flats, Niederschläge des Stromes mit geringer Erhebung über dessen jetzige Wasserhöhe. Auf dem linken Ufer unterbrachen die flache Lede vereinzelt Niederlassungen, von immergrünem Gebüsch umgeben, mit hohen Fabrikschloten, die zu Zucker- oder Oelmühlen gehören mochten. Am Nachmittag fanden sich die Möven ein, die Nähe des Meeres verkündend, das wir am Abend erreichen sollten.

Den Weg dorthin hatte der Strom, sich selbst überlassen, sich allmählig zu verlegen begonnen; die ungeheuere Masse von Sinkstoffen, welche er mit sich führt, lagerte sich in den Ausflußrinnen ab, welche das Wasser sich durch die Niederschläge des Delta bisher noch erzwungen hatte und höhte auch in diesen eine Barre auf, welche eine Wassertiefe von nur 9 Fuß über sich ließ. Damit rückte die Gefahr der Versperrung der mächtigen Wasserstraße für die Seeschiffahrt und der Versumpfung, nicht allein des Ausflußgebietes, sondern vermöge des Rückstaues auch des oberen Stromlaufes, in bedrohliche

Nähe. Ihr ist durch großartige Strombauten vorgebeugt worden, welche auf Kosten des Bundes durch den Capitain Gades ausgeführt und vor einigen Jahren vollendet worden sind. Es sind die Jetties oder Deiche, von welchen ich bereits früher geschrieben habe. Dem Werke liegt der Gedanke zu Grunde, durch Einengung des Stromlaufes die Schnelligkeit der Bewegung des Wassers zu vermehren und dadurch zu erreichen, nicht allein, daß der Strom die mitgeführten Sinkstoffe länger trage, also erst jenseit der Mündung absetze, sondern daß er in die bereits gebildete Barre eine Fluthrinne von ausreichender Tiefe grabe und frei halte. Dieser Zweck ist völlig erreicht, da jetzt über der früheren Barre die geringste Tiefe bei Fluth 26 Fuß beträgt und der zwischen den Jetties hergestellte Schifffahrtskanal von dieser Tiefe 160 Fuß breit ist.

Ebensovienig neu, wie hiernach der Gedanke ist, sind es die zur Ausführung angewendeten Mittel, die in Europa seit Jahrhunderten zu gleichen Zwecken gebraucht werden; nur die weite Ausdehnung der Korrektionsbauten, die ingenüöse Adaptirung des Materials und der mechanischen Hilfsmittel an den Zweck und der hohe Nutzen, welchen der glückliche Erfolg für den Verkehr auf dem größten Wasserwege des Kontinents mit sich gebracht hat, begründen den Ruf und die Bewunderung der Bauten. Diese bestehen darin, daß zwei Uferwände künstlich gebildet beziehungsweise befestigt und in südlicher Richtung in das Meer vorgetrieben sind, welche den Strom zusammendrängen und zusammenhalten. Die östliche dieser Wände hat eine Länge von  $2\frac{1}{3}$  Miles (etwa 4 Kilometer), die westliche, obwohl sie gleich weit reicht, soweit sie künstlich hergestellt ist, von  $1\frac{1}{2}$  Mile, welcher Unterschied sich dadurch erklärt, daß das natürliche feste Ufer, an welches sie anschließt, auf ihrer Seite etwa  $\frac{3}{4}$  Mile weiter in das Meer vortritt, als das östliche. Zwischen beiden ist ein ziemlich gleichmäßiger Abstand von durchschnittlich 950 Fuß. Die Wände sind durch eingerammte

Pfähle gebildet, welche den Halt für kolossale, neben und zwischen ihnen versenkte Faschinen abgeben. Für eine Strecke der östlichen Wand bedurfte es der Einrammung zweier Reihen von Pfählen, die von einander 12 Fuß in der Breite, 8 Fuß in der Länge abstehen, während im Uebrigen eine Reihe derselben genügte, deren Abstand von einander 10 bis 20 Fuß beträgt. Die Faschinen bestehen aus Weidenzweigen in Länge von 15 bis 30 Fuß, welche dem Jump, einer Niederung etwa 12 Miles oberhalb der Passage, wo vor 50 Jahren ein großer Durchbruch des Stromes stattgefunden und das Land überfluthet hatte, in unerschöpflicher Menge entnommen werden konnten. Sie wurden in Rahmen von dünnem Fichtenholz, welche meist 100 Fuß lang und 20 bis 40 Fuß breit waren, gelegt und in denselben nach starker Zusammenpressung mit Pflöcken und Nägeln befestigt, so daß die buschigen Enden der Zweige überhingen. Die Faschinen wurden auf geneigten Ebenen am Ufer zusammengesetzt, um bequem über dieselben abgeschoben und ins Wasser gelassen zu werden, auf welchem sie dann an die Stellen, wo sie versenkt werden sollten, bugfirt wurden. An diesen Stellen wurden die Faschinen langseits eines Barkschiffes gelegt und von demselben aus mit Kiez und kleinen Steinen beschüttet, bis sie zu sinken anfangen. Dann folgte eine Ladung schwerer Steine auf die der Barke zugekehrte Seite, wodurch das Schiff von dem Strome über die sich senkende Faschine gehoben wurde, und nun den Rest seiner Steinladung bei weiterem Versinken auf sie niederfallen ließ, bis sie den Grund erreichte. Auf diese Grundfaschine wurden dann in ähnlicher Art etwas schmalere aufgelegt, bis die Wasserhöhe erreicht war und zuletzt die oberste mit Kiez, Felsstücken und Kollsteinen kräftig abgedeckt. Wo zwei Reihen von Pfählen stehen, wurden die Faschinen auf beiden Seiten versenkt; wo nur eine Reihe nöthig gewesen war, geschah dies auf der inneren, der Stromseite.

Wenn Du nun nicht weißt, was Gades Jetties sind, so ist es nicht meine Schuld. Uebrigens behauptet man, daß die ganze Arbeit vergeblich gewesen sein würde, wenn nicht, was auch den Ingenieuren nicht bekannt gewesen sein soll, der Grund des Meeres jenseit der Ausmündung sehr schroff plötzlich zu großer Tiefe abfiel und in diese Tiefe die Sinkstoffe des Stromes mit einer Unverdorfenheit aufnahm, die auf Jahrhunderte vorzuhalten verspräche.

Die Sonne sank, als wir aus diesem künstlichen Strome im Meere in dieses hinaus fuhren; ein einsamer Leuchthurm auf der Spitze des festen westlichen Ufers war die letzte Landmarke; im Süden stieg eine dunkle Wolkenwand auf, deren Säume die Sonne in wunderbarer Pracht vergoldete; sie sah unheimlich aus, als bürge sie nächtlichen Sturm; doch blieb das Meer ruhig und friedlich glänzten die Sterne durch die erste Nacht auf tropischem Meere.

Die Dampfschiffe, welche die Küsten dieser südlichen Meere befahren, haben die treffliche, durch die Hitze bedingte und durch die relative Sicherheit der Fahrt gestattete Einrichtung, daß das Deck hoch über dem Wasserspiegel liegt und daß die Kabinen der Passagiere zum großen Theil auf dem oberen Deck sich befinden. Sie haben daher mehr Licht und Luft, als die tiefer im Schiffskörper liegenden Kabinen der oceanischen Dampfer mit ihren kleinen Guckfenstern, die geschlossen werden müssen, wenn das Meer auch nur wenig bewegt ist.

Der Golf von Mexico kann mit etwas mehr Grund das mittelländische Meer von Amerika genannt werden als der Puget Sound, da er zwischen den nördlichen und südlichen Kontinent eingebuchtet ist und da die dunkle Bläue des Himmels und der Wasserfläche wohl an das Mittelmeer erinnern können. Aber damit hört auch die Aehnlichkeit auf. Die Riviera, Neapel, Palermo, die Akropolis dort und am Nordrande des Golfs Swamps und flache sandige Küsten!

Die Küste von Florida kam am Morgen des dritten Tages in Sicht; zuerst ein kleines, mit dichtem Gebüsch bedecktes Eiland, dann Masten und Raen von Schiffen im Hafen von Cedar Keys, noch halb vom Morgennebel verhüllt; auch die ersten Palmen hoben sich über das niedere Buschwerk, freie Palmen unter ihrem Himmel, in natürlichem Wachsthum, die langen gebogenen Wedel auf den schlanken Stämmen leicht vom Winde bewegt.

Der Anblick der ersten Palmen hat etwas von der ersten Liebe; die Erfüllung von Jugendträumen und Jugendhoffen, der idealen Vorstellungen, welche die Phantasie lange genährt hat und denen sie nun bei der Verwirklichung ihren Glanz leiht. Aus der biblischen Geschichte, aus den ersten Reisebeschreibungen von Robinson Crusö ab, aus den Märchen des Orients hat sich das Bild der Palme als das Wahrzeichen der Schönheit und Fülle tropischer Natur der Seele eingeprägt, zugleich als ein Symbol von Reichthum und paradiesischem Glück, welche die junge Einbildungskraft mit dieser Natur verbunden wähnt und welche sie in sehnüchtigem Drange mit den kühnen Seefahrern und Forschungsreisenden erreichen möchte. Dieser erste Eindruck, bei welchem alle Reflexe der Erinnerung und Erwartung mitwirken, verliert allerdings allmählig etwas von seinem Zauber, aber er haftet doch unauslöschlich im Gedächtniß.

Cedar Keys hat einen leidlichen Hafen und bildet den Endpunkt einer Eisenbahn, welche unter dem hochtönenden Namen der Atlantic-Golf-West-India-Transit Railroad, von Fernandina an der Küste des atlantischen Oceans ausgehend, die Halbinsel Florida durchschneidet. Abgesehen davon ist es ein trauriges Nest ohne regelmäßige Straßen, die Wege mit fußtiefem Sand bedeckt, die Häuser meist armselig, von Farbigen bewohnt, die schmutzig und dürftig gekleidet sind. Ein Post Office und ein Lagerbeer Saloon bekunden noch die Zugehörigkeit zu den

Vereinigten Staaten. Ich wanderte mit einem jungen englischen Reisegefährten im ersten Eifer eine Stunde in dem dichten Gebüsch von Chapparal, Lorbeer und Wassereichen, in welches die Häuser gebettet sind, herum, doch trieb die zunehmende Hitze uns zum Schiffe zurück, ohne daß wir eine besondere Ausbeute gehabt hätten, es wäre denn der Anblick der Morgentoilette einiger alten Mulattinnen.

Florida, das noch bis 1819 unter spanischer Herrschaft gestanden hat, war in den Vereinigten Staaten hauptsächlich durch den siebenjährigen Seminolenkrieg, die blutige Unterdrückung eines Aufstandes von Indianern, welche 1842 beendet wurde, bekannt; im Uebrigen galt es bis vor wenigen Jahren als ein greuliches Sumpfland, unfruchtbar und durch Fieber verderblich. Zur Zeit ist es ein „center of attraction“, gepriesen als unvergleichlicher Winteraufenthalt für Brustkranke und als das beste Orangenland der Welt. An diesem plötzlichen Ruhme hat die Eisenbahn- und Landspekulation einen wesentlichen Antheil. Um anzureizen, sind sog. Round Trips, insbesondere auf dem St. Johns River, der bei Jacksonville in den atlantischen Ocean mündet und dessen unterer Lauf eine Kette von Seen bildet, in Mode gebracht. Sie bieten dem New-Yorker die Möglichkeit, in wenigen Tagen die Wunder des Urwalds zu sehen und auf lebendige Alligators vom sicheren Deck des Dampfers seinen Revolver abzuschießen. Daß an den Ufern des Flusses Fieber und Ruhr ständig herrschen, ist vom Schiffe aus nicht wahrzunehmen, und nur denen bekannt, welche kein Land zu verkaufen haben.

Der Hauptzug der Winterreisenden geht nach Sanford am Monroë See, wo ein ingenioser Colonel dieses Namens ein großes Hotel angelegt hat und von wo eine Eisenbahn nach Orlando führt, dem Lande, wo im dunklen Laube die Goldorange glüht. „Unzählige blaue Seen leuchten dem Wanderer entgegen, wie Stücke des Himmels, die in einen Blüthengarten

gefallen.“ Von der Einträglichkeit der Orangenpflanzungen werden Wunderdinge erzählt: 100 Bäume auf zwei Acres haben in einem Jahre 5000 Dollars gebracht. Die Anpflanzung kostet nur etwa 60 Dollars per Acre und verlangt eine fünfjährige Kultur; dann beginnt der reiche Ertrag. Orangen sind danach das allgemeine Lösungswort; Alles drängt danach wie 1848 nach den Goldminen Kaliforniens. Um das Land zugänglich zu machen, sind von der langnamigen Transitbahn Zweigbahnen projektirt und in Angriff genommen, welche jene mit südlichen Punkten an der Westküste, Tampa Bay und Charlotte Bay, verbinden werden; um es gesund zu machen, sollen die Lagunen an der Küste und die Seen im Innern durch Kanäle verbunden und die Sümpfe ins Meer drainirt werden. Die Großgrundbesitzer, welche diese Pläne hegen und durch die Presse lanciren, rechnen darauf, daß englische und insbesondere holländische Ansiedler ihnen das angebotene Land abnehmen werden, die letzteren mit besonderem Vergnügen, da sie von Hause an Wasser gewöhnt sind und daher wohl auch mit den Sümpfen zurecht kommen werden. Leute, welche das Land kennen, ohne in Land zu spekuliren, sehen die Sache etwas skeptischer an; sie halten dafür, daß nur die südlichen, mit Nadelholz bestandenen Terrainerhebungen, High Pines, die etwa  $\frac{1}{20}$  der Gesamtfläche des Landes betragen, bewohnbar und anbaufähig seien und daß die Kultur in der Hauptsache auf Fruchtbäume sich werde beschränken müssen, die allerdings bei richtiger Behandlung einen reichlichen Ertrag bringen können. Wenn ich von Cedar Keys mein Urtheil abnehmen sollte, so würde ich mich auf die Seite der letzteren Beobachter stellen, jedenfalls aber persönlich zu den Ansiedlern nicht gehören; doch mögen Andere anders denken.

Key West, den zweiten Hafenplatz, den wir anlaufen mußten, erreichten wir am Nachmittag des vierten Tages. Es liegt auf einer Koralleninsel vor der Südspitze von Florida und ist

mit seinen 2000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt des Staates. Seinen Namen Key West hat es von seiner den Eingang in den Golf beherrschenden Lage, welche die Vereinigten Staaten durch Erbauung eines bedeutenden Forts, das mit der Insel durch eine Brücke verbunden ist, verstärkt haben. Hier sah es ungleich freundlicher aus als in Cedar Keys. Die Palmen herrschten vor, unter ihnen die Kokospalme mit Bündeln von Früchten unter der Blätterkrone, in den Straßen und Gärten blühende Rosen und Oleander, die sauberen, weiß getünchten Häuser unter Tamarinden und Cedern geborgen, ein Gesamtbild, das der Vorstellung von tropischem Leben schon näher kam. Unter der Bevölkerung sind viele Kubaner, weshalb die spanische Sprache vorherrscht. Da es Sonntag war, spazierten die schwarzen und braunen Gesellen, die Damen in entsprechendem Aufputz, heiter und zahlreich auf ihrem Broadway, um die Kühle des Abends zu genießen, die ein unbeschreiblich herrlicher Sonnenuntergang verklärte. Wider Erwarten wurden wir von dem kubanischen Zollamt, das hier behufs Vornahme einer Vorrevision stationirt ist, trotz des Sonntags abgefertigt und konnten noch vor Nacht wieder unter Dampf gehen, um die Straße von Florida zu kreuzen, den Meeresarm, der Florida von der Isla de Cuba trennt, und durch welchen der warme Golfstrom nach Osten in den Ocean tritt.

Als der Morgen graute, tauchte die langgestreckte Nordküste der Insel aus dem Meere, mit der Silhouette tiefblauer Berglinien vom Himmel sich abhebend; bald leuchteten über der Fluth auch die lichten Häuserreihen von Havanna auf, der Hauptstadt der siempre fiel — immer getreuen — Isla de Cuba.

Mit dem Namen Havanna, den die Spanier Habana schreiben, verbindet die Vorstellung etwas Ueppiges, Reiches, etwas was an Luxus gemahnt, wahrscheinlich zu Folge der Verbindung der Gedanken mit den Cigarren aus dem edlen,

nach der Stadt benannten Taback, durch die sie vornehmlich in der Welt bekannt ist und die in der Wirklichkeit wie in Romanen nur reiche oder vornehme Leute rauchen, in den letzteren vielleicht noch öfter als in der ersteren, weil sie da den Vorzug haben nichts zu kosten und immer gut zu sein. Dieser Vorstellung, die vielleicht nur ein Kind meiner Phantasie ist, widerspricht der erste Anblick, den die Stadt von der See aus bietet, durchaus nicht, wenn er auch, wie das die Regel, wieder anders ist, als man sich gedacht hat. Das alte Castillo del Moro, das den Hafen von der Nordseite schützt, die langgedehnten Fronten der stattlichen, öffentlichen Gebäude, welche unmittelbar am Strande über der Brandung sich erheben, die trotzigen Mauern der alten Befestigungswerke, die jetzt als Gefängniß dienen, darüber die weit ausgelegte Stadt, aus deren flachen Dächern der Palast des Generalkapitains, die Kathedrale und die zahlreichen Kirchen, welche von einer spanischen Stadt untrennbar sind, emporragen, alles das bildet ein Panorama, das in dem vollen Licht der Morgensonne von imposanter Schönheit ist. Ob es innen halten wird, was die Außenseite verspricht?

Wir fuhren an der Front entlang in den Hafen, der durch eine weite geschützte Bay gebildet ist, gingen aber erst eine halbe Stunde von der Stadt an einer Stelle vor Anker, welche der Hafenskapitain angewiesen hatte, so entlegen angeblich, weil die Amerikaner in Havanna nicht sonderlich beliebt sind. Schon bei der Einfahrt kamen Boote, zahlreich und behende wie Möven über die Fläche, mit Dächern von weißem Zeug gegen die Sonne und von kräftigen Armen geführt; sie boten sich zur Ueberfahrt an zunächst par distance mit lebhaften Gesticulationen der Bootsleute, da sie dem Schiffe vor der Visite des Hafenbeamten nicht nahe kommen durften. Als diese absolvirt war, brachte uns eines der flinken Dinger, das wie ein Pfeil vor dem Winde durch die Wellen schnitt, ans Ufer und zwar direkt in die Uduana, das Zollhaus. Hier gab es zunächst

einen kleinen Vorgeſchmack von dem, was man cosas d'España nennt. Der Chef war nicht anweſend, man ſagte noch beim Frühstück, und ohne ihn konnte die Zollabfertigung des Gepäcks nicht geſchehen. Wir erhielten dadurch Muße, uns der glücklichen Ankunft zu freuen, und Gelegenheit, uns in der Geduld für die Zukunft zu üben. Ich richtete mich an dem Vorbilde eines freundlichen Landmannes aus Trinidad auf, der mit 5 Damen und 13 Koffern reiste und für den daher die Verzögerung peinlicher war als für mich, der ich in jeder Beziehung leichteres Gepäck hatte. Als nach einer runden Stunde der Zollgewaltige erschien, ließ im Uebrigen die Glattheit der Expedition nichts weiter zu wünschen. Ein leichter Wagen mit flinkem Pferdchen brachte mich in das Hotel am Prado, in dem ich seit acht Tagen haufe. — — — —

Ich mußte eben eine Pause machen. 25 Grad C. in der sechsten Abendstunde im Schatten sind mir noch nicht geläufig, zumal im Januar. Dann lockte mich Militairmusik, die unten durch den Prado zog und deren Klänge ich lange nicht vernommen hatte, auf den Balkon meines Zimmers, von dem ich eine weite Aussicht über die Stadt habe, und als ich dort war, fesselte mich der Untergang der Sonne, von dessen Farbenpracht das Auge des Nordländers jeden Tag von Neuem entzückt ist, und dann, als ich wieder im Zimmer war, funkelten unzählige Sonnenbilder in den Augen nach und wollten lange nicht weichen, wie fest ich auch die Lider schloß; nun aber geht es wieder, — also: — — seit acht Tagen haufe. Ich habe in dieser Woche Manches von der Stadt und ihren Bewohnern gesehen, auch einen Ausflug ins Innere gemacht, um das Zuckermachen an der Quelle zu studiren. Davon nur einen kleinen Niederschlag.

Die Stadt hat manches großartige Gebäude, insbesondere an dem Prado, einer breiten Straße, die vom Campo Marte im Herzen der Stadt nach der Plaza und längs dieser zum

Strande am Eingange des Hafens führt, den hier gegenüber dem Castillo del Morro ein zweites korrespondirendes Fort bewacht. Der Prado, von mehreren Reihen hoher Bäume besetzt, die ihr schattenspendendes Laub auch im Winter behalten haben, ist die Hauptverkehrsstraße und zugleich eine beliebte Promenade, die Plaza, welche der Prado an der einen Seite begrenzt, ein weiter Platz mit Gartenanlagen, reichlichen Sitzplätzen und zierlich abgepflasterten Wegen; er wird am Abend viel besucht, zumal wenn die Musikkorps der Truppen, was an bestimmten Tagen der Woche geschieht, dort gratis konzertiren. Dann versammelt sich hier die schöne und nichtschöne Welt, um bei den Klängen der Musik zu spazieren und die Abendkühle zu genießen, ein Bild, das für den Fremden um so mehr anziehend ist, als die Havannesinnen nicht ohne Grund den Ruf der Schönheit haben. Die Straßen sind im Uebrigen theils in Folge der alten Befestigung der Stadt, theils zum Schutz gegen die Sonnengluth meist eng und nicht gerade angenehm zu gehen, weil ein feiner weißer Staub sie bedeckt, den auch leichter Wind schon in Bewegung setzt. In den Stadttheilen am Hafen, in welchen die Handelsgeschäfte vornehmlich sich befinden, pflegt man in den Stunden der Hitze über die Straßen von den oberen Stockwerken der Häuser aus Velums von hellem Baumwollstoff zu spannen, wie große Sonnenschirme, welche angenehmen Schutz gewähren und der Straße ein ungemein heiteres Aussehen geben. Die Bauart der Häuser ist nicht minder auf Abwehr der Hitze berechnet und folgt im Wesentlichen der spanischen Tradition darin, daß die Zimmer um einen inneren Hof liegen, den ein bedachter Gang umgibt. Die kleinen Geschäftshäuser und die bürgerlichen Wohnhäuser haben in der Regel nur ein Erdgeschosß und ein flaches Ziegeldach, sind aber zur Erzielung lustiger Räumlichkeiten doch von beträchtlicher Höhe. Die nach der Straße führenden Thüren haben entsprechend große Maaße, ebenso die Fenster, die nicht durch Glas, sondern

durch Vorhänge gedeckt und durch mächtige Eisengitter geschützt zu sein pflegen, in der Regel derart, daß in den kleinen Wohnhäusern das Zimmer neben dem Hauseingang als Empfangszimmer dient, wie die stereotype Ausstattung mit Divan und Stühlen erweist, welche man durch die offenen Fenster beim Flaniren übersehen kann. Indessen fehlt es in Havanna nicht an umfangreichen, mehrstöckigen Gebäuden mit Fenstern nach europäischer Weise, wenngleich in der Disposition des Baues die Gruppierung der Wohnzimmer um einen inneren Hof oder Garten festgehalten wird.

Bei Tage ist der Straßenverkehr von einiger Lebhaftigkeit nur in der Geschäftsgegend, während in den übrigen Stadttheilen innerhalb der heißen Stunden große Stille herrscht. Auch nach kurzem Aufenthalt bekommt man übrigens den Eindruck, daß der Verkehr nicht allein durch den Druck der Hitze leidet, sondern daß ein gewisses Gefühl der Abgeschlagenheit, des Niederganges ihn beeinflusst, welches politischen und commerciellen Schwierigkeiten mehr entspringen soll, als der Einwirkung der Temperatur. In der That ist ein Rückgang vieler Geschäfte und eine Minderung des Wohlstandes als eine Folge des Aufstandes zu beklagen, welcher die Insel in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts erschüttert und welcher im Jahre 1878 durch die Kapitulation von Sanjon mehr äußerlich als virtuell beendet worden ist. Noch gegenwärtig ist der östliche Theil der Insel, insbesondere in den Gebirgen, im Besiz oder unter der Gewalt der Aufständischen und das Ansehen der Regierung daselbst nicht mehr als nominell. Die Unterdrückung hat große Opfer gekostet, welche das Land hat tragen müssen und welche durch Kontributionen aufgebracht worden sind. Von deren Höhe gibt einen Begriff, daß ein einziges deutsches Haus 30 000 Pesos oder etwa 120 000 Mark unter diesem Titel gezahlt hat. Viele Vermögen sind seitdem und in Folge der ökonomischen Umwälzung, welche die Emancipation der Sklaven

mit sich gebracht hat, zerrüttet worden, ohne daß die früheren Besitzer Kraft oder Muth haben, sich aufzuraffen. Sie leben tief verschuldet, oft in großen Palästen, für die sie keine Käufer finden. Bei der Natur der Ursachen, welche die Dekadenz begründen und welche mit den vorangedeuteten noch nicht erschöpft sind, ist nach der Meinung, welcher ich hier begegne, auf eine Besserung der Verhältnisse in naher Zeit nicht zu rechnen, es sei denn durch eine gründliche Reform des Regimes, die aber nicht wahrscheinlich ist.

Zu einem Schritte, der eine politische Reform bedeuten sollte, hat sich die Regierung in Folge der Insurrektion bestimmen lassen, indem sie in der schon erwähnten Kapitulation von Sanjon auf der Insel Kuba, welche bis dahin völlig absolut durch einen Generalkapitain regiert wurde, die politischen und administrativen Institutionen einzuführen verhieß, welche Puerto Rico gewährt sind. Auf Grund eines zur Ausführung dieses Versprechens unterm 1. März 1878 erlassenen Gesetzes soll Kuba fortan nach Maßgabe der Bevölkerung gleich Puerto Rico in den Cortes des Königreichs vertreten sein und außerdem eine repräsentative Provincial- und Municipalverwaltung erhalten. Die Wahlen zu den Cortes, zu welchen die Insel 16 Senatoren und 24 Deputirte entsendet, sind 1879 erfolgt, und ebenso diejenigen zu den Vertretungen der sechs Provinzen, in welche sie getheilt worden ist (Habana, Matanzas, Pinar del Rio, Puerto Principe, San Clara und St. Jago de Cuba), sowie zu den (131) Ayuntamiento oder Stadträthen. Ein Urtheil über die Wirkung und den Werth dieser Einrichtungen ist bei der Kürze der Zeit noch nicht zu fixiren, ebensowenig wie von dem Erfolge der weiteren, bezüglich ihres Nutzens von vornherein zweifelhaften Maßregel, daß auf die Insel die Gesetze des Königreichs fortan Anwendung finden sollen.

Als ein Symptom der ökonomischen Zerrüttung, im gewissen Sinne auch als Ursache derselben, erscheinen die Geld-

und Münzverhältnisse, die in einer geradezu heillosen Verwirrung sind. Die Insel hat kein eigenes Geld, nicht einmal eigene Scheidemünzen; es gilt spanische Währung und Münze, jedoch mit der Maßgabe, daß die spanische Unze, welche in Spanien = 16 Piaſter (à 4 Mark) gerechnet wird, in Kuba 17 Piaſter gilt, wonach auch die Theilſtücke entsprechend höher ſtehen: die  $\frac{1}{2}$  Unze =  $8\frac{1}{2}$  Piaſter, die  $\frac{1}{16}$  oder der Peſo, der in 100 Centavos getheilt wird, =  $1\frac{1}{16}$  Piaſter. Im Tagesverkehr ſieht man jedoch nie oder nur ſelten ein metallenes Geldſtück; es cirkulirt nur ſchmutziges Papiergeld in Stücken bis zu 5 Centavos (oder  $\frac{1}{2}$  Real) hinunter, welches die Banca de Cuba ausgibt. Ihre Emission beläuft ſich auf 45—50 Millionen Peſos, ihr Grundkapital auf 8 Millionen, der häufig ſchwankende Kurs ihrer Noten ſteht zur Zeit auf 72. Nicht ohne Einfluß auf den Kredit der Bank iſt ihr Verhältniß zur Regierung, welche ſie im Falle des häufig eintretenden Bedürfniſſes mit ſanftem Zwange nöthigt, Vorſchüſſe zu machen, deren Erſtattung dann zeitweiſe Schwierigkeiten findet. Die folgende Geſchichte, die vor einiger Zeit paſſirt ſein ſoll, und die für authentisch gilt, illuſtrirt die Situation. Der Generalkapitain verlangte von der Bank zwei Millionen; die Verwaltung erklärte ſich zur Hergabe bereit unter der Bedingung, daß gewiſſe, ſeit langer Zeit auf Ausgleichung wartende, geſchäftliche Differenzen mit der Regierung durch Vertrag geregelt würden. Darauf ging der Generalkapitain ein; der Vertrag wurde entworfen und in Madrid zur Genehmigung vorgelegt. Einige Zeit ſpäter wurde der Bank eröffnet, daß nach einem von dort eingegangenen Telegramme die Genehmigung ertheilt wäre, und die Bank nahm im Vertrauen darauf keinen Anſtand,  $1\frac{1}{2}$  Million zu zahlen. Als demnächſt die ſchriftliche Antwort kam, fand ſich, daß die Genehmigung zwar ertheilt, aber an Bedingungen geknüpft war, die ſich als nicht erfüllbar erwieſen. Die  $1\frac{1}{2}$  Million ſind biſher nicht zurückgegeben und gelten

für verloren. Das umlaufende Papiergeld ist greulich schmutzig und zerrissen, Eigenschaften, welche die Verbreitung falscher Zettel sehr erleichtern. Daß die Wirkungen eines solchen Treibens, Steigerung der Preise über den Werth der Waaren, und Leichtfertigkeit im Ausgeben, nicht ausbleiben, ist natürlich und sie sind denn auch auf Schritt und Tritt erkennbar.

Ein anderes Symptom wirthschaftlichen Verfalls ist die Ausdehnung der Glückspiele, welche von der Regierung nicht bloß geduldet, sondern gefördert werden, indem sie selbst die Unternehmerin ist. Auf allen Straßen, in den Theatern, auf den Eisenbahnhöfen, überall, ich vermüthe selbst in den Kirchen, werden Loose ausgedoten und aufgedrängt, nicht nur von Weibern, Kindern und Krüppeln, sondern von kräftigen Männern, die einzig von dem Aufschlag leben, den sie beim Verkauf nehmen. Von den kanarischen Inseln kommen die Leute herüber, um dieses Geschäft zu treiben. Die Staatslotterie wird jeden Monat gezogen; zu jeder Ziehung werden 23 000 Loose ausgegeben zum Preise von je 40 Pesos, in Theilungen bis zu  $\frac{1}{40}$  Loos à 1 Peso. 25 Prozent des Einsatzes verbleiben der Regierung. In jeder Ziehung entfallen nur 690 Gewinne, oder auf etwa 3 Prozent der Loose, alle anderen sind Nieten. Dafür sind aber die Gewinne hoch; je einer zu 200 000, 50 000 und 20 000 Pesos, 2 zu 10 000, die niedrigsten zu 500. Die Gewinnlust kann nicht mit mehr Raffinement gereizt werden. Nicht ohne Humor ironisirt sich der Plan selbst durch eine Beigabe, die mir sonst noch nicht begegnet ist, die aber von kluger Berechnung zeugt und die darin besteht, daß eine Anzahl von Gewinnen ausgesetzt ist, die man Trostgewinne nennen könnte. Die neun Loose, welche dem Hauptgewinn am nächsten sind, bekommen je 1000, die zwei dem Gewinne von 50 000 nächsten Loose je 500 Pesos, als ein Schmerzensgeld dafür, daß ihre Eigener, so nahe dem Treffer, in ihren Hoffnungen getäuscht worden sind.

Ein Element, das eine Regenerirung der bestehenden ungesunden Zustände auch einer Verwaltung schwer machen würde, die zu wirklichen, durchgreifenden Reformen Willen und Macht hätte, ist die farbige Bevölkerung der Insel, sowohl durch ihre Menge als in Folge der Unbildung, in welcher das bisherige Regime sie erhalten hat, schwer zumal in der Uebergangsepoche, in welcher sie vermöge der Emancipation zur Zeit sich befindet. Nach der Zählung von 1879 betrug sie etwa 32 Prozent der Gesamtbevölkerung (1 424 649 zu 458 914), wobei die Zahl eher zu niedrig als zu hoch angegeben sein mag. Die Einleitung zur Befreiung der Sklaven ist schon durch ein, unter dem Namen Morrets bekanntes Gesetz im Jahre 1869 gemacht worden, durch welches alle später von Sklaven geborenen Kinder, sowie alle über 60 Jahr alten Sklaven für frei erklärt wurden; das durchgreifende, die Frage endgiltig lösende Gesetz ist jedoch erst im Jahre 1880 wohl in mittelbarer Folge der Insurrektion ergangen. Es hebt die Sklaverei ohne Entschädigung der Eigenthümer derart auf, daß die Freilassung successive erfolgt und die letzte Serie nach acht Jahren dazu gelangen muß. Von Erlaß des Gesetzes ab hörte auch der Name der Sklaverei auf. Alle diejenigen Sklaven, welche als solche bei dem Censuz von 1871 inskribirt worden, bleiben unter dem Schutze ihrer zeitigen Besitzer und heißen Patrocinados. Das Patronat umfaßt das Recht, die Arbeit der Schützlinge zu benützen und sie in allen bürgerlichen und gerichtlichen Angelegenheiten zu vertreten; es ist durch alle rechtlich zulässigen Titel auf Andere übertragbar mit der Maßgabe jedoch, daß die zu einer Familie gehörigen Personen durch die Veräußerung des Schutzes nicht getrennt werden dürfen. Dem Recht des Patrons korrespondirt seine Pflicht, den Schützlingen Lebensunterhalt, Bekleidung und Beistand im Falle der Krankheit zu gewähren und einen Lohn für die geleistete Arbeit zu zahlen, der für die Minderjährigen von 8—10 Jahren 1 Peso, von

da ab bis zur Großjährigkeit 2 Pesos, demnächst 3 Pesos monatlich betragen soll. Den Minderjährigen soll Elementarunterricht und Anleitung zu einem Handwerk oder einer anderen nützlichen Beschäftigung gegeben werden. Auch für die Erhaltung, Bekleidung und Pflege der jungen Kinder müssen die Patrone Sorge tragen, dürfen dafür aber auch die Dienste derselben, soweit sie deren leisten können, unentgeltlich beanspruchen.

Die Patrone dürfen körperliche Züchtigung, außer in bestimmten, schon durch das Morrettsche Gesetz vorgesehenen Fällen, als Strafe nicht anwenden, dagegen unter den Voraussetzungen des Gesetzes eine Verkürzung des Arbeitslohnes. Gegen Schützlinge, welche die Ordnung der Arbeit stören, können die Patrone die Hilfe der Verwaltungsbehörden anrufen, und diese sind verbunden, sie ihnen zu gewähren, nach dreimaliger als berechtigt erkannter Beschwerde auch befugt, die Renitenten für die noch laufende Dauer des Patronatsverhältnisses bei öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen. Das Patronat hört auf 1) durch gegenseitige Einwilligung, 2) durch Verzicht des Patrons, der jedoch nicht statthast ist, wenn die Schützlinge minderjährig, über 60 Jahr alt, krank oder invalide sind, 3) durch Zeitablauf derart, daß von Erlaß des Gesetzes ab alle zwei Jahre ein Viertel der Schützlinge nach der Reihenfolge des Alters frei wird, 4) durch Ablösung der Dienstpflicht vermöge Zahlung einer Entschädigung an den Herrn für jedes noch bis zur Freiwerdung fehlende Jahr von 30—50 Pesos in den ersten fünf, und von der Hälfte dieser Beträge in den folgenden drei Jahren, 5) bei erwiesener Verletzung der Pflichten des Patrons.

In jeder Provinz und außerdem in den geeigneten Municipien ist eine Junta gebildet, um die Ausführung des Gesetzes zu überwachen; abgesehen davon, sind die Schützlinge unter die ordentlichen Gerichte gestellt. Nach Aufhebung des Patronats genießen die Freigelassenen alle bürgerlichen Rechte, bleiben aber demnächst noch vier Jahre den Gesetzen und Reglements über

Innehaltung der Arbeitsverträge unterworfen. Minderjährige unter 20 Jahren ohne Patron treten unter den Schutz des Staates. Diejenigen, welche die Verpflichtungen des Arbeitskontraktes brechen, werden als „Flüchtlinge“ angesehen und verfolgt.

Dies sind die Grundzüge des Gesetzes, bei dessen Erlaß die Absicht maßgebend war, durch allmäligen Uebergang die Produktion gegen den Mangel an Arbeitskräften zu schützen und den Erzessen vorzubeugen, welche man von einer sofortigen allgemeinen Freigebung besorgen zu müssen glaubte. Was den ersteren Punkt anlangt, so wird die Absicht insofern nicht erreicht werden, als die Patrocinos in unerwartet großem Umfang von dem Recht der Ablösung Gebrauch machen, derart, daß voraussichtlich bei weitem früher als im Jahre 1888, dem in dem Gesetz angenommenen Endtermin, die Emancipation sich thatsächlich vollzogen haben wird. Die nächste Wirkung ist eine Steigerung der Arbeitslöhne, da es bei den Patrocinos zwar nicht an Händen, wohl aber an Neigung zur Arbeit fehlt. Es wird gehofft, daß das Verhältniß sich bessern werde, wenn die Emancipation erst vollständig durchgeführt sein wird.

Havanna ist für die farbige Bevölkerung von besonderer Anziehung, da sie hier leichter und bequemer lebt als auf den Plantagen im Lande. Es wimmelt daher von Schwarz- und Braungesichtern aller Nuancen, nicht zum Vortheil der Moralität, der Sicherheit und der Sauberkeit. Es ist schwer abzu- sehen, wie dies überwunden werden soll. Es muß hier noch bei weitem schwieriger werden, als in den Vereinigten Staaten, nicht allein wegen der relativ ungleich größeren Zahl der Schwarzen, sondern auch wegen der geringeren Energie der weißen Bevölkerung, welche mehr grausam als fest ist und welche auch der socialen Vermischung mit den farbigen Elementen nicht so entschieden abgeneigt ist, wie die englisch-germanische Race. Wenn die Emancipation auch unerläßlich war,

nachdem der Abolitionismus in den Vereinigten Staaten den Sieg errungen hatte, so wird es doch manches Jahr kosten, ehe geordnete Zustände eintreten. Es ist die Buße, durch welche die Söhne die Schuld der Väter, welchen die Einführung der Sklaverei zur Last fällt, sühnen müssen.

## XXVI.

Cigarrenfabrikation in Havanna. — Hahnenkämpfe. — Zuckerproduktion in Kuba. — Nach Matanzas. — Ingenio de acúcar in Majana. — Ausfuhrhandel. — Stellung der Ausländer. — Wettrennen.

Havanna, Januar 1882.

Kuba verdankt seinen Namen als „Perle der Antillen“ seiner Fruchtbarkeit, die als unerschöpflich geschildert wird, und der Gunst seiner Lage am Eingange des Golfs von Mexiko, durch welche es sowohl für den Osten der Vereinigten Staaten als für das westliche und mittlere Europa das nächste und am leichtesten erreichbare Tropenland wird. Es würde diesen Namen auch voll verdienen können, wenn die natürlichen Vortheile, mit welchen es verschwenderisch ausgestattet ist, zu der Entfaltung gelangen, deren sie fähig sind, die aber durch die bekannten unstäten Verhältnisse des Regiments, unter welchem die Insel steht, gehindert oder beschränkt wird. Auch unter diesen ungünstigen Verhältnissen hat sie eine Ausfuhr an eigenen Produkten, deren Gesamtwertb im Jahre 1879 auf mehr als 70 Millionen Pesos berechnet wurde.

Unter diesen Produkten stehen in erster Linie Taback und Zucker, auf deren Erzeugung und Verarbeitung sich Ackerbau und Industrie im Wesentlichen, soweit der Export in Betracht kommt, bisher beschränkt haben. Bauholz, Honig und Kupfer,

die außerdem noch ausgeführt werden, sind von verhältnißmäßig sehr geringem Belange. Obwohl ich in Betreff des Tabakrauchens die Ansicht der Mormonen für richtig halte, konnte ich doch nicht in Havanna sein, ohne mich darum zu kümmern, wie die Cigarren gemacht werden, welche alle Raucher in Entzücken versetzen, wenn auch nur eine Minorität wirklich weiß, wie wirkliche Havanna schmecken. Ich wendete mich daher an die beiden Häuser deutschen Namens, die bei uns am meisten bekannt sind, die der Herren Upmann und Bock & Co. und fand auf bescheidenes Ansuchen den denkbar freundlichsten Bescheid, indem die Chefs höchstselbst mich in ihre Fabriken geleiteten. Die Einleitung bildete natürlich das Anerbieten einer Cigarre, wie sie die Herren selbst rauchen, also sicherlich einer flor fina; Liebesblicke an einen Blinden verschwendet. Ich lehnte es ab, obwohl ich nicht leugnen will, daß es mir leid that. Um mit dem Anfang anzufangen, so präsentirte sich der Rohtaback in serones gepackt, Ballen, die aus Blättern der Königspalme gebildet sind; er ist in manojos (Bündel, eigentlich Handvoll) zusammengelegt, deren jedes 100 Blätter enthält, die dicht auf einander gepreßt sind. Sie werden in Klassen (7) nach Größe und Güte und Qualitäten getheilt; jedoch ist der Preis der verschiedenen Klassen nicht verschieden, vielmehr wird ein Durchschnittspreis gezahlt, der sich hauptsächlich nach dem Kredit der betreffenden Pflanzung — vega — bestimmt. Ich hätte gern die Kriterien erfahren, an welchen der Fabrikant die Güte des Blattes erkennt, wurde aber beschieden, daß diese Erkenntniß mehr Sache des Auges und gewissermaßen des Gefühls wäre, als daß sie an einzelne bestimmte Merkmale sich hielte. Die Hauptaufgabe des Käufers sei, den Boden der einzelnen vega und das Maaß der Sorgfalt zu kennen, welche der Pflanze bei der Kultur und Erndte angewendet. Das Aroma entwickelt sich erst allmähig. Um die werthvolle Gleichmäßigkeit der Farbe zu erzielen, wird den

Blättern ein betun (Wichse, Schmiere) gegeben, die aber nicht stark sein darf, weil sonst die Blätter reißen; sie besteht in einer Sauce, die aus dem Extrakt von Blätterrippen gewonnen wird.

Die Fermentation geschieht durch Einlegen der angefeuchteten Blätter in hölzerne Fässer mit einer Luftöffnung an der Seite, in welchen der Taback ohne weiteres Zuthun sich erhitzt. Sie dauert bis zu 14 Tagen. Dann werden die Blätter einen Tag lang an der Luft gekühlt und getrocknet. Der erste vorbereitende Akt der Formung ist das Ausrippen, d. h. das Ausziehen der dicken Mittelrippen des Blattes, das ein Arbeiter mit einem Rucke vollzieht, so daß das Blatt in zwei Theile getheilt wird, deren jedes das Deckblatt für eine Cigarre abgibt. Die getheilten Blätter werden dann, wozu besonderes Geschick gehört, nach ihrer Qualifikation für die einzelnen Sorten von Cigarren sortirt und dem Cigarrenmacher nebst dem für die Einlage und das sog. Umblatt dienlichen Taback zugetheilt. Das Wickeln der Einlage und das Decken geschieht mit der Hand. Zum Zerschneiden der Deckblätter bedient sich der Arbeiter einer flachen, kurzen, beinahe halbmondförmigen Klinge, zum Befestigen der Spitze eines Klebstoffes. So einfach die Operation ausieht, so gehört doch ein sicheres Augenmaaß und eine große Geschicklichkeit, insbesondere eine ausgebildete Feinfühligkeit der oberen Glieder der mittleren Finger dazu, um der Cigarre die gewollte Form und die vorgeschriebenen Dimensionen zu geben, von deren Erreichung der Arbeiter sich überzeugt, indem er die fertige Cigarre in einer „Lehre“ mißt. Was bei der Nachprüfung nicht probemäßig ist, wird zu seinem Schaden ausgesondert. Die probehaltigen Cigarren werden dann wieder nach der Farbe sortirt, wobei es Nuancen gibt, die das Laienauge nicht unterscheiden kann und demnächst aufgemacht.

Die Verschiedenheit der Fertigkeit und Geschicklichkeit der

Arbeiter ergibt sich aus der Verschiedenheit der Löhne, welche bei Upmann zwischen 13 und 60 Dollars per Mille sich abstufen und aus der Verschiedenheit des Tagesverdienstes, der zwischen 1.95 und 8 Pesos Gold sich bewegt. Die Fabrik von Upmann beschäftigt durchschnittlich 300 Arbeiter zur Bearbeitung eines Rohmaterials im Werthe von 400 000 Dollars, aus welchem 6—7 Millionen Cigarren gefertigt werden. Ein besonderes Item unter den Unkosten außer den Geldlöhnen bildet die Gewohnheit der Arbeiter, während der Arbeit zu rauchen, was ihnen erlaubt ist und Cigarren „auszuführen“, was sie natürlich nicht thun sollen. Herr Upmann veranschlagt das bezügliche Konto für die Fabrik auf nicht weniger als 20 000 Pesos jährlich. Erhebliche Kosten verursacht auch die Aufmachung, d. h. das Einpacken in Kästen, in deren Ausstattung bekanntermaßen viel Luxus getrieben wird; sie belaufen sich bei Upmann durchschnittlich auf 12½ Dollars per Mille. Sein Preis-kourant weist 66 verschiedene Sorten nach, deren Preise zwischen 38 und 500 Pesos und deren Gewicht zwischen 4½ (Tom Pouce) und 27 Pfund (Cesares) per Mille sich stufen. Die ihnen beigelegten Fanchymamen zu erfinden erfordert eben so viel Geschmack als Phantasie.

Etwas anders ist die Einrichtung der Fabrik von Bock & Co., die etwa 1700 Arbeiter beschäftigt und in welcher sowohl Cigarren als Cigaretten fabricirt werden. Mit der Anfertigung der letzteren sind 1300 Arbeiter beschäftigt, vorwiegend Chinesen, deren feine Finger sich zu der Arbeit ganz besonders schicken. Es ist der einfachste Arbeitsapparat, den man sich denken kann: ein Stuhl, ein Tischchen mit einem Behälter voll geschnittenen Tabacks und Papierhülßen; das Andere besorgen die flinken Hände, deren linke nur mit einem unscheinbaren Instrumentchen versehen ist, um die beiden Enden der Cigaretten anzudrücken. Die Einführung einer sinnreich konstruirten Maschine, welche in drei kurzen Operationen ein Duzend Cigaretten fertig macht,

ist versucht, wird aber keine ausgedehnte Anwendung erfahren, da die auf ihr hergestellten Cigaretten weniger lose als die mit der Hand gefertigten und deshalb weniger beliebt sind. Täglich werden von Cigaretten für 8000 Pesos verkauft, was nur erklärlich ist, wenn man den ungeheueren Konsum sieht, der eigentlich nimmer unterbrochen zu werden scheint. Die tägliche Produktion von Cigarren wird auf 50 Mille angegeben, soll aber auf das Doppelte gesteigert werden. Preise und Gewicht sind denen von Upmann ziemlich gleich.

Die Ausfuhr von Rohtaback und Cigarren hat 1878 einen Werth von  $13\frac{1}{4}$  Millionen Dollars erreicht, für welche an Ausfuhrzoll 1 163 000 Dollars entrichtet worden sind, was beinahe 9 Prozent des Werths ausmacht. Der Centner Roh-taback ist mit vier Pesos, das Tausend Cigarren ohne Unterschied des Gewichts mit zwei Pesos belastet.

Weniger über die Welt berühmt aber nach Werth und Ausdehnung ungleich bedeutender als der Taback ist der Zucker, den Kuba produzirt und ausführt. Wie ich schon erwähnte, konzentriert sich die Pflanzung des Rohrs und die Fabrikation des Zuckers in der Provinz Matanzas, doch findet sie sich auch in den südlich davon gelegenen Landestheilen wie Sagua, Remedio und St. Jago de Cuba. Ueberall, wo Eisenbahnen angelegt werden, begleitet sie die Zuckerkultur; sie fehlt im Norden, wo die Eisenbahnen fehlen und wo noch Urwald den fruchtbaren Boden bedeckt.

Ich hatte, um das Centrum kennen zu lernen, mich mit Empfehlungen nach Matanzas versehen und habe dem Ausflug dorthin einige Tage gewidmet. Indes ehe ich davon erzähle, will ich eine Episode einschalten, die sich zeitlich an den Besuch der Bocá'schen Fabrik schließt und die ich vielleicht vergessen möchte, wenn ich mich erst in den Zucker verbissen habe. Sie gilt einem Hahnenkampfe, der neben den Stiergefechten der beliebteste nationale Sport ist, jedoch mehr die Gewinnsucht als den Blutdurst befriedigt. Als wir in der Fabrik umhergingen,

war mir ein wüßtes Schreien aufgefallen, das sich nach längeren Pausen wiederholte und nach dem Klange von leidenschaftlich erregten Menschen ausgehen mußte. Es rührte aus einem Cirkus, der neben der Fabrik stand, und in welchem, obwohl Werktag war, eben Hahnenkämpfe stattfanden. Solche Kämpfe werden von Unternehmern veranstaltet, welche den Cirkus errichten und sich für die Unkosten sowie für die Steuer von 50 Pesos, welche sie für jede Vorstellung zu entrichten haben, durch das Eintrittsgeld bezahlt machen, welches für die bevorzugten Plätze in unserem Falle 2 Pesos per Sitz betrug. Der Cirkus war ein höchst primitiver runder Bau aus dünnen Masten, Brettern und Stricken, ohne den Luxus eines einzigen eisernen Nagels, mit weißem Stoffe bedeckt zum Schutz gegen Sonne und Gratiszuschauer und mit Sitzen, die entsprechend dem Gegenstande des Schauspiels nur Hühnersteigen waren. Gleichwohl waren sie dicht mit Zuschauern besetzt, die in möglich einfachster Kleidung — meist nur im Hemd und Hose — auf ihnen herumbaumelten; es mochten ihrer wohl an die 300 sein. Als wir eintraten, war eben ein Kampf beendet und die Wetten, die bei der ganzen Geschichte die Hauptsache sind, wurden beglichen; es wurden dabei Beträge von mehreren hundert Pesos bezahlt. Sie gehen nach der Mittheilung meines Begleiters bei manchen Kämpfen von besonderem Interesse bis zu 5000 Pesos. Dann begannen die Vorbereitungen zu einem neuen Kampfe. Die Arena wurde geebnet und den beiden Wärtern überlassen, welche jeder mit einem Hahne eintraten, um ihn dem Publikum vorzustellen und den Sachkundigen zur speziellen Prüfung nahe zu bringen. Die Thiere sahen sonderbar genug aus. Die Köpfe waren blank gerupft, Kamm und Lappen abgeschnitten und auch andere Theile des Körpers von Federn entkleidet, was den Zweck hat, die Angriffspunkte für den Schnabel des Gegners zu vermindern; nur die stark gekrümmten, kräftigen Schwänze erinnerten an Gallus den Hahn und gaben zusammen

mit den sehr entwickelten gelben Sporen, die überdies durch daran befestigte kleine Klingen von Stahl verstärkt waren, ihnen ein kriegerisches Aussehen. Als die Zuschauer sich über den Werth der beiden Fechter genugsam unterrichtet hatten, ging es an das Entriren der Wetten in einem wirren Durcheinander der Stimmen, bei dem kaum ein Wort zu verstehen war und hauptsächlich vermittelt durch eine Zeichensprache der Finger. Die Wetten werden nicht gebucht; doch soll es selten vorkommen, daß sie nicht honorirt werden. Nach einer halben Stunde begann der Kampf. Während desselben blieben die beiden Wärter in der Arena, da ihnen obliegt, nach gewissen Regeln die Thiere loszulassen, sie auseinander zu bringen, wenn sie die Kampfordnung verletzen und sie nach der Entscheidung aufzunehmen. Die beiden Hähne, Eigenthum eines Grafen Federigo, gingen sofort aufeinander los und bearbeiteten sich mit Schnäbeln und Beinen, daß sie bald von Blut bedeckt waren. Mit ihrer Wuth wuchs der Enthusiasmus der Zuschauer, welche jeden Angriff und jeden Beweis von Bravour des einen oder anderen Hahnes mit lautem Geschrei und mit Gesticulationen begleiteten, daß die schweigsame Wuth der Thiere im Vergleich dazu wie Vernunft erschien: es war das reine Tollhaus. Der Tollsten einer war ein großer dicker Kreole, der mir gegenüber saß und der bei den Wetten stark bethelligt war. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, daß er dunkelblau wurde, so heftig schrie er und dabei schlug er mit Armen und Beinen um sich, daß seine Nachbarn nur mit äußerster Anstrengung ihn zu halten vermochten. Der Grund war, wie aus dem Gebrüll zu entnehmen war, daß er den einen Wärter bezichtigte, den Hahn, gegen den er gewettet, mit Verletzung der Regeln vor dem Gegner salvirt zu haben. Die Niederlage des einen Kämpfers, der für todt liegen blieb, machte dem Lärm und dem widrigen Schauspiel ein Ende. Ich hatte gemeint, daß die Zuschauer, welche es fesselte, nur den niederen Ständen angehören könnten; ich wurde beim

Herausgehen belehrt, daß unter den Hauptwetterern der Präsident des Tribunals von Havanna und sein Schwiegerjohn, Professor an der Universität daselbst, sich befunden hatten. Und nun, nachdem ich mein Reportergerwissen erleichtert, hinein in den Zucker!

Die Stadt Matanzas, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist durch zwei Eisenbahnen mit Havanna verbunden und von hier in wenigen Stunden erreichbar. Ich fuhr mit dem ersten Morgenzug hinaus, der lange vor Sonnenaufgang von Havanna abging; er führte zunächst durch das Viertel der Chinesen, hier Asiaticos genannt, von denen etwa 10000 in der Stadt Havanna sich aufhalten und die hier, wie überall wo sie in größerer Anzahl zusammen sind, in besonderen Quartieren abgeschlossen leben. Dann ging es in das Land hinaus, in welchem die steigende Sonne den leichten Nebel, den die Morgenkühle darüber gebreitet hatte, langsam aufnahm. Ueberall fesselte Neues das Auge, Flächen mit jungem Zuckerrohr, dessen helles, frisches Grün wie ein Lächeln auf dem Antlitz der Landschaft erglänzte, an den Wasserläufen Gruppen hoher Bambus, die ihr Blattgefieder zu graciösen Lauben wölbten, Bananen, in tiefgrünen, mächtig breiten, leicht gebogenen Blättern vom Boden aufsteigend wie Fontainen, vor Allem die Palmen im stolzen Aufbau ihrer schlanken Stämme. Von dem überquellenden Reichthum des Pflanzenlebens gab jeder Eisenbahneinschnitt Zeugniß, dessen Wände in ihrer ganzen Höhe mit Grün so überdeckt waren, daß kein Fleckchen bloßen Bodens zum Vorschein kam. Ab und zu erschienen Pflanzungen mit Fabriken, stattliche Gebäude im weiten, ummauerten Viereck sich abschließend, daneben Hütten aus dem Uransfang der Kultur, Stangen in den Boden gesteckt, mit den breiten Blättern der Banane oder der Königspalme als Dach, an der Thür hier und da eine dürrstig bekleidete Negerin, die dem vorbeibrausenden Zuge nachsah, oder wollhaarige, schwarzbraune Kinder, an der Mutter-

brust der Erde liegend und durch keine Kleidung in der Bewegung der rundlichen Glieder gehemmt. Bekanntes grüßt nur aus dem Thierreich. Der Truthahn und das Perlhuhn haben dasselbe Kleid wie bei uns und der kosmopolitische wälsche Hahn kräht wie bei uns. Etwas Weltbürgerliches hat auch das Schwein, das sich hier gerade so behaglich — wälzt und dabei grunzt wie anderswo; seine Erscheinung hat zwar entschieden etwas Untropisches vermöge der Inkongruenz von Fett und Hitze; doch scheint es weder selbst noch scheinen die Neger, deren Hauptnahrung es ist, daran Anstoß zu nehmen. Uebrigens ist Kuba insofern ein Paradies, als es weder reizende noch giftige Thiere beherbergt, letztere nicht mit Vorbehalt des Skorpions und einer Art der Kreuzspinne.

Die Stunden bis Matanzas waren rasch vergangen. Ich hatte das Vergnügen, in dem gastfreien Hause des deutschen Konsuls daselbst einen ehemaligen deutschen Offizier, Herrn v. Kr. zu treffen, der nach dem französisch-deutschen Kriege seinen Abschied genommen und in Kuba durch mehrere Jahre eine Zuckerpflanzung geleitet hatte. Seine Pläne waren jetzt auf Domingo gerichtet, wo Billigkeit des Bodens und der Arbeitskräfte für ein gleichartiges Unternehmen einem thatkräftigen, mit Kapital ausgerüsteten, Manne gute Aussicht eröffnen sollen. Er wurde mir ein freundlicher Führer in die Umgebung, hinauf nach dem Mont Serrat, von dem man die Stadt und den weiten Hafen überblickt, und nach dem Cumbre, einem Höhenzuge zwischen letzterem und dem Thal von Yumuri, das sich, von Palmen und Maisfeldern bedeckt, längs des Monte Augusto Uloa zum Meere hinabzieht. Dort oben war ein idyllisch schönes Stück Erde. Zwischen blühenden Oleandern und unter Lorbeerbäumen geborgen liegt eine Anzahl kleiner Landhäuser mit dem Ausblick auf das Meer, das seinen kühlen Hauch auf die Höhe sendet und in Gärten, welche keinen Winter kennen. Sie sind der beliebte Aufenthalt junger Paare im

Mois de miel, und etwas von dem Glück und der Stimmung dieser Zeit schien in der Luft zu schweben, wie selbst wir beiden alten Junggesellen fanden. Wer weiß, ob wir es gefunden hätten, wenn wir sie einmal wirklich erlebt hätten?

Um mich in die Zuckerkultur praktisch einzuführen, begleitete Herr v. Kr. mich am anderen Tage nach Majaua, einem Ingenio de acúcar, wie man Pflanzung und Fabrik von Zucker nennt, im Innern des Landes nahe an der Eisenbahnstation Union, welches unter intelligenter Leitung steht und als musterhaft verwaltet gilt. Da Herr v. Kr. den Besuch angekündigt hatte, empfing uns am Bahnhof der Wagen des Verwalters, eine sog. Volante in ausnehmend schmucker Ausstattung. Eine solche Volante ist ein originelles, zugleich bequemes und zweckmäßiges Fahrzeug, das wohl eine Extrabeschreibung verdient. Es ist zweifösig mit einem hinten offenen Verdeck und einem senkrechten Schutzbrett vorn. Die beiden fast fünf Fuß hohen Räder liegen mit ihrem ganzen Umfang hinter dem Wagen, das Pferd, in eine lange Gabeldeichsel gespannt, trägt vorn dessen Last. Man kann es vom Wagen mittelst langer Zügel leiten, die durch Oeffnungen des Schutzbrettes gehen, in der Regel aber wird ein Reitpferd daneben gespannt, das im Nothfall mitzieht und dessen Reiter das Wagenpferd im kurzen Zügel führt. Die sonderbar scheinende Konstruktion bewährt sich trefflich auf schlechten Wegen, auf welchen vierräderige Wagen stecken bleiben würden, und hat den Vortheil, daß alle Stöße auf unebenem Terrain ausgeglichen werden. Die Volante ist daher in dem theilweise bergigen Lande ein unentbehrliches Behülfel. In unserem Falle vereinigte sich der Zweckmäßigkeit die Eleganz, die in silbernen Beschlägen an Pferd und Wagen und nicht zuletzt in dem Reiter zum Ausdruck kam, der ein kräftiger Neger in schneeweißem Anzug und hohen blanken Stiefeln ein wahres Musterbild war.

Er. B., der Verwalter, begrüßte uns im Ingenio und

führte uns nach einem einleitenden Rundgange durch die Anlagen bei seiner Familie ein, die aus einer anmuthigen Frau und zwei heranwachsenden Kindern bestand. Beide Gatten stammen aus Venezuela von deutschen Eltern, von denen Sr. V. das volle Verständniß der deutschen Sprache bewahrt hat, während es der Señora abhanden gekommen. Der Freundlichkeit der Aufnahme that Lekteres jedoch keinen Eintrag.

Der Tag und ein Theil des folgenden wurde einer Besichtigung der Felder und des Ingenio gewidmet, und es wäre nicht die Schuld meiner lehrfreundigen Führer, wenn ich den Gang der Zuckergewinnung nicht gründlich erfaßt haben sollte.

Das Zuckerrohr pflügt im Herbst gepflanzt zu werden, nachdem der Boden 8—10 Zoll tief — in Majaua mittelst Dampfpfluges — bearbeitet und mit animalischem Dünger gedüngt worden ist. In der Regel werden zwei Setzlinge gepflanzt. Umsichtige Pflanzler erneuern die Pflanzung durchschnittlich alle sechs Jahre; jedoch halten einzelne Pflanzungen 25 Jahre und darüber aus, während andere schon nach drei Jahren umgepflanzt werden müssen. Die Vegetationsperiode ist etwa ein Jahr. Das Rohr reift, wenn die Blüthen aufgehen, die auf hohen Stengeln als gefiederte Rispen von graublauer Farbe aufsteigend den Blüthen unseres Schilfrohres ähneln. Das Schneiden des Rohrs geschieht mittelst kurzer, starker, hirschfängerartiger Messer (machete). Bald nach dem Schnitt treibt das Rohr wieder aus den Wurzeln. Die Aufgabe alsdann und besonders in der Regenzeit ist, das Feld von Unkraut frei zu halten.

Das geschnittene Rohr wird auf Carretas geladen, vorfluthliche Fahrzeuge, deren schwerfällige Räder einen Durchmesser von fast 10 Fuß haben mit einer Deichsel von Balkenstärke, auf welcher der Führer stehen kann und von zwei oder vier Ochsen gezogen, die in schwere, plumpe Joche paarweise eingespannt sind und mit langen eisernen Stacheln angetrieben

werden. Um die Plattform des Wagens werden Stäbe bis zur Höhe von 10—12 Fuß gesteckt, zwischen denen die Ladung aufgeschichtet wird. Auf den in ihren Einrichtungen vorgeschrittenen Pflanzungen, wie Majaua, sind, wo das Terrain es erlaubt, Schienen auf die Wege gelegt, auf denen 6—7 vieräderige, niedrige Cars gleichzeitig gefahren werden. Die beladenen Cars werden, um das Gewicht des Rohrs zu ermitteln, nach der Ankunft zunächst auf Fairbanks Waagen mittelst einer Vorrichtung gewogen, die gleichzeitiges Wägen von sieben Cars gestattet.

Die Entladung geschieht unmittelbar neben dem Quetsch- oder Mahlwerke, einem aus drei Quetschwalzen bestehenden, mittelst Dampf bewegten Apparat, welchem das Rohr auf einem Conductor zugeführt wird und von welchem der zwischen den Walzen ausgepreßte Saft nach unten seitlich abfließt. Der Conductor ist ein aus hölzernen Gliedern bestehendes Band ohne Ende, über einer Walze langsam bewegt und in aufsteigender Richtung vor das Quetschwerk gelegt. Letzteres wird von zwei Arbeitern bedient, welche bei einer Stopfung die Walzenbewegung arretiren und das Hinderniß beseitigen. Das ausgepreßte Rohr fällt auf der Gegenseite auf einen zweiten Conductor ähnlicher Einrichtung, der es über die Umfassungsmauer hebt und in dort stehende Carretas entladet. Nachdem es auf den Boden gebreitet einen Tag lang von der Sonne getrocknet worden, wird es als Feuerungsmaterial verbraucht, so weit es dazu nicht erforderlich, als Dünger verwendet. Wo Kohle zu haben ist, wird es damit behufs der Feuerung vermischt und bedarf dann keiner vorgängigen Trocknung.

Der ausgequetschte Saft fließt in einen unterhalb liegenden Behälter durch einen kupfernen Deckel mit Löchern behufs Zurückhaltung grober Unreinigkeiten und wird von hier nach den Scheidegefäßen aufgepumpt. Die Klärung mittelst Kalk geschieht in eisernen viereckigen Behältern, die mittelst Dampf in einem

Röhrensystem geheizt werden. Der Saft gelangt dann in die Kochapparate, wird noch ein zweites Mal geklärt und demnächst in die Centrifugen bekannter Konstruktion gebracht, wo die Zuckerkrystalle vom Syrup durch Schleudern getrennt werden. Bei der Trennung wird eine bestimmte Farbe erstrebt mit Rücksicht auf den in den Vereinigten Staaten angewendeten Modus der Verzollung, bei welchem der Zuckergehalt nach Farbenmustern — neuerdings zum großen Mißvergnügen der Pflanze unter Mitankwendung der Polarisation — bemessen wird. Der fertige Zucker fällt in einen Behälter, aus welchem er mittelst Schöpfwerks aufwärts in einen Trichter gehoben wird, durch den er in das zu füllende Faß fällt. Das Faß steht auf der Waage, ein Arbeiter stampft den einfallenden Zucker ein bis zur Erreichung des gewünschten Gewichtes, das per Faß 1500 Pfund beträgt; er kann den Zufluß aus dem Rohre des Trichters mittelst einer einfachen Vorrichtung jeder Zeit abstellen. Das gefüllte Faß, dessen Eigengewicht 200 Pfund beträgt, wird von einem zweiten Arbeiter geschlossen und mit einer Kippvorrichtung auf die Seite gelegt, so daß zwei Menschen zum Füllen und Fortbewegen ausreichen.

Das Zuckerhaus in Majaua macht den Eindruck vorzüglicher Disposition, ist, da es von zwei Seiten offen, lustig, sauber gehalten und auch äußerlich gefällig. Die Kessel liegen halb im Souterrain, derart, daß ihre Feuerungen von der Außenseite des Gebäudes zugänglich sind und bedient werden; gegen dieses sind sie im Innern durch einen leichten Ziegelboden abgeschlossen.

Das Ingenio von Majaua wird mit Negern betrieben, deren etwa 200, zur Hälfte Männer, zur Hälfte Weiber, ihm als Patrocinados angehören. Zur Erntezeit steigt die Arbeiterzahl durch Heranziehung freier Arbeiter auf 300. Die Letzteren erhalten neben der Kost einen Monatslohn von 30 Pesos Papier. Auch die Kinder werden zu Arbeiten angehalten, die ihren

Kräften entsprechen; sie helfen beim Auf- und Abladen der Carretas, füttern während desselben die Zugochsen mit den grünen Blättern des Zuckerrohrs u. s. w.

Die Neger sehen im Allgemeinen gut genährt und kräftig aus, sind aber nur dürftig bekleidet, was das Klima allerdings nicht bloß erlaubt, sondern erheischt. Die Männer haben meist nur eine lange Hose, die Weiber nichts als ein Kopftuch und ein langes Hemd, die Kinder noch weniger; doch entspricht diese Einfachheit keineswegs ihrer Neigung. Die Weiber sind im Gegentheil auf Putz so begierig, daß sie viele Pesos in Gold für einen Anzug ausgeben. Nach der Ansicht von Sr. B. fehlt ihnen durchweg der Sparsinn und sie bestehlen einander wo sie können. Auch der Ehe sollen sie durchaus abgeneigt sein; die passe, wie sie sagen, nur für die Weißen.

Die gesammte Negerbevölkerung des Ingenio wohnt in einem sog. Barrancoon, das neben dem Hause des Verwalters liegt. Es ist dies ein einstöckiges Gebäude, weiß getüncht, mit Ziegeln gedeckt, das um einen großen viereckigen Hof liegt, in welchen zur Nacht die Pferde der Pflanzung gebracht werden, um sie gegen Diebstahl zu sichern. Das Haus ist in Abtheilungen getheilt, von denen je eine das Gelaß für eine sog. Familie oder Genossenschaft enthält. Jede Familie hat nur einen Raum, der sein Licht lediglich durch die Thür erhält, welche vom Hofe hineinführt. Rings um diesen läuft ein offener Gang mit einem vortretenden Dache, das auf Holzpfosten ruht. Hier wird das Kochen auf eisernen Untersätzen besorgt, welche mittelst eines mobilen Blechmantels gegen den Windzug geschützt werden und deren jede Abtheilung einen zur Verfügung hat. Sr. B. läßt gegenwärtig in einer Ecke des Hofes eine massive Küche bauen, deren gemeinschaftlicher Gebrauch der unzumuthbaren und kostspieligen Einzelkocherei ein Ende machen soll; er bezweifelt aber, daß es gelingen werde, die schwarzen Köchinnen zur Benützung derselben zu bestimmen.

Die Nahrungsmittel bestehen in gedörrtem Rindsfleisch, das aus Montevideo eingeführt wird, ein halbes Pfund und aus Reis ein Pfund per Kopf und Tag, dazu Bananen und süße Kartoffeln. Brod wird nicht verabreicht; die Neger lieben es angeblich nicht. Als ich in das Barrancoon kam, war eben eine alte Negerin, der das weiße, dicke Wollhaar unter dem Kopftuch hervorquoll, mit der Bereitung des Mahles für ihre Abtheilung beschäftigt; sie zerriß das Rindsfleisch mit der Hand, schälte mit gleich einfachen Mitteln die zerbrochenen Bananen und warf Beides in den Kochtopf mit siedendem Wasser. Voilà tout. Auch in die Wohngelasse konnte ich Einsicht nehmen, als eine junge irrsinnige Negerin das ihrige vorübergehend verließ. Es sind Räume, deren ganze Ausstattung aus der Lagerstätte und einem Tisch besteht, mit festgestampftem Boden und geschwärzten Wänden. Die Neger wollen keine hellen Wände, wie sehr sie auch in ihrer Kleidung helle Farben bevorzugen und schwärzen sie nach der Tünchung baldigst wieder durch Rauch. Sie versehen oder verhängen auch die Fenster; die Dunkelheit mag das Gefühl der Kühle erzeugen, wenn nicht andere Gründe sie bestimmen, sich gegen das Licht abzuschließen.

Ich konnte das Barrancoon nicht ohne ein Gefühl der Beklemmung verlassen unter dem Druck der Vorstellung, daß in diesen Räumen zahlreiche Menschenleben beginnen, verlaufen und enden, ohne daß je ein Lichtstrahl der Bildung oder des Glückes, wie wir es verstehen, in sie gefallen ist. Nach der harten Arbeit des Tages Nichts als dieser Aufenthalt! Und noch dazu gilt dieses Ingenio als eines, wo für die Neger am besten gesorgt ist. Wie mag es anderswo aussehen, und wie wird es vor der Emancipation gewesen sein! Ich zweifelte indeß, daß meine empfindsame Anwandlung von den Negern verstanden worden wäre, oder daß sie bei meinen deutschen Begleitern sympathische Aufnahme gefunden hätte. Sie Beide hatten auf Grund ihrer Erfahrungen aus langjährigem Verkehr mit den



Neger eine abweichende Auffassung über das Naturell der Race, welche für weichmüthige Milde keinen Dank, weil kein Verständniß hätte. Herr v. Kr. insbesondere hob als das Ergebnis seiner Beobachtungen hervor, daß die Neger unter strenger Zucht gehalten werden und daß sie sich der geistigen, womöglich auch der körperlichen Ueberlegenheit des weißen Mannes stets bewußt bleiben müßten, sollte die Bestie in ihnen nicht die Herrschaft gewinnen. Er hätte auf seiner Pflanzung den Beamten bei der Annahme erklärt, daß sie sofort entlassen werden würden, wenn er sie mit einem Neger anders als über Dienstliches sprechend fände, oder wenn er sähe, daß sie mit einer Farbigen sich einließen, und er hätte demgemäß auch gehandelt.

In wohlthuemem Gegensatz zu dem Barrancoon stehen die Einrichtungen, bei welchen der Verwalter von den Gewohnheiten und Vorurtheilen der Neger weniger abhängig ist: die Einrichtungen für die Krankenpflege und für die Erziehung. Die Krankenzimmer befinden sich in einem freundlichen Hause, das auf der anderen Seite der Wohnung des Verwalters steht, in gesonderten Abtheilungen für Männer und Weiber, zwar nur ausgestattet mit hölzernen Britschen und Wolldecken, aber sauber gehalten, hell und gut gelüftet. Im Eingang hat der Krankenwärter sein Bureau; er dispensirt zugleich die Arzneien der Apotheke, die sich an den Wänden des Hausflurs schmuck präsentirt. Außer Verletzungen ist Fieber die hauptsächlichste Krankheit, die ärztliche Behandlung daher einfach. Zur Zeit war der Bestand an Kranken vier Männer und drei Weiber. In einem Seitenflügel sind im oberen Stockwerk drei Zimmer für Wöchnerinnen eingerichtet, welche nach der Niederkunft 40 Tage hindurch von Arbeit frei bleiben. Auf das Jahr werden 8—10 Geburten gerechnet, doch sterben die Kinder meist in den ersten Jahren. Die Aufzucht wird in Abwesenheit der Mütter unter gemeinschaftlicher Obhut gehalten; es gibt kaum einen drolligeren Anblick als der, den die kleine Bande gewährt, so

lange sie in dem Alter steht, wo das Kind noch stärker ist als die Race. Die älteren Kinder erhalten dem Gesetz gemäß Unterricht, der sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt, und der ihnen gemeinschaftlich von dem Universalgenie von Krankenwärter, der zugleich Apotheker ist, ertheilt wird.

Sieht man das Treiben und Leben des Ingenio ohne Sentimentalität bezüglich der Neger an, so gibt es ein sehr bewegtes und durch Neuheit fesselndes Bild. Hochbeladene Carretas, die sich langsam vorüberschleppen; Stiere, die an langem Steintrog den Durst löschen; Neger, die Rohr tragen, dessen grüne Blätter sie fast verhüllen; dazwischen die Beamten, in ihrer kleidsamen weißen Tracht, das Haupt durch den breiten Sombbrero, oder den indischen, in weißen Mouffelin gehüllten Korzhelm geschützt; die schwanken Palmen über dem Ingenio und über Allem der tiefblaue Himmel und heller Sonnenglanz: es ist ganz vergnüglich zu sehen, besonders in behaglicher Ruhe von der kühlen Halle des Hauses.

Wir waren gerade in eine arbeitsvolle Zeit gekommen, in welcher alle Kräfte angespannt waren. Eine Woche zuvor waren etwa vier Caballerias (à 50 Morgen) Zuckerrohr in Brand gesetzt worden, ob durch Nachlässigkeit oder durch Bosheit war noch nicht festgestellt, und es war nothwendig gewesen, das angebrannte Rohr, das noch einen, wenn auch geringeren Ertrag gibt, schleunigst zu schneiden und zu mahlen, weil der Saft nicht länger als acht Tage sich hält und bei eintretendem Regen schon früher verdirbt. Es war daher Tag und Nacht gearbeitet worden, und auch am Tage unserer Ankunft mußte die Arbeit spät in den Abend fortgesetzt werden, um den letzten Rest des Rohres, welchen die Carretas heranschleppten, zur Verarbeitung zu bringen. Die Neger, Männer, Weiber und Kinder, standen in langen Reihen, um sie zu entladen und das Rohr neben den Conductor des Quetschwerkes niederzulegen. Dazu sangen sie eine nicht ungeschickliche, wenn auch einförmige Melodie, deren

Worte regelmäßig wiederkehrten. Der Text des improvisirten Gesanges drückte ihre Empfindungen unzweifelhaft aus; er lautete nach der mir gegebenen Erläuterung etwa so: Es ist spät Abend; immer noch müssen wir arbeiten und sind doch schon so müde.

Derartige Brände sind häufig und bei der großen Ausdehnung der Pflanzungen ebenso schwer zu verhüten wie zu löschen. Um sie beim Entstehen zu entdecken, ist in Majaua ein hoher hölzerner Thurm als Observatorium errichtet, auf welchem ein Wächter mit der Verpflichtung auszulugen beständig postirt ist. In der Regel ist diese Wache Aufgabe der Rekonvalescenten.

Auf anderen Pflanzungen beschäftigt man schon gegenwärtig ausschließlich freie Arbeiter, darunter viele Chinesen, die auf die Insel bereits in verhältnißmäßig großer Zahl eingeführt sind. Der Censur von 1877 gibt dieselbe auf mehr als 46 000 an, darunter nur 76 Weiber. Chinesische Unternehmer, die auch selbst Pflanzungen in Pacht nehmen, vermitteln die Gestellung.

Der Zuckergehalt des Rohrs wird auf durchschnittlich 14 Prozent des Gewichts angegeben, von denen in Majaua  $8\frac{1}{2}$  bis 9 Prozent gewonnen werden, eine Ausbeute, die für verhältnißmäßig hoch gilt.

Soweit der Tag nicht durch die Pflanzungen und die Fabrik in Anspruch genommen war, wurde er in dem traulichen Familienkreise verbracht. Das Haus des Verwalters ist mit Veranden umgeben, und durch einen Vorgarten geschmückt, in welchem seltene tropische Pflanzen reichlich wachsen; jedoch ist es im Ganzen nach deutschem Gebrauch disponirt und eingerichtet. Anders ist das Haus der Eigenthümer der Pflanzung, die es vorziehen, in Havanna zu leben und Majaua nur gelegentlich besuchen. Es repräsentirt den kubanischen Styl: ein einstöckiges Gebäude mit großen hohen Zimmern, die oben

offen sind, so daß man aus jedem den Dachfirst sieht; die Zwischenwände reichen nur bis an das Gesims des Daches. Der Zweck ist, daß die Luft frei durch das Dach über alle Zimmer streichen kann und diese dadurch kühl erhalten werden; gewiß eine einfache und sinnreiche Lösung der Ventilationsfrage. Ein noch größerer Vorzug des Hauses ist der ausnehmend schöne und große Garten, der daran anschließt und den Sr. B. mit allem Eifer und aller Einsicht eines passionirten Botanikers pflegt. Was in den Tropen nur gedeihen kann ist hier vereinigt: Mangobäume, süße Lemonen und Bergamotte-Orangen, Kafeebäume mit Blüten und Früchten, Brodbäume, die Kampferpalme, eine andere Palmenart, die Luftwurzeln aussendet, welche sie wie Strebepfeiler stützen, zahlreiche Orchideen, daneben aber auch Weißkohl und Bohnen zwischen sprießenden Veilchen, Heliotrop und blühenden Rosen und das Alles mitten im Winter, am 19. Januar! Vergib mir den neuen Ausbruch von Ekstase. Diese Fülle erotischer Natur berauscht noch immer den Sinn des nordischen Mannes.

Ein wenig dämpfen konnte den Eifer die Nacht von wegen der Mosquitos. Sie sind nicht groß an Format, aber um so größer an Bosheit, eine höllische Verbindung von Blutdurst und Schlaueit, vor der sich zu schützen ein von mir noch nicht begriffenes Kunststück ist. Man geht ohne Licht in das Schlafzimmer, man schlüpft wie ein Dieb in den Mouffelinhimmel, der als „Mosquitonez“ das Bett von allen Seiten bis auf den Boden hinab umspannt, man macht ebenso schleunig das Schlupfloch wieder zu und kaum liegt man ein Viertelstündchen auf dem ungewohnten Lager, auf welchem zu schlafen dem Neuling ohnehin schwer fällt, so erhebt sich ein leiser, schwirrender Ton, bald oben, bald zur Seite, ein anderer sekundirt und um die Ruhe ist es zunächst geschehen. Ich verglich in meinem stillen Zorn das Treiben der kleinen Bestien mit der Verleumdung, die um den Menschen flattert und die er auch nicht sehen oder

fassen kann, obwohl er ihr Dasein merkt und die ihm dabei still das Blut ausfaugt. Wenn ich sagte „ungewohntes Lager“, so hat dies seine Berechtigung. Was man hier Bett nennt, besteht aus einem eisernen Rahmen als Unterlage, über den auf Gurten ein weißes Tuch gespannt ist, so prallhart, daß es absolut nicht nachgibt, dazu zwei rundliche harte Kissen und eine leichte Decke, von Matratze nicht die Spur; Alles der Hitze wegen. Man liegt wie auf Stein. Es bedarf einer gewissen Training, bei der man durch blaue Flecke und einen Anfaß zur Hornhaut hindurchgeht, ehe man ein solches Lager als Bett anerkennen und seinen Werth schätzen lernt.

Die Frische und Schönheit des Morgens machte indessen diese kleine Misere bald vergessen. Schon um 5 Uhr hatte die Hausglocke geweckt, denn unter den Tropen muß man die Morgenstunden nützen. Vor meinem Fenster lärmten kleine grüne Papageien, Nachttauben gurrten und glucksten. Inzwischen brachten die schwarzen Treiber bereits die ersten Carretas vom Felde herein. Wir bekamen noch einen Strauß herrlicher Blumen auf den Weg; dann ging es nach freundlichem Abschied zurück nach Matanzas.

Nach dem, was ich hier und in Havanna über den Stand und die Aussichten der Zuckerindustrie vernahm, ist die Meinung darüber vorwiegend ungünstig. Weder in Ausdehnung noch im Ertrage der Kultur wird geleistet, was nach der Fruchtbarkeit des Landes möglich wäre. Von dem Boden der (431) Pflanzungen in der Provinz Matanzas ist kaum die Hälfte bebaut; die größere Hälfte, abgesehen von einer relativ geringen Quote, wo das Terrain Kultur nicht zuläßt, liegt brach. Den Ertrag per Caballeria gibt ein amtlicher Bericht für das Jahr 1881 auf nur 669 Dollars an, wovon  $\frac{2}{3}$  auf Unkosten gerechnet werden. Für manche Pflanzungen läßt die Kultur überhaupt keine Rechnung mehr.

Die hauptsächlichlichen Ursachen des Rückganges werden in

dem Mangel an billigen Arbeitskräften und in dem Steuerdruck gefunden, der auf dem Lande insbesondere seit der Insurrektion lastet. Die Höhe der Arbeitslöhne, welche eine steigende Tendenz haben, ist, abgesehen von der Emanzipation, veranlaßt durch die hohen Preise vieler Lebensbedürfnisse und diese wiederum sind es, außer durch die schon erwähnte Papiergeldwirthschaft, durch die Höhe der Eingangszölle, die durchschnittlich 30 Prozent des Werths betragen. Auf dem Zucker ruht ein Ausgangszoll von  $5\frac{1}{2}$  Dollars per Faß, außerdem eine direkte Steuer von 16 Prozent des Reinertrags, welcher durch Kommissionen eingeschätzt wird. Die Pflanzer rechnen, daß die Steuern die Hälfte des Ertrages nach Abzug der Kosten nehmen.

Einen Fortschritt stellt es unter den angegebenen Umständen dar, daß eine Centralisirung der Fabrikation in Aufnahme kommt, in dem Sinne, daß Pflanzungen mit unzulänglicher Fabrikationseinrichtung das grüne Rohr nicht selbst verarbeiten, sondern es an central gelegene, mit zweckmäßigen Einrichtungen ausgestattete, Fabriken verkaufen. Vielleicht erfüllt sich auch die schon angedeutete Hoffnung, welche manche Pflanzer hegen, daß nach völliger Beseitigung der Sklaverei die Arbeitslöhne herabgehen, weil alsdann die Regierung dem Verlangen nach Ermäßigung der Steuerlast, das sich bisher mit Rücksicht auf die Sklaverei weniger allgemein geltend machte, nicht widerstehen können. Die tieferen Schäden, welche in der Race und deren Mischung, sowie in dem politischen Regime liegen, das in schwer empfundener Abhängigkeit von den schwankenden, politischen Verhältnissen des Mutterlandes steht, werden allerdings nicht geheilt, auch wenn jene Hoffnung sich erfüllt.

Die Hauptabnehmer der Ausfuhr sind die Vereinigten Staaten, die mehr als 80 Prozent des gesammten Werthes derselben, insbesondere den Zucker, aufnehmen; dann folgt unmittelbar Spanien mit einem Abschlag auf  $5\frac{1}{2}$  Prozent. Auf-

fallend ist dabei, daß Spanien trotz der Begünstigung seiner Flagge und seiner Häfen in dem Handel mit Kuba seinen Zucker nicht von dort bezieht, sondern daß es überwiegend Rübenzucker verbraucht. Die Frage, ob der beste Kunde Kubas, die Vereinigten Staaten, die Geschäfte dortselbst nicht lieber auf eigene Rechnung führen würden, ist, was den Wunsch anlangt, wohl zu bejahen, was das Können anlangt, nicht minder, nur das „Wann“? steht offen. Vielleicht bedarf es eines Durchganges durch die „Autonomie“, welche die liberale Partei in Kuba auf ihre Fahnen geschrieben hat und für deren Erreichung sie in den Provinzialversammlungen und in ihrer Presse wirkt. Die Frucht würde dadurch für die Vereinigten Staaten reif werden.

Die Ausländer sind auf der Insel der Zahl nach zur Zeit nicht stark vertreten; der Censüs von 1877, der den letzten Aufschluß darüber gibt, führt nicht mehr als 9597 an, d. h. etwa 0,6 Prozent der ganzen und etwas mehr als 1 Prozent der weißen Bevölkerung; wohl aber repräsentiren sie einen sehr erheblich stärkeren Prozentsatz an Thätigkeit und Vermögen. Es sind hauptsächlich Amerikaner, Deutsche und Engländer, die im Handel thätig sind. Das Fremden-gesetz vom 16. August 1870 gestattet ihnen, in Kuba frei wohnen und sich niederlassen zu dürfen, indem es unterscheidet zwischen Domiciliados, Transeuntes und Emigrados. Domiciliados sind diejenigen, welche ein bedecktes Haus haben und drei Jahre sich aufhalten, oder welche als solche in das dafür bestimmte Register sich eintragen lassen; Transeuntes, bei welchen keine dieser Voraussetzungen zutrifft. Als Emigrados endlich (Einwanderer) gelten solche, welche nicht im Register sich eingetragen finden und sich länger als drei Monate aufhalten. Zur Eintragung in das Register bedarf es nur der Legitimation durch Paß oder sonstige Beweismittel; ist sie geschehen, so wird darüber ein Certificat ausgestellt.

Ich hatte am letzten Sonntag Gelegenheit einen großen Theil der Kolonie bei einem Wettrennen zu sehen, das ganz im europäischen Style abgehalten und das vornehmlich von der Kolonie patronisirt wurde, wenn gleich auch die vornehme kreolische Gesellschaft aus Havanna sich betheiligte. Vor Allem reizend war die Lage der Rennbahn, die einige Stunden von der Stadt und mittelst Eisenbahn erreichbar in der Nähe des Strandess der Bay so lag, daß das Meer über den frischen, grünen Feldern sichtbar war. Eine frische Brise, die herüberwehte, machte den Aufenthalt auf der geschützten Tribüne nicht bloß erträglich, sondern angenehm. Die letztere Wirkung brachten noch stärker die Frauen hervor, welche die Tribüne schmückten und von denen viele mehr als hübsch waren. Der kubanische Kreolentypus zeigt zierliche, nicht große Gestalt, mit wunderbar dunkelen großen Augen, tief wie der Saacher See, auf dessen Grunde ein Vulkan ist; aber auch die Kolonie hatte liebliche Vertreterinnen. — — Der Races waren vier, zuerst ein Trabrennen, bei welchem der Sieger im ersten Rennen sich gegen das zweite Pferd vertheidigen mußte und das außerordentlich spannend verlief. Bei dem ersten Umlauf war ein junger Reiter aus Havanna zuerst ans Ziel gekommen, der ein Bild schöner Männlichkeit, offenbar ein Liebling seiner Landsleute war und mit dem lebhaftesten Applaus begrüßt wurde. Bei dem zweiten Ritt ging ihm sein Konkurrent, ein englischer Buchhalter, an der letzten Ecke vor und schlug ihn auch bei dem dadurch nothwendig gewordenen dritten Rennen, natürlich unter großem Jubel seiner Landsleute. Darauf folgten ein Trabfahren mit Tilbury's, ein Karrierereiten, bei welchem ein Deutscher den Sieg errang und ein Rennen von Kreolenpferden. Den drolligen Schluß bildete ein als Guerra bezeichnetes Rennen, an welchem wer immer wollte Theil nehmen konnte. Zehn Pferde erschienen am Pfoften in buntester Ausstattung der Reiter und Kofse; die letzteren zum Theil ohne Sattel,

statt mit dem Zaume mit einem Strick geleitet, große und kleine; die ersteren meist halbwachsende Jungen aus dem Volke, in abgelegten Jockeykostümen, oder barfuß und barhäuptig, mit und ohne Sporen. Der Favorito des Publikums war ein Negerjunge von etwa 12 Jahren, der bei dem vorigen Rennen gesiegt hatte, und den eine ausgesprochene Sympathie empfing und begleitete. Die Palme winkte ihm, doch errang er sie nicht; ein brauner Kreolenjunge mit Sporen an den blanken Füßen schlug ihn.

Mit diesem heiteren Schauspiel schloß der letzte Sonntag und schließt mein Bericht. Morgen geht das englische Schiff, das mich nach Veracruz bringt, wiederum zu früh für meine Wünsche. Doch ob mit oder ohne Sträußchen am Hute, fort muß er weiter — —.

---

## XXVII.

Don Havanna nach Mexiko. — Veracruz. — Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko. — Pic d'Orizaba. — Die Hochebene.

Mexiko, 29. Januar 1882.

Mein Abschied von Havanna war ungemein feierlich. Am Morgen in der Frühe schossen die Kanonen Salut; dann gab es große Parade der Truppen und im Hafen flaggten alle Schiffe. Allerdings geschah dies Alles, wie ich allmählig inne wurde, zur Feier des Namenstages Sr. Majestät des Königs Alfonso, aber es machte sich doch ganz gut, daß es so zusammentraf. Das Schiff der Royal Mail Line, „Tiber“, das mich aufnahm, stand unter dem Kommando eines noch jungen, sehr munteren Kapitäns, die nicht sehr zahlreiche Reisegeellschaft bestand in der Mehrzahl aus Deutschen, Platz war reichlich, das Wetter klar und so waren alle Anzeichen günstig. Jeden-

falls konnte ich leichteren Gemüthes gen Mexico fahren, als weiland Fernando Cortez, der auch von Kuba aus seine Expedition unternahm, allerdings auch schlimmere Absichten hatte als ich.

Die günstigen Vorzeichen erfüllten sich; wir hatten eine angenehme, ungestörte Fahrt. Wenn das Meer stille ist wie der Golf es war und die Sonne voll und warm darüber liegt, überkommt in diesen Breiten den schiffsfahrenden Menschen eine Stimmung, die ein Dichter als „süßes Sichselbstvergeffen“, ein prosaisches Wesen als „sanfte Faulheit“ bezeichnen möchte. Das Leben hat etwas von dem der Phäaken. Des Morgens ein Bad in Seewasser mit darauf folgendem ungefalzenem Ueberguß, dann eine Mahlzeit nach der anderen, in Summa, glaube ich, fünf, wenn nicht sechs, dazwischen heitere Gesellschaftsspiele, wie das Werffspiel, Koits genannt, oder gemüthliches Schwätzen; so wurde aus Morgen und Abend immer wieder ein Tag, nach welchem man ebenso heiter in seinem Bette unterging, wie die Sonne es in dem ihrigen gethan hatte. Die einzige Abwechslung, welche das Meer bot, abgesehen von dem herrlichen, immer neuen Spiel des Lichtes auf seinen Wassern, waren fliegende Fische, die ab und zu, besonders am Vormittag, über die Fluthen blitzten. Die kleinen Wesen, die nicht länger als 8—10 Zoll schienen, schnellten sich aus dem Wasser, einzeln oder paarweise, oft in ganzen Schwärmen und schossen über demselben 100 und mehr Fuß in gerader Linie fort, dabei von den Brust- und Bauchslossen getragen, die sie wie Flügel ausgespannt hatten, bis sie in einer sich hebenden Welle wieder eintauchten, bisweilen so kräftig, daß der Schaum spritzte. Die weißen Schuppen, deren Farbe gegen den Rücken in dunkles Blau übergeht, glitzerten und blitzten im Sonnenschein wie funkelndes Silber. Es sah aus wie ein heiteres, neckisches Spiel, das sie vergnügte, während die Kundigen der Meinung waren, daß sie einem Feinde, der

sie im Wasser verfolgte, sich durch den Aufschwung aus ihrem eigentlichen Element zu entziehen suchten.

Die Fahrt dauerte bis zum Morgen des vierten Tages, an welchem die Küste von Mexiko sichtbar wurde. Da in der letzten Nacht der Himmel sich getrübt hatte, entzog sich der Pic d'Orizaba, der „Wolkenrager“, der bei heiterem Wetter das Land dem Seefahrer verkündet, lange ehe das Ufer erkennbar ist, dem Anblick. Nahet das Schiff sich an einem hellen Morgen, so erscheint sein Schneegipfel im Glanze der aufgehenden Sonne wie ein rothes Wölkchen über dem Horizonte. Paloma Mexicana, „die Taube von Mexiko“, oder Estrella de los Mares, „Stern der Meere“, nennt ihn die Poesie der Seeleute. Ich konnte mich des Verlustes trösten, da ich hoffen konnte, ihn auf dem Wege von Veracruz nach der Stadt Mexiko näher zu begrüßen.

Der Strand, der sich hinter einer starken Brandung hebt, ist sandig und flach und zeigt Dünenbildung, ehe das Land zu einem waldigen Rücken ansteigt. Ein natürlicher oder geschützter Hafen ist nicht vorhanden; die Schiffe liegen auf offener Rhede. Aus dem düsteren Himmel prophezeiten die Matrosen einen Northern, der die Annäherung an den Strand zu hindern pflegt und oft so hartnäckig weht, daß die Schiffe drei bis vier Tage warten müssen, ehe sie landen können. Die Prophezeiung ging jedoch nicht in Erfüllung; nur einige dicke Regentropfen fielen, dann wurde und blieb es still. Das Wartenlassen, wenn auch nicht ganz so arg, besorgte übrigens der Hafenbeamte, der eine Stunde vergehen ließ, ehe er an Bord kam. Vor Beendigung seiner Visite darf kein Verkehr mit dem Lande Statt finden und die Boote, die herausgeschossen waren, als der Dampfer sich näherte, mußten mittlerweile sich in respektvollem Abstand halten. Vielleicht wollte der patriotische Offizial uns nur Gelegenheit geben, das Bild der Stadt recht genau anzusehen und dem Gedächtniß einzuprägen. In

der That sieht sie stattlich genug aus mit ihren langfrontigen Bauten am Ufer und den zahlreichen Kuppeln ihrer alten Kirchen und Kapellen, die sie weit größer erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Sie wird von zwei Bastionen — Baluarte San Jago südlich und Concepcion nördlich — flankirt und hat als Vorwacht das Kastell von San Juan de Ulloa, das auf einer Inselklippe etwas nördlich von der Stadt liegt, indessen wohl mehr durch seinen Leuchtturm als durch die Stärke seiner Befestigung, die dem Verfall überlassen scheint, von Nutzen sein mag. Historisch ist diese kleine Insel dadurch von Interesse, daß sie der erste Punkt des mexikanischen Reiches war, den Cortéz mit seinen Conquistadores — am grünen Donnerstag des Jahres 1519 — betrat. Dort verbrannte er der Sage nach seine Schiffe, als seinen Genossen der Muth sank und sie auf Rückkehr sann. Die Festung wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, angeblich zum Schutz gegen die Seeräuber, welche damals die Meere unsicher machten und die Stadt Veracruz wiederholt überfallen und geplündert hatten. Dagegen hat Cortéz selbst die Stadt Veracruz unter dem Namen Villa rica de Veracruz gegründet, wengleich nicht an der Stelle, auf welcher die jetzige Stadt liegt, sondern etwa 5 Leguas weiter nördlich an der Mündung des Rio de San Carlo. Auf ihre jetzige Stelle wurde die Stadt am Ende des 16. Jahrhunderts verlegt, als die Verwüstungen des gelben Fiebers und die Schwierigkeiten der Ausschiffung dazu nöthigten, die erste Anlage aufzugeben.

In San Juan de Ulloa hat sich die spanische Flagge noch vier Jahre gehalten, nachdem der Unabhängigkeitskampf bereits (1821) entschieden war. Die Stadt Veracruz wurde von hier aus noch im Dezember 1823 beschossen und stark beschädigt. Ihr tapferes Verhalten dabei brachte ihr den Beinamen heroica. Auch im Kriege mit den Vereinigten Staaten wurde Veracruz beschossen und blieb zwei Jahre, bis ins Jahr

1848, in der Gewalt des Feindes. Dann hielten es die Franzosen sechs Jahre hindurch besetzt, bis Kaiser Maximilians Herrschaft zusammenbrach. Die Einsammlung und Auskrä- mung dieser historischen Reminiscenzen bitte ich auf Conto des Hafenbeamten zu schreiben, der uns so lange warten ließ. Wenn für ihn die Frage von Interesse war, ob wir gesund wären, so war es für uns nicht weniger von Interesse, zu wissen, ob Veracruz, das als Brutstätte des gelben Fiebers einen wohlbefestigten schlimmen Ruf hat, diesen bösen Gast nicht beherbergte. Wir wurden darüber beruhigt und konnten an Land gehen, ohne Sorgen im Gemüthe zu wälzen.

Der Bekanntschaft mit den Hotels des Ortes wurde ich durch die Freundlichkeit des deutschen Konsuls überhoben, der mich für den Tag in sein Haus aufnahm, ein richtiges spani- sches Kaufhaus mit innerem Hofe, hohen kühlen Zimmern und offenen Gängen, in denen tropische Pflanzen und Volieren mit fremdartigen Vögeln an die südliche Lage gemahnten. In anmuthigem Gegensatz dazu stand die Erscheinung der jugendlichen Hausfrau, der Tochter eines Forstmannes aus dem Harz, die, blond mit blauen Augen, ihre Heimath in holder Weise vertrat. An der Wiege mochte es ihr nicht ge- sungen sein, daß sie dereinst an der Küste von Veracruz heimisch werden würde. Aber Groß brachte es zu Stande, „Er, der Sieger im Kampfe, dem der Ewigen Keiner entrinnet und Keiner der Menschen, der Söhne des Tages.“

Obwohl Veracruz der Haupthafen an der Ostküste ist, so ist die Stadt doch still und ohne lebhaften Verkehr, was indeß vielleicht nur von den Stunden gelten mag, wo die Sonne mit voller Kraft in den ziemlich breiten, schattenlosen Straßen brennt. Und das thut sie gründlich, selbst in dieser winter- lichen Zeit. Die auffallend helle und frische Farbe aller Häuser, durch welche das Licht grell und blendend zurück- geworfen wird, ist die Wirkung einer obrigkeitlichen Verord-

nung, wonach alle Häuser der Stadt alljährlich bei 25 Dollars Strafe frisch getüncht werden müssen, eine Bestimmung, die wohl weniger einer Begünstigung der Anstreicher oder einer besonderen Geschmacksrichtung der Municipalität als hygienischen Rücksichten ihren Ursprung verdanken mag. Die Plaza de Armas der Stadt, an welcher die Pfarrkirche und das Rathhaus liegen, hat keine kriegerischen Zwecke mehr zu erfüllen; sie wird von einem dichten Hain von Lorbeerbäumen und anderen immergrünen Pflanzen bedeckt, die nur gegen die Sonne Schutz zu geben haben.

In der Nähe ist das Standquartier der Deutschen, die sich hier am Vormittag zum Gedankenaustausch und zu einem kleinen Frühtrunk zusammenzufinden pflegen. Ich begegnete hier einem „engeren“ Landsmann, Dr. H. aus Breslau, der mit Kaiser Maximilian herübergekommen und wie viele der Theilnehmer jenes heut als abenteuerlich verurtheilten Zuges im Bande zurückgeblieben ist. Er machte mich mit einem der bevorzugten Morgengetränke, dem Julip, bekannt, der aus Sherry, Eiswasser und Krausemünze komponirt wird und dessen Einverleibung ich mich im Vertrauen auf das „praesente medico“ um so weniger widersetzte, als ich wußte, daß Dr. H. für eine Autorität in Fragen gilt, welche Ursprung und Bekämpfung des gelben Fiebers betreffen, dessen Wesen zu erforschen er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hat.

Die Kühle des Abends wurde zu einem Ausflug nach der Laguna benutzt, einem Platze, der etwa eine Legua von der Stadt am Strande liegt und auf welchem die Stiergefechte Statt zu finden pflegen. Der Tramway, der hinaus führte, hatte offene Wagen, so daß der frische Hauch, der vom Meere herüberwehte, aus erster Hand kam. Obwohl die Sterne in der Fülle des Glanzes funkelten, welcher in dieser Breite ihnen eigen ist, war es doch zu dunkel, um noch Etwas genau zu unterscheiden. Um die Arena herum im Grase lagen friedliche

Kinder, ohne jeden Kampfgedanken, die in der harmlosen Beschäftigung des Wiederläuens selbst durch unmittelbare Berührung sich nicht stören ließen. Leuchtkäfer von ungewöhnlicher Größe blizten wie Edelsteine am Boden oder flogen hoch in die Luft, hell genug, um sich vom Himmel abzuheben, aber auch flink genug, um jedem Versuch des Einfangens sich zu entziehen. Sonst gab es nichts zu sehen, aber die Luft war herrlich und es waren die Stunden, wo nach der Meinung meiner Begleiter das Leben etwas mehr als bloß erträglich ist.

Noch in derselben Nacht fuhr ich auf der Eisenbahn, die Veracruz mit der Hauptstadt verbindet, nach Mexiko ab. Der durchgehende Zug, der nur ein Mal täglich kursirt, braucht zur Zurücklegung der Strecke von 470 Kilometern etwa 19 Stunden; er ist also nichts weniger als ein Schnellzug, kann es aber auch nach den Terrainverhältnissen nicht sein. Dafür hält er in der Regel die Fahrzeit pünktlich inne und erleichtert die lange Fahrt durch gute Einrichtung der bequemen und geräumigen Wagen. Einen etwas beklemmenden Eindruck machte es, daß der Zug durch eine militärische Eskorte begleitet wurde, welche in Stärke von 25 Mann unter einem Offizier in voller Bewaffnung den letzten Wagen einnahm und bis Mexiko mitfuhr. Auch auf den Bahnhöfen weiterhin sind Sicherheitsmaßregeln getroffen, welche dem Fremden auffällig sind. Nicht nur daß auf jedem Bahnhof bei Ankunft des Zuges Militairpiquets, in der Regel von 6 Mann, unter den Waffen stehen, auch die Bahnhöfe selbst sind mit hohen Mauern rings umgeben, welche anscheinend den Zweck haben, bei Angriffen zur Vertheidigung zu dienen.

Die Hauptstadt war mit Veracruz, obwohl dies der einzige Hafen des Landes war, bis Anfang dieses Jahrhunderts nur durch zwei Karrenwege verbunden, von denen der eine über Jalapa den Weg verfolgte, den schon Cortéz genommen hatte, während der andere über Orizaba ging; beide vereinigten sich



in Puebla. Erst 1803 wurde eine Straße angelegt; doch dauerte auch nach Einrichtung einer Diligence die Reise von Veracruz nach Mexiko noch 3—4 Tage und kostete 60—70 Dollars. Waarentransporte brauchten im Winter 14, in der Regenzeit 20—30 Tage. Es hat bis zum Jahre 1873 gedauert, ehe diese Straße durch eine Eisenbahn ersetzt wurde. Pläne und Vorarbeiten waren schon 1857 in Angriff genommen worden. Der Ausbruch der Revolution, dann der französische Krieg hinderten die Weiterführung. Unter Kaiser Maximilian wurde ein Anfang gemacht, indem Theilstrecken von Mexiko und von Veracruz aus fertig gestellt wurden; doch wurde erst nach Wiederherstellung der Republik die Hauptarbeit von einer neu concessionirten Gesellschaft, welche hauptsächlich auf englisches Kapital gegründet war, unter der energischen Leitung des Ingenieurs Buchanan ernstlich angefaßt und bis zur Vollendung geführt.

Die Eisenbahn ist gleich merkwürdig durch die Eigen- thümlichkeiten des Terrains, über welches sie führt, wie durch die technischen Schwierigkeiten, welche bei dem Bau zu über- winden waren. Bekanntlich bilden die Cordilleren, die den ganzen amerikanischen Continent von Norden nach Süden durch- ziehen, in Mexiko eine Hochebene, die sich zu durchschnittlich 2400 Meter über das Meer erhebt und steil nach Westen, in etwas breiterer Abdachung nach Osten, abfällt. Diese Hoch- ebene mußte die Eisenbahn von der Ostküste aus ersteigen und zwar derart, daß sie auf einer Strecke von 172 Kilometern eine Höhendifferenz von 7942 Fuß zu überwinden hatte, die sich in drei Stufen gliedert: von Veracruz zum Fuße des Chihuihuite, von da zur Schlucht des Infernillo und endlich zur Boca del Monte. Die schwierigste Aufgabe bildete die Ueberbrückung der Barranca von Metlac, einer tief eingerissenen Schlucht, welche die Abflüsse des Pic d'Orizaba abführt und deren Wände steil abfallen. Sie wurde durch einen Viadukt bezwungen, der in 9 Bogen von je 50 Fuß Weite und in

einer Höhe von 28 Fuß über der Sohle des Rio de Metlac sie überspannt und zwar in einer Kurve von 325 Fuß Radius.

Von der ersten Stufe, die innerhalb der Tierra Caliente liegt, war bei Nacht wenig zu sehen, nur ab und zu der schwankende Umriß einer Gruppe von Palmen oder wilden Feigenbäumen, die das Auge durch das offene Fenster des Wagens erhaschte. Das Aufsteigen zu der zweiten Terrasse, in die Zona Templada, wurde gegen Morgen an der Kühle der Temperatur fühlbar, deren Frische sogar empfindlich wurde, als der Zug Orijaba erreichte. Es liegt 1228 Meter über dem Meere, in der Höhe, welche Humboldt für diese Breiten als die Region des ewigen Frühlings bezeichnet, und in einem Thale, dessen altaztekischer Name (Ahauliz apan) soviel wie „Thal der Fröhlichkeit“ bedeuten soll.

Es traf sich glücklich, daß der Zug grade mit der aufgehenden Sonne anlangte. Der Pic d'Orijaba (mit dem alten Namen Ciltaltapetl oder Sternblume), der bei der Annäherung an die Küste sein Haupt verhüllt hatte, zeigte es jetzt in allem Zauber des Morgenlichtes, das den Schnee auf seinem Gipfel rosig überhauchte. Es ist schwer, den Blick von dem herrlichen Berge abzuwenden, wie lieblich auch die Landschaft ist, über welche er aufragt. Etwas thut dazu das Wissen, daß er der König unter den Bergriesen von Mittelamerika ist, deren keiner seine Höhe erreicht, da er nach Humboldt 5295 Meter, nach den Ermittlungen späterer Besteiger sogar 5527 Meter mißt. Solche Superlative verstärken das Interesse. Für das Auge wirksamer ist, daß er vermöge seines vulkanischen Ursprungs unmittelbar und scharfslinig über den niederen Bergen der Umgebung wie ein wahrer König emporsteigt.

Die Stadt Orijaba liegt von der Station in nördlicher Richtung einige Kilometer entfernt, von der Borrego-Kette geschützt und in einer Fülle von Grün, aus welcher die Kuppeln und Thürme ihrer zahlreichen Kirchen und Kapellen malerisch

sich heben. Die liebliche Miß Edith P. in Cincinnati, die im letzten Winter mit Freunden eine kleine Excursion nach Mexiko gemacht hatte, wie sie jetzt in den Vereinigten Staaten bei dem regen Interesse für Mexiko Mode geworden sind, hatte mir dringend empfohlen, einige Tage in Orizaba zu bleiben; „es wäre das Eden auf Erden“. Ich hätte dem Rathe gern gefolgt, um auch einmal im Paradiese gewesen zu sein, aber unser alter Freund W. in Mexiko hatte so dringend zur Eile gemahnt, daß ich mich beschied, nur einen Blick auf Eden zu werfen. Manche schlafen nicht bloß, wenn das Glück an ihre Thür klopft, sondern gehen mit offenen Augen an ihm vorüber.

Von Orizaba geht die Eisenbahn mit der alten Landstraße parallel bis Santa Cruz, wendet sich denn nordwestlich in das Thal von Encinal und ersteigt die Schlucht des Infernillo, an welcher der Name das einzig Schauerliche scheint, da sie im Uebrigen nichts ist als eine kahle Felsenenge, die durchaus nichts „Höllisches“ hat. Nachdem sie dann in die Thäler von Maltrata und de la Bota eingetreten, windet sie sich zu den Gipfeln von Maltrata auf und erreicht endlich bei Boca del Monte (2415 Meter über dem Meere) das Plateau der Hochebene, oder Mesa Central von Mexiko.

Die Vegetation der Tierra Templada ist von der der Tierra Caliente deutlich verschieden, aber von nicht minderer Schönheit und dabei von größerem Reichthum. Eine fest markirte Grenze zwischen beiden gibt es nicht, da außer der geographischen Breite und der Höhe über dem Meere auch die örtliche Beschaffenheit des Bodens und die Lage gegen Wind und Sonne Einfluß üben; vielmehr ist der Uebergang allmählig und es besteht eine ziemlich breite Zone, in welcher beide Vegetationsgebiete in einander greifen. Charakteristisch sind für die höhere Lage die Eichen, die schon von 800 Meter über der Meereshöhe ab vereinzelt sich zeigen, die Amberbäume, Myrthen, Lorbeere, Magnolien; sie bedecken mit dichtem Grün die Abhänge der

Berge und füllen die Schluchten, deren Wände Flechten und Farrenkräuter reich bekleiden.

Völlig anders erscheint die Natur, sobald der Rücken der Hochebene erreicht ist. Eine weite Fläche dehnt sich aus, selten unterbrochen durch eine Bodenerhebung, eine vereinzelt Ansiedlung oder einige Bäume. Berge von tiefblauer Farbe begrenzen sie in weiter Ferne, meist von Wolken bedeckt; die Vegetation wird spärlich und verkümmert; weite Sandflächen werfen grell die Strahlen der Sonne zurück; tiefe Ruhe waltet über der ungeheuren Fläche, die etwas Feierliches aber Unheimliches und Bedrückendes hat. Auffallend ist, wie ähnlich im Ganzen der Charakter dem der Hochebene im Westen der Rocky Mountains ist, die sich von dieser Ostmauer nach der Sierra Nevada erstreckt; nur daß die mildere Temperatur und etwas mehr Feuchtigkeit hier die Wüste überwinden und eine wenn auch beschränkte Kultur gestatten.

Nähe bei San Diego Notario erreicht die Eisenbahn die höchste Steigung von 2532 Meter über dem Meere und fällt dann abwärts nach Apizaco, die Barranca von Tschaque und den Fluß Apizaco kreuzend. Der „Thalweg“ (das deutsche Wort ist im Spanischen recipirt) wird durch die Ostabhänge der Melintzinkette gebildet, auf welcher die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen liegt. In Apizaco zweigt die Eisenbahn nach Puebla ab, dessen Einnahme nach längerer Belagerung den Franzosen im Mai 1863 den Weg nach der Hauptstadt öffnete. Seine anmuthige Lage am Rio de la Tlascala macht es in der heißen Jahreszeit zu einer sowohl von der Tierra Caliente als von Mexiko aus viel besuchten Sommerfrische.

Längs der Eisenbahn jedoch behält die Landschaft im Allgemeinen ihren einförmigen Charakter, in den ein neuer Zug nur durch die ausgedehnten Pflanzungen der Agave kommt, der unter dem Namen Maguey bekannten Art, aus welcher das nationalste der zahlreichen mexikanischen Nationalgetränke, der

Pulque, bereitet wird. Sie bedeckt weite Flächen, auf denen sie mit Sorgfalt kultivirt wird. Einige Mexikaner, die zu uns in den Wagen gestiegen waren, erwähnten, daß der Landstrich, in welchem sie vornehmlich gepflegt wird, das Bayern Mexikos genannt würde, weil er für das nöthige Getränk sorgte. Von welcher Bedeutung die Produktion und der Verbrauch sein muß, ist daraus zu entnehmen, daß die Eisenbahn für die Beförderung des Pulque nach Mexiko täglich einen besonderen Zug, den auch offiziell sogenannten Pulquezug eingelegt hat, um die Hauptstadt täglich frisch zu versorgen. Der Anblick der Felder ist höchst eigenthümlich. Du kennst die bei uns Aloe benannte Agave, die in Gärten gezogen wird und in Süditalien und Sicilien auch wild vorkommt, mit ihren dicken, fleischigen, rosettenartig gestalteten, an den Ranten dornigen Blättern, die gleich über dem Boden aus der Wurzel treiben und aus deren Mitte der hohe, kräftige Blütenstengel empor schießt, wenn die Pflanze ihre Reife erreicht hat. Denselben Typus hat die Maguey, nur daß sie zu ganz anderen Maßen sich auswächst. Die Blätter erreichen bei entsprechender Dicke eine Länge von 2—3 Meter, die Blüthenstange eine Höhe bis zu 12 Metern. Jede Pflanze bedarf danach eine große Grundfläche für sich, um sich ausbreiten zu können, da ihre pachydermen Blätter jeder Fügsamkeit abhold sind. Sie haben etwas entschieden Ungefelliges, Abweisendes in ihrem ganzen Habitus, der nur mit der Dede der weiten Fläche sich zu vertragen scheint.

Ueber dieser aber treten nunmehr in den Nachmittagsstunden die schneeigen Häupter des Popokatapetl und des Itzaccuatl, der beiden riesigen Wahrzeichen des eigentlichen Thales von Mexiko, in den Gesichtskreis. Der Zug erreichte Otumba, denkwürdig durch die Schlacht, in welcher Cortéz, nachdem er in der „Noche triste“ die Stadt Montezumas hatte räumen müssen, das Heer der Azteken angriff und die er durch seinen persönlichen Heldennuth gewann. Dann fiel der Schimmer

der sinkenden Sonne auf die fernen Kuppeln der berühmten Kathedrale von Guadalupe Hidalgo, mit dem Wunderbilde der heiligen Jungfrau, der Schutzheiligen des Landes; etwas wie der Wasserspiegel eines Sees schimmerte durch das rasch gesunkene Dunkel, dann war mit der Station, die den freundlichen Namen Buena Vista trägt, Mexiko erreicht. Freund W. erwartete mich mit der Treue, die wir an ihm gewohnt sind, und sorgt selbstverständlich weiter für den Fremdling, der sich unter seinem Schutz als solcher zu fühlen kaum Anlaß hat.

---

## XXVIII.

Die Stadt Mexiko. — Geschichtliches. — Die Kathedrale und der Kalendarstein. — El Paseo de Bucareli. — Mexikanische Reiter. — El Paseo de la Viga. — Die Entwässerung der Stadt. — Schloß Chapultepec. — Tacubaya. — Unterrichtswesen. — Das Nationalmuseum. — Die Nationalbibliothek.

Mexiko, 2. Februar 1882.

Bei den meisten unserer Landsleute stammt die Vorstellung, die sie von Mexiko haben, aus Spontini's Oper „Ferdinand Cortéz“, oder sie ist nach den Mittheilungen gebildet, welche in der kurzen Episode des Kaiserthums von Maximilian herüber kamen und vorübergehend die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Von der Stadt, welche Hernan Cortéz erobert, ist kaum mehr übrig geblieben als die Erinnerung an die Stellen, wo die Paläste der Könige und die aztekischen Tempel gestanden haben und das, was die Berichte der alten spanischen Geschichtsschreiber von ihrer Bauart und Einrichtung dem Gedächtniß bewahrt haben. Danach muß die Hauptstadt des Aztekenreiches,

welche Tenochtitlan genannt wurde, reich an prächtigen Gebäuden und von großem Umfang gewesen sein und auf Inselgruppen in einem See gelegen haben, der sie völlig vom Lande trennte. Daß ein hoher Grad von Bildung und Kunstfertigkeit bestanden habe, wird durch viele Zeugnisse übereinstimmend bestätigt. „Wenn auch die Wohnungen der Armen“ — sagt einer jener alten Autoren — „auf einen Raum sich beschränkten, in welchem der Herd und die Hausgeräthe bei einander standen, und in welchem die Familie und die Hausthiere zusammen wohnten (denn das war zu allen Zeiten so), so bauten doch die wohlhabenden Leute ihre Häuser mit drei oder vier Wohnräumen und außerdem mit einem Betzimmer, einem Bade- und einem kleinen Speiseraum. Die Häuser der Großen waren aus Steinen und Kalk gebaut, hatten in zwei Stockwerken bequeme und gut eingerichtete Wohnungen, Dächer von Holz, innere Höfe und geweißte oder polirte Wände. Viele Häuser waren mit Zinnen versehen und hatten Thürme und Gärten. Die größeren Gebäude hatten zwei Eingänge von der Land- und von der Wasserstraße; Thüren von Holz gab es jedoch nicht, man begnügte sich, die Eingänge mit Vorhängen zu verdecken.“ Die Spanier konnten alles dies durch eigene Beobachtung wissen, da sie bekanntlich in die Residenz Montezuma's Eingang gefunden und einige Zeit daselbst verweilt hatten, ehe sie mit der hinterlistigen Gefangennahme des Kaisers den Kampf begannen. Als Cortéz dann die Stadt nach harter Belagerung (am 13. August 1521) einnahm, lag sie in Trümmern und war durch die Pest verwüstet. Gegen den Rath seiner Offiziere beschloß er aus Gründen der Politik die neue Stadt auf den Ruinen der alten zu errichten und ging damit so kraftvoll unter hartem Zwange gegen die unterworfenen Bewohner vor, daß bereits im Jahre 1525 150 Häuser von Spaniern erbaut waren. Es waren dies kleine Kastelle mit Thürmen, schweren Mauern, mit Luken und Schießscharten. Keines von ihnen ist

heut noch vorhanden. Nur ein Hospital und einige alte Klostergebäude sind die spärlichen Denkmale aus der Zeit, wo die spanische Herrschaft begründet wurde. Auch der See, der die alte Stadt umschloß, ist verschwunden: er hat sich auf mehr als eine Legua zurückgezogen, so daß die heutige Stadt völlig trocken liegt und keine Aehnlichkeit mehr mit Venedig hat, mit dem sie ehemals verglichen werden konnte. Mexiko ist jetzt überwiegend eine moderne Stadt, in der Anlage zwar dem allgemeinen Schema entsprechend, welches die Spanier bei Gründung ihrer Städte konsequent befolgt haben, aber, abgesehen von einigen alten Kirchen, ohne Gebäude von hervorragendem, monumentalem Werthe, oder Besonderheiten des Styles. Die Häuser sind in der Regel zweistöckig mit flachen Dächern, geräumig, mit weiten Höfen und aus solidem Material, aber ohne charakteristische Unterschiede. Einige von ihnen aus früherer Zeit, deren Fagaden mit glasirten bunten Thonsfliesen in maurischem Geschmack belegt sind, ziehen schon dadurch die Aufmerksamkeit auf sich.

Den Mittelpunkt der Stadt und des Verkehrs bildet die Plaza Mayor, an der jenem Schema entsprechend die Kathedrale, der Regierungspalast, sowie die Casas Consistoriales liegen. Sie war in früherer Zeit gleich den übrigen öffentlichen Plätzen der Stadt trocken und öde, seit 1867 ist sie wie jene mit Gartenanlagen geschmückt, welche durch Springbrunnen und Ruheplätze zu einer angenehmen Promenade geworden sind, insonderheit am Abend, wenn Militairmusik die beliebten danzas spielt. Weniger Glück hat der statuarische Schmuck des Platzes gehabt. Im Anfang des Jahrhunderts hatte man die Bildsäule des Königs Karl VI. von Spanien darauf gesetzt, der erste Metallguß, der im Lande ausgeführt war; sie wurde in der Revolution beseitigt und erst später, vielleicht nur wegen des lehterwähnten Umstandes, im Paseo de Bucareli wieder aufgestellt. Dann legte man inmitten des Platzes den Grund-

stein zu einem der „Unabhängigkeit“ geweihten Denkmal; es ist jedoch in Folge der Wirren und Kämpfe, welche das Land bis vor wenigen Jahren fast unablässig zerrissen und den Genuß der Unabhängigkeit arg verkümmert haben, bislang bei dem Grundstein verblieben; nur ein Sockel, zócalo, ist darüber gelegt worden, von zierlichen Rabatten und Fußwegen umgeben, welcher als Podium der Musikbanden dient.

Die Kathedrale wurde auf dem Platze erbaut, auf welchem el Teocalli, der größte und wichtigste aztekische Tempel, der des Kriegsgottes Huitzilopochtli (wir pflegen den Namen in Fiklipuzli zu verschleifen) gestanden hatte, der sich über Terrassen erhob und auf dessen Spitze die Kriegsgefangenen dem Gotte geopfert wurden. Er war der Erde gleich gemacht und der Platz den Franziskanern übergeben worden, welche zur Sühne eine Kirche darauf errichteten, die aber nicht lange bestanden hat. Der jetzige Bau wurde 1573 begonnen unter Benützung der ungeheuren Fundamentsteine des alten Heidentempels, und 1635 dem Gebrauch übergeben; die beiden Thürme sind erst 1791 vollendet worden. Das Innere bildet ein griechisches Kreuz und ist in fünf Schiffe getheilt. Der Styl ist der als churroguerisco bekannte unschöne Zopfstyl; doch ist der Bau durch die bedeutenden Dimensionen wirksam. In die Seitenmauer der Kathedrale ist der aztekische Kalenderstein eingefügt worden, welcher vor dem Tempel gestanden hatte und welcher die Zeitrechnung der Azteken bestimmte, angeblich richtiger, als die der Spanier, welche damals noch den Julianischen Kalender hatten. Er ist ein kreisrunder Stein, der etwa 3 Fuß dick ist und 12—13 Fuß im Durchmesser hält. Die obere Seite ist in sechs konzentrischen Kreisen mit Skulpturen bedeckt, die von großer Freiheit und Feinheit der Zeichnung und von einem Geschick in der Ausführung sind, das Bewunderung hervorrust um so mehr, als den Azteken eiserne Werkzeuge nicht bekannt waren. Auf die Deutung lasse ich mich nicht ein; ich bringe

Dir aber eine Photographie mit, an welcher Du zu deuten versuchen magst, in wie weit Deine aztekischen Kollegen ihr Metier verstanden haben. Sonst sind wenige Reste des Tempels erhalten, jedoch sind bei neuerlichen Ausgrabungen auf der Plaza zum Zweck einer unterirdischen Wasserleitung interessante Funde gemacht worden, deren das nationale Museum sich angenommen hat.

Der Regierungspalast, in welchem die fünf Ministerien, die Staatskasse, der Senat, die Wohnung des Präsidenten der Republik und eine Infanteriekaserne sich befinden, steht auf dem Platze des alten Palastes von Montecuma. Als nach Eroberung der Stadt der Grund und Boden für Neubauten an die Conquistadores durch das Loos vertheilt wurde, fiel jener Palast dem Cortéz zu, welcher auf den Trümmern desselben ein niedriges, aber ausgedehntes Haus errichtete, das von vier Thürmen flankirt war. Bei der Theilung war im Eifer Seine Majestät von Spanien vergessen worden und Cortéz mußte daher die Behörden in seine Wohnung unterbringen. Später kaufte die Regierung das Gebäude.

Die Casas Consistoriales beherbergen die Büreaux der städtischen Behörden und der Verwaltung des Distrito Federal, sowie deren Dependencien.

Nach der Plaza Mayor rangirt unter den öffentlichen Plätzen die Alameda im Westen der Stadt (álamos, die Pappel) von breiten Fahrstraßen umgeben und jetzt innerhalb derselben mit einer parkartigen Anlage geschmückt, in welcher Springbrunnen und schattige Bäume den Aufenthalt angenehm machen. Ehedem war hier der Quemadero, die Stätte, wo die von der Inquisition zum Tode Verurtheilten verbrannt wurden, was bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschah. Das Tribunal der Inquisition, die 1813 aufgehoben, 1814 aber wieder eingerichtet wurde und dann noch bis 1820 bestanden hat, hatte seinen Sitz in der jetzigen Avenida des 2. April. Es

kann für einen Humor der Geschichte gelten, daß an Stelle desselben die neue medicinische Schule errichtet worden ist. Die Straße San Hipolito, welche die Alameda an der Nordseite begrenzt, ist nach der Kirche benannt, welche zum Gedächtniß des Tages, an welchem Cortéz die Stadt einnahm, von ihm gegründet worden ist. Von seinen Stiftungen besteht außerdem nur noch das Hospital de Jesus, welches er im Jahre 1524 erbaut hat und welches 300 Kranke aufnehmen kann.

Am Ende der Calle San Hipolito beginnt El Paseo de Bucareli, eine lange staubige Chaussee, von wenig gepflegten Bäumen besäumt, aber der beliebteste Weg für Spazierfahrten und insoweit mit Recht, als er eine herrliche Aussicht auf das westliche Thal und auf die beiden mächtigen Schneeberge, welche es beherrschen, gewährt. Wer die vornehme und elegante Welt von Mexiko kennen lernen will, muß hier am Abend den Corso sehen, der sich von dem Eingang des Paseo, auf welchem der bronzene Karl IV. jetzt einen Ruheplatz gefunden hat, in der Richtung nach Schloß Chapultepec bewegt. Es fehlt nicht an schönen Frauen, deren Schönheit der spanische Schleier mehr hebt als verhüllt, und welche mit der ganzen Languidez, die ihrer Natur eigen sein soll, in den Wagen hingegossen, die Kühle der Abendluft genießen. Ob dies der einzige Zweck sei, machen die zahlreichen Reiter etwas zweifelhaft, welche sich zwischen oder neben den Wagen bewegen, vielfach in der eigenthümlichen Tracht, welche der Mexikaner mit Vorliebe trägt, wenn er reitet, und dies thut er fast immer oder möchte es wenigstens. Caballero, der Mann, der zu Pferde sitzt, ist nicht umsonst die Bezeichnung des vornehmen, des Edelmannes. Ob es noch mit der Bewunderung zusammenhängt, welche die alten Bewohner des Landes den ersten Pferden zollten, welche Cortéz landete und welche sie für göttliche Wesen hielten, ob es die Ueberlegenheit des Reiters über den Fußgänger ist, welche in einem Lande, wo die Wege erbärmlich sind und die Hitze groß ist, besonders hervor-

tritt: jedenfalls ist der Mexikaner ein leidenschaftlicher Pferdefreund und der Besitz eines Pferdes ein Kriterium, — Manche meinen das wesentlichste — für die Zugehörigkeit zur oberen oder unteren Klasse der Gesellschaft.

Die Pferde sind von mittlerer Größe, gutartig, weil im Allgemeinen gut behandelt und von großer Ausdauer. An ihrer Ausstattung fällt der eigenthümliche Sattel auf und die Größe der schuhartigen Steigbügel, jener von ungewöhnlicher Breite, vorn mit einem ovalen, schrägstehenden Aufsatz statt des Sattelsknopfes, hinten mit einem hohen Boocke, beides Einrichtungen, deren Werth man schätzen lernt, wenn man steile Wege auf und ab reitet. Die Tracht des Reiters besteht in einer kurzen Jacke und in einer lederen Reithose, welche an den Seiten aufzuknöpfen ist; sie wird geschlossen oder halb offen über dem weißen Beinleid getragen, das nebst dem baumwollenen Hemd die regelmäßige leichtere Bekleidung bildet. Dazu der Sombrero, der breitrandige Hut von Stroh oder Filz, mit dicker Schnur umwunden, und die Serrape, ein shawlartiges Tuch oft von feinem Gewebe, das um die Schultern genommen oder hinter den Sattel gelegt wird und ohne das der Mexikaner nicht zu denken ist, da es ihm Alles ist, Cachenez, Mantel, Vermummung und Lagerdecke. Bei den Reitern, die sich in dieser Tracht auf dem Paseo zeigen, ist sie mit großem Luxus verfeinert und ausgeschmückt, der sich zumal in der Verwendung des Silbers, des nationalen Edelmetalls, gehen läßt. Das Zaumzeug des Pferdes und der Knopf des Sattels, sowie was sonst an demselben sichtbar wird, sind reich mit Silber beschlagen oder mit Silberplatten belegt; die Steigbügel, in denen der Fuß mit der ganzen Sohle ruht, sind wohl ganz von Silber, zuweilen mit kunstreich ausgeführten Gravirungen; die zahllosen Knöpfe der Jacke und der Reithose sind kleine Silberknollen; die Schnur um den Sombrero ist zu einem breiten Wulst von Silbergewebe geworden und noch dazu bedeckt eine Silberborte den Rand in

dessen ganzer innerer und äußerer Breite, so daß der Hut schwer wird wie ein Kürassierhelm und daß er einen Preis bis zu 40 Dollars erreicht. Dafür sieht aber auch El Señor Caballero ausnehmend stolz und prächtig aus.

In der Zeit vom ersten Fastensonntage bis Pfingsten ist ein anderer Spaziergang, El Paseo de la Viga, in Mode. Er führt entlang dem linken Ufer des Kanals, der aus den oberhalb des Texcoco-sees gelegenen Seen von Chalco und Xochimilco abgeleitet ist und an dessen Rändern sich eine Menge schwimmender Gärten, die sogenannten Chinapampas befindet, Wohnungen Eingeborener, ganz so wie sie zur Zeit der Eroberung bestanden haben müssen. „Die Erinnerung führt,“ so sagt mein spanischer Gewährsmann, „auf die alten Indier zurück, die, vor einem wilden Feinde fliehend, zwischen dem Schlamm der See-Eilande den Grund des großen Tenoxtitlan legten. Diejenigen, welche kein Land gewinnen konnten, bildeten ein kleines Floß aus Rohr, das fest verbunden wurde; auf diese schwimmende Grundlage legten sie einige kleine Baumstämme und warfen den Schlamm des Sees oder Fruchterde darüber, welche sie von anderen Orten zutrug und so bildeten sie mit vieler Mühe ihre Pflanzungen, welche umherschwammen, ein Spiel der Winde.“

Weit zurück in der Zeit führt noch ein anderes Denkmal, das auf einem kleinen Platze in der Mitte des Paseo steht, ein Monument für Guatimozin, den letzten Fürsten der Azteken, der nach Monteczuma's und seines Nachfolgers Tode die Führung übernommen und die Stadt während der langen Belagerung durch Cortéz tapfer vertheidigt hatte. Die Kraft, Energie und Ausdauer, mit welcher der junge König die Vertheidigung fortgesetzt hatte, als er kaum noch einen Mann und einen Stein auf dem andern hatte, nöthigten auch dem Feinde Bewunderung ab. Er mußte endlich den Widerstand aufgeben und wurde gefangen vor Cortéz geführt. Als dieser seinen

Muth und die heroische Vertheidigung rühmte, ergriff der Fürst den Dolch, welchen Cortéz am Gürtel trug und rief aus: „Nun ist mein Leben für mein Vaterland und für mein Volk unnütz, nimm es mir, Kastilianer, ich bitte dich darum, aus Mitleid.“ Anfangs mit Rücksicht behandelt, änderte sich dies, als die Schätze, welche die Belagerer erwartet hatten, sich nicht fanden und die Vermuthung entstand, daß sie verborgen gehalten würden. Um die Angabe des Verstecks zu erreichen, wurden Guatimozin und seine Gefährten auf das schrecklichste gefoltert. Seine Füße wurden mit Del eingerieben und auf einen Scheiterhaufen gelegt, so daß sie beinahe ihre Form verloren. Einer seiner Genossen wendete sich weinend nach Guatimozin mit den Worten: „Siehe, was ich leide.“ Der junge König, der ohne Klage seine Qualen trug, entgegnete ihm lächelnd: „Liege ich etwa auf Rosen?“

Die Mexikaner, welche es lieben, an Erinnerungen aus vorspanischer Zeit anzuknüpfen, haben dem aztekischen Helden das, wie mir scheint, wohlverdiente Denkmal gesetzt, vielleicht in der Absicht, an seinem Vorbild zu lernen und ihre Jugend zu lehren, wie man, nicht gerade die Schmerzen der Folter, aber die Leidenschaften der Geldgier und der Ehrfurcht um des Vaterlandes Willen zu überwinden habe, das der selbstlosen und redlichen Männer in seinem Regimente noch mehr bedarf, als der Eisenbahnen und der Einwanderung.

Die Stadt Mexiko stellt mit ihrer Umgebung ein politisches Sonderwesen dar, den Distrito Federal, der nach Proklamirung der Republik, wie die Verfassung derselben überhaupt, nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika formirt wurde. Wie der Distrikt of Columbia mit der Stadt Washington für die Union, so sollte auch die Stadt Mexiko mit einem Territorium von zwei Leguas Radius im Umkreise der Plaza de Armas das territoriale Fundament des Bundes, gewissermaßen seine körperliche Repräsentation bilden. Der

Distrito Federal wurde einem Gobernador unterstellt, der ohne feste eigene Befugnisse dem Minister des Innern untergeordnet und der geborene Präsident des ayuntamiento — Stadtrathes — und mittelbar auch der vier Präfekturen ist, in welche der Distrikt, abgesehen von der Stadt Mexiko, sich theilt, da er die Präfekten derselben ernennt. Die im Jahre 1857 erneuerte Verfassung nahm die Bildung eines besonderen Staates aus dem Thale von Mexiko, jedoch nur für den Fall in Aussicht, daß die höchste Staatsgewalt von der Stadt Mexiko nach einem andern Orte verlegt würde und überwies bis dahin dem Kongreß die Regelung der Distriktsverwaltung auf der Grundlage, daß die Bürger die politischen, städtischen und richterlichen Behörden wählen und die Deckungsmittel für ihre örtlichen Bedürfnisse bestimmen sollten. Indessen ist es zur Durchführung dieser Grundsätze bisher nur theilweise gekommen, da die Wahlen sich nur auf einzelne municipale Körperschaften erstrecken, die von den politischen Autoritäten völlig abhängig sind und die Bürger der Stadt über Auflegung und Erhebung der Steuern nicht mitbeschließen.

Zur Zeit beschäftigt das öffentliche Interesse mit großer Intensität eine Frage, die allerdings eine Lebensfrage ist, die Wasserfrage, aber nicht bezüglich der Versorgung der Stadt mit Wasser, sondern deren Entwässerung. Für die erstere war bisher durch zwei Wasserleitungen gesorgt, welche auf steinernen Bögen der Stadt das Wasser aus den Bergen zuführen und welche schon in früher Zeit angelegt worden sind, da das Brunnenwasser, obwohl leicht zu erreichen, wegen seines meist starken Schwefelgehaltes zum Genuß nicht geeignet ist. Jetzt ist eine unterirdische Wasserleitung eingerichtet. Dagegen ist die Entwässerung der Stadt in der übelsten Lage, weil das Terrain mangelt, welches die Abwässer aufnehmen und abführen könnte. Das Thal, in welchem die Stadt liegt, ist eine große Mulde von elliptischer Form, rings von schroffen Bergen umgeben,

mit Ausnahme der Nordseite, auf welcher es eine flache Abdachung hat. Es bildet das natürliche Sammelbecken für die Abflüsse der umschließenden Berge, hat aber nach den Niveauverhältnissen keinen natürlichen Ausgang, durch welchen sie weiter befördert werden könnten. Dieses Becken war früher in weiter Ausdehnung gefüllt durch zwei Seen, die zur Zeit der Eroberung durch Cortéz einen Umfang von mehr als 50 Leguas hatten und die in ihrer Umgebung eine reiche und kräftige Vegetation erhielten. In dem einen dieser Seen war die Hauptstadt Tenoxtitlan, auf deren Trümmern das heutige Mexiko erbaut wurde. Gegenwärtig sind jene beiden großen Seen nicht mehr vorhanden; sie sind so gesunken, daß sich sechs kleinere Seen von verschiedener Höhenlage gebildet haben, von denen der von Texcoco der Stadt zunächst liegt. Diese selbst liegt niedriger als die fünf oberen Seen und ist nur unbedeutend, kaum zwei Meter, höher als der Texcocosee. In dieser See, der zur Zeit etwa 10 Quadratleguas bedeckt, aber kaum mehr als einen halben Meter tief sein soll, wurden bisher als in den einzig möglichen Recipienten die Abflüsse der Stadt geleitet; es zeigt sich aber, daß sein Boden durch die Senkstoffe, welche die städtischen Abwasser und noch mehr die Zuflüsse von den umgebenden Bergen absetzen, sich beständig erhöht und zwar um 2—3 Centimeter jedes Jahr, so daß die Abflußkanäle allmählig unter seinen Boden zu liegen kommen. Die Folge ist, daß die Abgänge der Stadt in den Kanälen, die überdies eine un Zweckmäßige Lage haben, zurücktreten oder stagniren und daß der Abfluß in der Stadt selbst stockt. Dazu kommt, daß unterhalb der Stadt ein nur von einer dünnen Erdschicht bedeckter, ausgedehnter Sumpf liegt, dessen schädliche Exhalationen sich durch Zerstörung der darauf errichteten Gebäude und der Gesundheit ihrer Bewohner äußern.

Die Senkung der alten Seespiegel hat außer diesen Uebelständen für die Stadt auch den weiteren mit sich gebracht, daß

die ehemals reiche Entwicklung des Pflanzenlebens aufgehört hat. Das Thal ist größtentheils innerhalb der ehemaligen Seebecken eine unfruchtbare, öde Fläche geworden, in welcher sich kleine Pfützen übelriechenden Wassers halten, oder die mit Streifen von Salz bedeckt ist. Die Waldverwüstung auf den Berglehnen, die auch hier der Unverstand rücksichtslos getrieben hat, ist die wahrscheinliche Ursache der Unregelmäßigkeit der Zuflüsse und der Aufzehrung der Seen durch Verdunstung, zugleich einer zunehmenden Trockenheit der Luft, welche im nothwendigen Kreislauf dieselbe beschleunigt, sowie einer starken Schwankung der Temperatur, welche oft an einem Tage um 20 Grad R. wechselt. Die nachtheiligen Wirkungen zeigen sich deutlich und in empfindlichster Weise an der Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Bewohner des Thales und der Stadt, die ehemals für außerordentlich gesund gegolten hat. In den öffentlichen Verhandlungen, welche über die Angelegenheit neuerlich gepflogen wurden, ist dargethan worden, daß die Sterblichkeit im letzten Jahrzehent in regelmäßiger Steigerung zugenommen hat. Während im Anfang desselben das Verhältniß der Todesfälle zur Zahl der Einwohner wie 1 : 42 war, ist es am Ende des Zeitraums wie 1 : 19 geworden, ohne daß besondere verheerende Krankheiten aufgetreten waren. Typhöse Fieber und Krankheiten der Athmungsorgane sind die hauptsächlichlichen Todesursachen.

Es handelt sich jetzt darum, diese Mißstände zu heben und zwar soll dies durch Erbauung von Kanälen geschehen, die so weit geführt werden müssen, daß sie eine den Abfluß sichernde Neigung erhalten, ein Erforderniß, welches, wenn überhaupt erfüllbar, die Baukosten ziemlich hoch machen wird. So haben nicht bloß die Stadtväter an der Spree ihre Kanal- und Abfuhrjorgen!

In den Umgebungen der Stadt zieht den Fremden am meisten das Schloß von Chapultepec an, das etwa eine

Stunde von Mexiko entfernt ist, sowie das etwas weiter davon, seitwärts von Chapultepec belegene, Tacubaya. Das Schloß liegt auf einem vereinzeltten Hügel, bis zu welchem wahrscheinlich einst der Spiegel des Texcoco-sees gereicht hat und der schon einen Palast des Königs Monteczuma getragen haben soll. Es wurde in seiner zeitigen Gestalt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtet, und hat dem Kaiser Augustin I., dem ehemaligen Kreolenoberst Iturbide, während seines kaum einjährigen Regiments (1822) als zeitweilige Residenz gedient. Demnächst aber hat es Kaiser Maximilian zum Sommeraufenthalt gewählt und für den Zweck einrichten, auch die breite, gerade Straße von Mexiko aus dorthin bauen lassen, deren Anfang der Paseo de Bucareli bildet. Es ist ein quadratischer Bau, auf dessen massivem Erdgeschoß sich ein rings von lustigen, hohen Veranden umgebenes Stockwerk erhebt und der von zwei mächtig hohen Aussichtsthürmen überragt wird. Weit vorspringende Terrassen, von massiven Mauern gehalten, bilden den Unterbau. An dem Hügel aufwärts zieht sich ein Wald, der wie ein Stück Urwald erscheint. Ahuehuetes (*cupressus disticha*) von riesigem Wuchse, von grauen Flechten wie mit Schleiern behangen, herrschen darin vor. Von unvergleichlicher Großartigkeit ist die Aussicht, die sich von der Terrasse und dem oberen Stockwerk bietet; im Vordergrund zu Füßen die Laubmassen des Waldes, der die Flanken des Hügels bekleidet, darüber hinaus das Thal von Mexiko mit der thürmereichen Hauptstadt, den Steinbögen der Aquädukte und den Seen, dann die Bergreihen, welche es einschließen, über allen aber die gewaltigen Hüter des Thales, der Popocatepetl und der Itzacuatl, jener mit scharfer, schneebedeckter Spitze ein noch thätiger Vulkan (der Name bedeutet „rauchender Berg“), dieser ein breites, mächtiges Massiv, dessen Linien einer liegenden Menschengestalt ähneln, und das deshalb die alten Indier „die ruhende Frau“ nannten. An Schönheit ge-

winnt das Bild bei Sonnenuntergang, wo die Fülle röthlichen Lichtes, die dann darüber ausgegossen ist, die fahlen Flächen des alten Seebeckens durch den Duft der Farbe hinwegtäuscht und die Grate der Berge, deren öde Hänge in blaue Schatten sinken, mit Golde säumt. Unwillkürlich drängt sich die Erinnerung an den unglücklichen Kaiser Maximilian auf, der in solchen Stunden von dieser Stelle aus oft auf das Thal zu seinen Füßen geblickt haben mag. Sein tragisches Schicksal rührt um so mehr, als alle Zeugnisse darin übereinstimmen, daß sein Herz voll von dem Wunsche war, das Land, das zu regieren er übernommen hatte, auch glücklich zu machen. Spuren seiner Residenz sind noch in der Einrichtung der Zimmer vorhanden. Im Uebrigen hat das Schloß zeitweilig als Sternwarte gedient und wird zur Zeit umgebaut und erweitert, um eine Militairakademie aufzunehmen.

Tacubaya, das man von der Terrasse des Schlosses am Fuße des Hügel sieht, ist ein Sommeritz mit hübschen Landhäusern und wohlgehaltenen Gärten. In seinem alten erzbischöflichen Palast hat sich das Collegio Militar der Republik installiert und wo ehemals die Priester auf leiser Sohle durch die Gänge wandelten, klinkt es jetzt von Offizieren aller Waffen, einschließlich des Genie und der Marine. Einen besonderen Namen hat der Ort in der Geschichte durch die verschiedenen Pronunciamentos, die von ihm ausgingen, auch als Stätte eines blutigen Gemetzels, das im Jahre 1859 nach einer Niederlage des Ejercito Constitucional der siegreiche General anrichtete, indem er eine Anzahl friedlicher Bürger, Studenten und Mitglieder des ärztlichen Korps erschießen ließ. Er hat davon den Beinamen la ciudad de los martyros (Stadt der Märtyrer) erhalten.

Hier war es auch, wo Henriette Sonntag auf einem Ausflug von Mexiko, wo sie als Sängerin Triumphe feierte, den Keim zu ihrem Tode legte. Sie erkrankte nach einem

heiteren Mahle, das sie mit Freunden eingenommen, angeblich durch Fische vergiftet und starb, nach Mexiko zurückgebracht, kurze Zeit darauf (17. Juli 1854).

Ueber das geistige Leben der Hauptstadt ist, oder vermag ich wenigstens, nicht viel zu berichten. Unter der Freiheit der Meinungen und der Presse, welche die Verfassung gewährleistet, werden in ihr zahlreiche Zeitschriften, darunter allein 18 politische Tagesblätter herausgegeben, bei denen es aber mehr die Menge als der Inhalt thut. Auch der Unterricht ist nach der Verfassung frei und damit zugelassen, daß neben den öffentlichen Schulen Privatschulen errichtet werden. Nach der Vorschrift des Gesetzes soll in den Staats- und in den Gemeindeschulen Unterricht in der Religion nicht erteilt, dessen Ertheilung vielmehr den Müttern der Kinder, „deren Sache es sei“, überlassen werden. In Folge davon haben insbesondere die Anhänger des katholischen Klerus, welchen jene Vorschrift anstößig ist, zahlreiche Privatschulen begründet, welche den öffentlichen Schulen starke Konkurrenz machen. Man hat mir die Zahl der Primarschulen in der Stadt auf 234 mit 13 000 Schülern angegeben, von denen den öffentlichen Schulen nur etwa 39 Prozent angehören. Für den höheren Unterricht bestehen 16 Anstalten mit etwa 4000 Schülern und Schülerinnen. Sind diese Zahlen richtig, so wäre zu schließen, daß ein relativ starker Prozentsatz der Kinder im Alter von 6—14 Jahren, deren Zahl sich bei 240 000 Einwohnern erheblich höher stellen muß als 17 000, des Unterrichts entbehrt.

Eine Universität besteht als Ganzes nicht, sondern es sind nur Fachschulen vorhanden.

Unter den höheren Lehranstalten ist ein Collegio de Bellas Artes hervorzuheben, das auch die Ingenieurkunst umfaßt und von etwa 600 Schülern besucht wird. Man hat auch ein Museum von San Carlos für Gemälde und Skulpturen begründet, das in zwei Abtheilungen Werke altspanischer und

altmexikanischer Kunst und die neumexikanischen Leistungen in beiden Gebieten enthält, und das jedenfalls Sinn für Kunstpflege bekundet, wenn auch das Gebotene nach Werth und Menge zur Zeit noch mehr das Wollen als das Vollbringen zeigt.

Eine recht werthvolle Einrichtung sowohl im erziehlischen als im patriotischen Sinn verspricht das Nationalmuseum zu werden, das alles auf die Geschichte der alten und neuen Bewohner des Landes Bezügliche sammelt und gut geordnet zur Anschauung bringt. Es steht unter der Leitung eines Direktors, dessen indianische Abstammung unverkennbar ist, der aber seiner Aufgabe mit Eifer und großem Geschick obliegt. Den interessantesten Theil bilden die Sammlungen von Reliquien der aztekischen Zeit, Waffen aus Obsidian und anderen Steinen, kunstreich geschnitzte Götterbilder aus Stein und Thon, musikalische Instrumente aus Holz mit Schlägeln zum Tönen gebracht und abgestimmt.

Von der hohen Kunstfertigkeit, welche die Azteken in Bearbeitung der Metalle und Steine erreicht hatten, gaben insbesondere zwei kleine Werke Zeugniß, welche der Direktor in seiner Privatsammlung hatte, ein Gefäß aus Obsidian, auf welchem ein Affe in Hochrelief mit großer Naturwahrheit ausgearbeitet war und ein Schmuckstück aus getriebenem Goldblech, das den Gott des Wassers darstellte. Nach diesen Probestücken wird wahrscheinlich, was die alten Chronisten von der technischen Geschicklichkeit der Azteken erzählen, wie, daß sie in einem einzigen Prozesse Fische mit Schuppen von Gold und Silber zu gießen vermochten, oder Vögel, welche die Flügel, die Zunge und den Kopf bewegten.

In dem Museum ist ein Idol, welches die Göttin des Todes darstellt, mit offenen Händen, in deren jeder drei dicke Schwielen ausgearbeitet sind, eine Andeutung ihrer harten und angestregten Arbeit. Eine andere Merkwürdigkeit ist eine

bildliche Darstellung auf langen Tafeln von Agavepapier, welche die Einwanderung der Azteken darstellt und die Ueberwindung der Tolteken, durch welche sie sich zu Herren des Landes machten. Eine Anzahl monumentaler und sehr gewichtiger Alterthümer ist zur Zeit in dem offenen Hofe des Museums aufgestellt, bis zu der in Angriff genommenen Fertigstellung eines bedeckten Saales, darunter der große Opferstein, auf welchem die Kriegsgefangenen getödtet wurden, auf der oberen Fläche mit einer Vertiefung und einem Kanale zur Ableitung des Blutes der Opfer, am äußeren mehrere Fuß hohen Rande mit einem reichen Relief, welches die Kämpfe und Siege der aztekischen Könige in fortlaufender Folge darstellt. Dann die überlebensgroße Bildsäule einer Gottheit in liegender Stellung aus Yucutan und ein hohes Bild der Todesgöttin, dieses Mal zur Symbolisirung ihrer nimmer ruhenden Thätigkeit mit sechs Händen. Eine Zeitschrift in monatlichen Hefen, deren erster Jahrgang vollendet ist, ist bestimmt, die wichtigeren Funde auch weiteren Kreisen bekannt zu machen. Daß das Museum außer den Bildnissen aller spanischen Vicekönige und aller Präsidenten der Republik, welche mehrere Wände füllen, auch die Uniform von Kaiser Augustin I. und das Tafelgeschirr von Kaiser Maximilian aufbewahrt, erwähne ich, um die objektive historische Auffassung zu kennzeichnen, welche die Verwaltung leitet. Ein starker Kontrast gegen diese Reliquien sind die eisernen Rüstungen der Männer und Rosse, welche aus den Zeiten der Conquistadores erhalten sind. Unter diesem Himmel im Eisenpanzer zu reiten und zu kämpfen setzt Männer von eisernem Willen und eiserner Kraft voraus.

Schätze anderer Art, die zum großen Theil noch der Hebung und Verwerthung harren, werden in dem Archivo general und in der Nationalbibliothek verwahrt. Das erstere, das neben den Büchern 14 000 Hefte mit Handschriften enthält, ist dem Vernehmen nach insbesondere reich an Schriften aus

der ersten Zeit der spanischen Herrschaft, welche anderweit noch nicht bekannte Darstellungen der aztekischen Civilisation enthalten. Die Nationalbibliothek ist in der Kirche von San Agostin untergebracht und das Agglomerat der Bibliotheken der Klöster, welche im Jahre 1861 aufgehoben worden sind. Sie umfaßt mehr als 100 000 Bücher, deren Inhalt und Werth noch so gut wie unbekannt sind und die auf den Ordner und Forscher warten.

Für heut muß ich schließen. Ich habe die Absicht, von hier nochmals an die Küste des stillen Oceans zu reisen, um auf ihm weiter nach Süden zu gehen. Dazu bieten sich verschiedene Wege. Der verhältnißmäßig leichteste wäre von Mexiko nach Acapulco, der etwa 12—14 Tage in Anspruch nehmen würde; doch bietet er wenig. Freund W. hat mir einen anderen Weg vorgeschlagen, der mich in Manzanillo an das Meer bringen und durch die Staaten Michoacan, Jalisco und Colima führen würde. Michoacan hat Humboldt das Paradies von Mexiko genannt und da der Frühling da ist, würde dies genügen, dem Vorschlag zu folgen. Allerdings ist die Route wenig begangen, führt durch rauhe Gebirge und muß fast durchweg zu Pferde gemacht werden, was für einen stark mittelalterlichen Bureaukraten gewissermaßen unnatürlich ist. Indessen will W. mir das Opfer bringen, mich zu begleiten und da ich nicht einsehe warum ich, der ich so lange bescheiden zu Fuß gegangen bin, mich auch nicht einmal aufs Pferd setzen soll, so habe ich alle Bedenken bei Seite gesetzt und mich auf den Ritt ins romantische Land verpflichtet. Dazu bedarf es nun aber mehr Vorbereitungen als ein Durchschnittsberliner sich träumen läßt. Reitpferde, Lastthiere, bewaffnete Mozzos, militairische Eskorte, Proviant, herzköstliches Getränk, Feldbettstellen, alles das und mehr muß mitgenommen oder im Voraus bestellt werden und zwar, da die Reise etwa 4 Wochen dauert, nach sorgfältiger Ueberlegung und in der

erforderlichen Nachhaltigkeit. Da hat denn Freund W. natürlich ein dickes Päckchen Mühe. Morgen soll es fortgehen, zunächst eine Tagereise oder zwei mittelst Diligence. Ob es Postverbindung unterwegs gibt, weiß ich zur Zeit nicht; wenn nicht, so kann ich erst von Colima aus schreiben, dem Ziele der Reise, von wo ich Manzanillo, das der Hafen von Colima ist, rechtzeitig zu erreichen streben muß, um den Dampfer zu fassen, der leider nur ein Mal monatlich von San Francisco nach Panama geht und Manzanillo anläuft. Gib mir einen kräftigen Reisesegen!

## XXIX.

Von Mexiko über die Cordilleren nach Colima. — Die mexikanische Diligence. — Colucca. — Maravatio. — Stiergefecht. — Hacienda de Agua fria. — Schwefellagune. — Zinepécuaro. — Treiben in der fonda. — Queréndaro. — Der See von Cuizéo. — Morelia. — Patzcuaro. — Die Tarasco-Indianer in Jhuatzio. — San Clara de Cobre. — Urio. — Nach dem Vulkan von Jorullo. — Hacienda Tejomanil. — Bananen. — Colmedan. — Tárento de feras. — Uruápan, das Land der Blumen. — Kafekultur. — Wasserfall des Cupalitzió. — Besuch bei Donna Petra. — Le vieux laque. — Indianisches Quartett. — Hochzeitsfeier. — Die Reiseequipage. — In Apozingán beim Cura. — Ein einsamer Rancho. — In Aquililla wieder beim Cura. — Ueber die Sierra Madre. — Die geistliche Kavalkade. — Kaltes Nachtquartier. — Coalcoman. — El Rancho de Pozo. — Nächtllicher Ritt im Bett des Rio Tortuga. — Der Rancho de Las Barreras. — Los Narranjos. — Cardona. — Begrüßung durch die deutsche Kolonie aus Colima.

Colima in Mexiko, 28. Februar 1882.

Das Ziel ist erreicht, zwar noch nicht der Hafen, und mit dem hat es auch noch gute Wege, da mir der Dampfer davongefahren ist und ich nun den nächsten abwarten muß,

aber doch das Ende der Expedition über die Cordilleren, zu der wir von Mexiko aus trotz aller Anstrengung 25 Tage gebraucht haben. Etwas entzwei fühle ich mich, aber da ich hier wohl geborgen bin, wie in Abrahams Schooß, oder besser, da ich mir eine klare Vorstellung nicht machen kann, wie es in Abrahams Schooß sein mag, derart wie es nicht anders in der Heimath sein könnte, so werde ich wohl bald wieder ganz sein und mich der schönen Fahrt freuen können, ohne durch etwas Leidendschmerzen und andere kleine körperliche Defekte in der Freude gestört zu werden. Ich hätte Dir wohl auf dem Wege einmal schreiben können, aber mit der Beförderung durch die Correos sieht es so zweifelhaft aus, daß ich für gerathener fand, erst wieder in die Nähe des Meeres zu kommen, auf dem von hier Briefe über die Vereinigten Staaten oder über Panama sicherer befördert werden, als über den Landweg nach Mexiko.

Da Colima schon in der Tierra Caliente liegt, ist es auch im Winter warm und zwar derart, daß das Schreiben schwer wird. Ich würde es kaum fertig bekommen, Dir eine Beschreibung der ganzen, fast vierwöchigen Tour zu senden und finde als ein Expediens, eine Sammlung loser Tagebuchsblätter beizulegen, die Du nach dem Datum zusammenfinden wirst und die, obwohl manchmal etwas abrupt oder nachlässig in der Fassung, da sie zum Theil auf dem Sattel oder mit müden Sinnen geschrieben sind, Dir doch als die frische und unmittelbare Wiedergabe des Eindrucks vielleicht ein richtigeres Bild geben, als das, welches ich jetzt aus ihnen unter dem Druck von 24 Grad R. komponiren würde.

3. Februar 1882.

Bemitleidenswerth früh heraus. Ein herrlicher Staubmantel, den ich bei einem first rate Schneider bestellt und mit

15 Pesos bezahlt hatte, bleibt aus, die versprochene Wäsche kommt ungeplättet, nachdem Boten über Boten gesendet worden. Cosas d'España! Um 7 Uhr in die diligencia, einen unerhörten, unbeschreiblichen Marterkasten, mit drei Sitzen à vier Personen, davon der eine in der Mitte schwebend und so dicht einer am andern, daß die Kniee der Besizer wie Zahnräder in einander greifen müssen. Konnte mir a priori nicht klar machen, wie 12 Personen hineingestaut werden sollten, es ging aber, wie sich a posteriori ergab; Probiren geht eben über Studiren. Die Kutsche rasselte durch einige Straßen und Vorstädte und dann in der Richtung nach Chapultepec hinaus, aber nicht auf der neuen Chaussée, sondern auf der alten Landstraße, entlang den steinernen Bergen des Aquädukts von San Cosme. Neben mir eine indianische Frau mit einer niña von etwa 9 Monaten, die ein stumpfes, stark bekrustetes Näschen hat, aber wenigstens kein Schreihals zu sein scheint. Daß ich, wenn sie im Arm der Mutter liegt, an der Stützung des Köpfchens theilhaftig werde, liegt an der Enge der Verhältnisse. Die Hoffnung, daß wir mit dem Verlassen der Stadt und des schlimmen Pflasters ihrer Straßen auf Wege kommen würden, welche das höllische Stoßen des Wagens mildern möchten, erwies sich als trügerisch. Die Straße ist in den ersten Jahren der spanischen Herrschaft gebaut aus Felsblöcken, die in den Boden gesenkt wurden und deren Zwischenräume mit irgend Etwas ausgefüllt gewesen sein müssen. Dieses Etwas hat im Laufe der Zeit der Regen ausgewaschen, die Sonne ausgedörret, der Wind verweht, so daß nur die Steinblöcke übrig geblieben sind, die unvermittelt neben und über einander ragen. Eine Besserung ist dem Wege seit unvor-denklicher Zeit, mindestens in diesem Jahrhundert, nicht angehan worden, und auf ihm fährt nun die Maschine, die man Diligence nennt, im Galopp, zu welchem der auf dem Dache sitzende Kutscher die acht vorgespannten Maulthiere mit langer

Peitsche unablässig antreibt. Was er damit nicht erreicht, bewirkt ein halberwachsener Junge, sein Adjutant, der bald auf dem Bock bei ihm sitzt, bald neben dem Wagen her läuft oder sich auf dessen Tritt schwingt und mit Steinen, die er wie im Fluge aufgelesen hat, nach den Mäulern, welche die Peitsche nicht erreichen kann, so sicher und geschickt wirft, daß sie den Wurf scharf wie einen Peitschenhieb empfinden. Was bei dieser Bewegung für den Inhalt des Wagens herauskommt, ist schwer zu beschreiben; ich glaube, daß ich keine Stelle am ganzen Leibe habe, die nicht einen Schlag oder Stoß bekommen hat, der inneren Erschütterungen nicht zu gedenken.

(Am Rande ex post: Zur Erklärung der gereizten Stimmung, die sich in diesen Notizen kund gibt, bemerke ich confidentiell, daß ich in Folge eines Falles von der wie üblich mit Messing beschlagenen Schiffstreppe auf der Fahrt zwischen New-Orleans und Havanna, ein etwas beschädigtes Rückgrat hatte und daß dieses auch schon leichtere Stöße übel nahm.)

Der Mensch gewöhnt sich aber, wenn es nicht anders geht, selbst an eine mexikanische Diligencia und obwohl da, wo die Steinblöcke auf der Straße fehlten, schwerer Staub aufwirbelte, gab es doch lichte Stellen, wo ein Blick nach außen möglich und lohnend war.

Das Land längs der Straße erscheint wenig bebaut, nachdem wir Tacubaya passirt haben, doch werden hier und da auf dem Felde Ochsen sichtbar, schwerfällig vor dem Pfluge schreitend. Auf dem Wege begegnen leicht gekleidete Indianer, die in halbem Trabe laufend, schwere Lasten tragen; Esel schleppen Bauholz, am Packsattel ganze Balken, daß der kleine Burro fast darunter verschwindet; ab und zu liegt ein Haus am Wege, aus Luftziegeln — adobes — mit einem Blätterdach, ohne Fenster und ohne Schmuck, zahlreiche kleine Vogelbauer etwa ausgenommen, und die Schläuche voll Pulque, die unter dem Schatten der Dächer hängen, drollig genug

anzusehen, da sie je aus der ganzen Haut eines Ferkels bestehen, die zugenäht und geräuchert ist und an der Kopf und Beine gelassen sind, so daß die ausfüllende Flüssigkeit die volle Gestalt wiedergibt. In gewissen Distancen stehen militairische Piquets am Wege, 4—6 Mann stark, meist auf Höhen postirt, welche über die Sicherheit der Straße zu wachen haben; auch begleitet uns eine spezielle Eskorte, bestehend aus einem Unteroffizier und sechs Mann, gut beritten und bewaffnet, die im Galopp neben dem Wagen reitet und wenn nicht die Sicherheit so doch den Staub erheblich verstärkt.

Das Ziel des Tages, während dessen einige Male die Maulthiere mit kurzem Aufenthalt gewechselt werden, ist Toluca, die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts, die wir nach neunstündiger Fahrt erreichen. Die Stadt liegt in bergiger Umgebung und macht den Eindruck einer gewissen Stattlichkeit und zwar nicht bloß aus der Ferne; doch wird die Annehmlichkeit durch die Thatsache beeinträchtigt, daß die Blattern stark grassiren. Es sind drei deutsche Kaufleute am Ort wohnhaft, die aber das Leben vorwiegend ungemüthlich finden. Mögen darin wohl Recht haben.

---

4. Februar 1882.

Die Diligencia ging um drei Uhr Morgens ab; es hieß daher um zwei Uhr aufstehen, um die präzis innegehaltene Abfahrt nicht zu versäumen. Der Wagen noch enger als gestern, aber eben so viele Passagiere. Heut hatte ich meinen Platz auf dem Rücksitz, wo die Stöße schwächer sein sollen, ohne daß das Gerücht sich bestätigte. Das nächtliche Dunkel machte das Einsteigen noch schwieriger. Ich hatte ein weibliches Wesen an meiner Seite, das ich nach der Art, wie es den Kopf verhüllt hatte, für eine Nonne hielt. Als ich diese Vermuthung gegen meinen Reisegefährten aussprach, ließ sich

aus der Umhüllung Kindergeschrei hören, und ich fand dann allmählig, daß es die indianische Frau von gestern war, die ebenfalls den Platz gewechselt hatte; die Nachbarschaft der *niña* blieb mir also erhalten. Uebrigens war es so kalt, daß die Fenster geschlossen gehalten wurden, bis die Sonne ein gutes Stück über dem Horizont stand. Die Fahrt war durch *Entrisse*, *barrancas*, erschwert, welche das Wasser zur Regenzeit in den leichten Boden reißt und welche oft in weitem Bogen umfahren werden mußten. Es gibt auch hier Berge, die man den ganzen Tag nicht los wird, und die sich nicht zufrieden geben, bis man sie von allen Seiten gesehen hat. Ein solcher ist der *Chocotlan*, um den wir lange Stunden fahren mußten, und der immer gleich weit zu sein schien. Um Mittag machten wir in einem kleinen *Pueblo* Halt, um zu speisen. Die *table d'hôte* war in einer der kleinen *Adobeshütten*, und das *Menu* bestand in der Hauptsache aus blauen Bohnen, *frejoles*, heißen Maisfladen, *tortillas*, und säuerlicher *Pulque*. Vor der offenen Thür hatte sich ein Knäuel von indianischen Weibern und Kindern eingefunden, die ihrer Sehnsucht nach den Delikatessen des Tisches unzweideutig Ausdruck gaben. Es waren dabei mindestens vier Generationen vertreten, die älteste durch eine Greisin, der weißes Haar in dicken Strähnen in das runzelvolle Gesicht hing; die dritte, vielleicht vierte durch zwei Dirnen von 16—18 Jahren, von stark entwickelten Körperformen. Ihre einzige Bedeckung war ein Tuch, das um die Lenden geschlagen war und eine Art breiter Cravatte um den Hals; was dazwischen lag, war durch Kleidung nicht beengt. Sie griffen mit wahrer Gier nach dem, was von den Resten des Mahles ihnen überlassen wurde. Auch Blinde waren unter den Bettlern, die ihr Augenlicht durch die Blattern verloren hatten.

Als wir mit sinkender Sonne nach *Depetongo* kamen, begrüßte uns eine Kavalkade, an ihrer Spitze Herr von Fr.,

ein ehemaliger österreichischer Offizier, und ein Herr W., ehemals Offizier in der sächsischen Armee, Beide von dem Heere Kaiser Maximilians zurückgeblieben und jetzt bei dem Bau der Eisenbahn thätig, welche von Mexiko über Toluca nach Morelia und weiter nach der Küste des stillen Ozeans geführt werden soll. Herr von Fr. bot sein Haus in Maravatio, wo er sein Hauptquartier hat, gastfreundlich an. Wir erreichten den Ort in voller Dunkelheit, froh der Foltexkutsche mit ungebrochenen Gliedmaßen entsteigen zu können. In dem Städtchen noch volles Leben; indianischer Markt bei Fackellicht.

---

Sonntag, 5. Februar.

Wir wurden heut nicht fortgelassen. Ein Stiergefecht und ein Ball standen in Aussicht; sodann mußten Pferde gekauft und Führer angenommen werden. Mit einem der Ingenieure der Eisenbahn besuchte ich am Vormittag Kirche und Markt; die Erstere war so voll, daß eine große Menge vor der Thür stehen mußte. Der Markt beschränkte sich nicht auf die Plaza, die mit gut gehaltenen Gartenanlagen geschmückt war, sondern breitete sich in alle Straßen des Städtchens aus, das mit den zu seinem Gemeindebezirk, municipalidad, gehörigen ranchos oder Einzelhöfen, mehr als 12000 Einwohner hat. Einfachere Waaren und einfachere Art ihrer Ausstellung sind nicht wohl zu denken. Die Ersteren bestanden aus Salz, Kalksteinen, Früchten, irdenen Gefäßen und einigen Schmucksachen und Kurzwaaren der billigsten Art, die ihren nürnbergischen und böhmischen Ursprung nicht verleugnen konnten, Alles auf Matten am Boden; außerdem aus Pulque, die in kleinen Gefäßen verkauft wurde. Mancher Kram mochte im Ganzen kaum einige Groschen werth sein. Dabei hockten die Verkäufer, meist Frauen, stundenlang am Boden, mit einer Ruhe, die fast Unbeweglichkeit genannt werden konnte; selbst in den

Mienen des Antlitzes kaum eine Bewegung; überall, selbst an den Pulquequellen wenig laute Worte, nirgend ein Schreien oder ein Drängen. Dieses Maaß in Haltung und Lebensäußerung ist den Indianern von reiner Abstammung charakteristisch. Von den Carretas, welche auf dem Markte standen, hatten manche Räder, an denen Speichen und Felgen noch ungetrennt waren, hölzernen Mühlsteinen gleich, aber von unvollkommener Rundung, an die Uranfänge des Rades gemahnend.

Das Stiergefecht fand am Nachmittag Statt in einer Art Circus, der eine halbe Stunde von der Stadt errichtet war und etwa 3000 Zuschauer fassen konnte. Er war, obwohl zwei Stockwerke hoch, ohne jeglichen Aufwand von Eisen konstruirt und durch Stricke und Holzverbindungen gehalten, was ihm begreiflicher Weise eine etwas verquere Gestalt gab. Ein Dach gab es nicht; nur ein Theil der Plätze war durch Bretter und Vorhänge gegen die Sonne geschützt und dem zu Folge höher im Preise. Von den zahlreichen Zuschauern war die weitaus größte Zahl Indianer oder mezclados, die in ihrer kleidsamen weißen Tracht schweigend dem Schauspiel entgegen sahen. Die Weißen waren vornehmlich durch die bei der Eisenbahn beschäftigten Ingenieure und deren Angehörige vertreten. Musik eröffnete die Vorstellung, in welcher vier verschiedene Kämpfe geboten wurden. Sie hatten den schematischen Verlauf mit dem Unterschiede, daß die Stiere nicht getödtet wurden und daß es daher keinen Espada oder Matador gab, auf dessen Aktion in Spanien das Interesse sich konzentriert.

Die Kampfstiere, obwohl junge Thiere, zeigten wenig Feuer und ließen sich weder durch die picadores, welche zu Pferde sie mit Lanzen reizten, noch durch die banderilleros, welche ihnen kleine, mit Fähnchen und Kasselwerk versehene Haken in den Rücken zu stoßen die Aufgabe haben, in besondere Wuth versetzen. Nur ein Mal brachte der Stier das Pferd eines

Picador, indem er es unterrannte, zu Falle, und ein ander Mal überrannte er einen Banderillero, begnügte sich jedoch, ihm mit den Hörnern die Hosen zu zerreißen; sehr bald erlahmte der Furor und der Kämpfer vermied die Torberos mehr als er sie suchte. Ueber solche Feigheit entstand regelmäßig heftiger Unwille des Publikums, der sich in starken Verbalinjurien gegen den Schwächling Luft machte. Ein Mal gab es jubelnden Beifall, als einer der Banderillos den Stier, dem er nicht mehr ausweichen konnte, wörtlich „an den Hörnern“ faßte und sich trotz aller Sprünge und Wendungen des kräftigen Thieres festhielt, bis er den günstigen Moment der Trennung erhaschte. Waren die Stiere des Kampfes, oder die Zuschauer des Stieres müde, so ritten zwei Reiter in die Arena, von denen der eine ihm einen Lazo um die Hörner, der andere einen solchen um die Hinterfüße warf. Saßen die Lazos, was nicht immer bald glückte, so sprengten sie in entgegengesetzter Richtung aus einander und brachten so das Thier zu Falle. Die Schlingen wurden dann gelöst und der Stier, ernüchtert und durch den Fall eingeschüchtert, pflegte ruhig aufzustehen. Um ihn aus der Arena zu entfernen, wurde ein eigenthümliches Mittel angewendet, das auf sein Gemüth berechnet war. Es wurden zwei scheckige Ochsen eingelassen, die, anscheinend darauf abgerichtet, behäbig zu dem Kämpfer hintrabten und ihn von dem Kampfplatz in den Stall begleiteten. Wenn die alten ruhigen Thiere hereintrotteten und wie mit sanfter Ueberredung den blutenden Bravo in ihre Mitte brachten, um ihn von dem Felde der Ehre an die Krippe zu eskortiren, gab es immer herzlichen Jubel. Der harmlose Verlauf der Kämpfe wäre nicht nach spanischem Geschmack; wie sie sind, erwecken sie mehr Heiterkeit, als daß sie die Leidenschaften aufregen.

Der Ball, der am Abend folgte, war von Herrn v. Fr. für die Honoratioren von Maravatio veranstaltet, die sich voll-

zählig dazu eingefunden hatten. Der Frack war nicht de rigueur. Dafür gab es Champagner à discretion und bei der Jugend viel Tanzlust. Der Fußboden war mit Leinwand bespannt, nicht um das Parquet zu schonen, wie beim Lord Mayor in London, denn er war von Lehm, sondern um die Unebenheiten zu verdecken, oder das Festkleben zu verhüten. Der Lieblingstanz der Mexikaner, die danza, die in sehr gemessenem pas mehr geschritten als geschleift wird, erlaubt einen solchen Untergrund. Es ist ein außerordentlich gefälliger Tanz, eine Verbindung von Rundtanz und Quadrille, der nach einer Musik von lebendigem, kapriziösem Rhythmus geht und dessen Verpflanzung in unsere Ballsäle an Stelle des Galopp und ähnlicher Frevel an Schönheit und Gesundheit ein Verdienst wäre.

---

6. Februar 1882.

Der Ausbruch verzögerte sich in Folge der nächtlichen Schwärmerei und weil die erwarteten Mulos ausblieben. Erst durch Intervention des Jefe politico, des Verwaltungschefs des Distrikts, wurden endlich zwei Esel beschafft, denen unser Gepäck aufgeladen wurde. Der Tag war wichtig als der erste Reittag für mich alten Herrn; doch erwies sich der Schimmel, den ich gestern erworben hatte, als ruhig und wohlgezogen, wenn auch mit einem unverhohlenen Widerwillen gegen jede rasche Gangart.

In starkem Sonnenbrand, unter dem Schutze dreier Soldaten, ging es zunächst einige Stunden über eine baumlose, weite Ebene, die blaue, hohe Berge begrenzten. Der Aufstieg auf diese begann gegen Mittag und brachte bald eine Aenderung der Vegetation, in welcher die Eiche der Kiefer wich, sowie schöne Rückblicke über die Ebene, aus welcher einige Seen und grüne Weizenfelder herausleuchteten. Wie bei uns im März, gab es blühende Mandel- und Pfirsichbäume um kleine An-

siedlungen, die im Gebüsch versteckt lagen. Im Walde weiter oben nahm die Eskorte das Gewehr in Arm, doch blieb Alles still. Da wir in der Mittagsstunde nur kurzen Halt gemacht hatten — unsere Burros waren einen anderen Weg gegangen und mit ihnen unser Frühstück in die Brüche — erreichten wir die Hacienda de Agua Fria, wo wir zur Nacht bleiben sollten, leidlich früh am Nachmittag. Die Gegend ist geologisch interessant; sie liegt im Bereiche des Vulkans von San Andrés, der noch in Thätigkeit ist und von dem zahlreiche Erdbeben ausgegangen sind, das letzte, sehr heftige, im Jahre 1873. Oberhalb der Hacienda aus bewaldeter Berglehne stiegen hellgraue Rauchsäulen auf, welche von Schwefelsumarolen ausgehen, die fortwährend in Aktion sind.

In der Hacienda, in welche der Eigenthümer uns gastfreundlich aufgenommen hat, sind alle Einrichtungen von ursprünglicher Einfachheit; im Empfangs- und Wohnzimmer ein Holztisch und einige Strohstühle, an den getünchten Wänden Lithographien der Evangelisten und des heil. Franciskus; ebenso schmucklos das uns eingeräumte Schlafzimmer. Und doch besitzt der Mann etwa 15 Quadratleguas Land. Nur eine Pflanzharmonika, die ein studirter Bruder angeschafft und zurückgelassen hat, geht über die Nothdurft des Lebens; sie ist aber verstaubt und verstimmt. Das Gut, mit dem eine Sägemühle und der Betrieb von Schwefelöfen verbunden ist, wird mit Indianern bewirthschaftet, die in Hütten in der Umgebung schlafen; sie hatten nach der Tagesarbeit in einem offenen Schuppen sich zusammengefunden und saßen, dürftig bekleidet, am Boden um einen Kessel, in welchem bei offenem Feuer eine Alte Ochsenfleisch bereitete.

7. Februar 1882.

Die Nacht kalt, so daß W. glaubte, das Fieber zu haben; am Morgen der Boden mit Reif bedeckt. Wir machten zunächst eine Seitenezursion, um die Laguna, wo der Schwefel gewonnen wird, zu besuchen. Sie ist der Rest eines Sees, der in einem eingesunkenen Krater sich gebildet hat und der bis auf eine Fläche von etwa 300—500 Fuß im Durchmesser abgelassen worden ist. Der trocken gelegte Boden ist stark zerklüfteter Kalkstein, der sich unter die Wasserfläche fortsetzt und in wunderbar gestalteten, spalten- und höhlenreichen Bildungen sie umgibt. Das Wasser hat eine so hohe Temperatur, daß die Hand sie nicht verträgt; überall steigen Blasen auf, wie bei kochendem Wasser; an einzelnen Stellen wird die Fläche auch durch kräftig aufstoßende Quellen bewegt. Der trockene Boden ist ebenfalls warm, selbst da, wo die Sonne ihn noch nicht beschienen hat; das großartigste natürliche Schwefelbad, das sich denken läßt.

Die Gewinnung des Schwefels geschieht, indem das leicht zerfallende Gestein gemahlen und dann in einfache Schmelzöfen gebracht wird, die etwa ein Drittel des Gewichtes der Masse an Schwefel ergeben. Der jährliche Ertrag des höchst primitiven Betriebes ist etwa 3000 Centner reinen Schwefels, würde aber bei besseren Verbindungswegen erheblich gesteigert werden können.

Nach dem Abschied von dem Besitzer, der uns bei dem Ausflug begleitet hatte und der außer einem freundlichen Dank kein Entgelt für die Beherbergung annahm, ging es weiter auf dem Wege nach Morelia, aber nicht auf dem Karrenwege, sondern über das Gebirge auf- und abwärts in raschem Wechsel. Noch am Vormittag passirten wir einen Wald von ausnehmender Schönheit, zumeist aus alten, immergrünen Eichen bestehend, zwischen deren hohen Stämmen sich ein dichter Niederwald blühenden Gesträuches drängte, bedeckt mit fuchsi-

artigen, stark duftenden Blumen, in allen Schattirungen von Roth und Weiß. Die Schönheit wäre vollkommen, fehlte nicht überall in der Landschaft der Rasen. Obwohl der Frühling da ist, herrscht er doch nur in Bäumen und Sträuchern, die er mit Blüthen in einer uns, namentlich bei großen Waldbäumen, unbekanntem Fülle und Farbenpracht bedeckt; der Boden dagegen bleibt trocken und grau. Erst die Regenzeit weckt das hier schlummernde Pflanzenleben und bedeckt auch die Erde mit Grün.

Wie schmerzlich ist es doch, daß wir akademisch gebildeten Leute so wenig von der Natur wissen! Mit etwas mehr Pflanzenkunde, etwas tieferem Verständniß von den Bestandtheilen und der Formation des Bodens, mit etwas größerer Kenntniß der Thierwelt, wie anders würde ich den Reichthum der Schöpfung betrachten, der sich jetzt um mich aufthut! wie viel mehr Freude und Nutzen brächte diese Betrachtung, die jetzt auf den augenfälligen Reiz des Wechsels und auf ästhetische Anregungen durch Farben und Formen sich beschränkt! Ich denke, daß ich die mühsam erworbene Kenntniß der griechischen Partikeln, verschiedene alte assyrische und ägyptische Könige und alle Feinheiten der lateinischen Prosodie, so viel davon noch geblieben, hingäbe, hätte die Schule sich angelegen sein lassen, dem, was den Menschen in der Natur umgibt, mehr Aufmerksamkeit zu schenken, oder auch nur das Interesse daran rechtzeitig zu wecken. Keizerliche Gedanken, die ich nur dem Tagebuch anvertraue, aber ich gelobe mir, wenn ich noch je in Unterrichtsdingen etwas zu wirken haben sollte, daß kein Schüler die Schule verlassen dürfte, der unter den Pflanzen, Gesteinen und Thieren mindestens seiner Heimath nicht so vollkommen Bescheid wüßte, wie in Sprachen und Geschichte. „Mindestens seiner Heimath“, denn da liegt der Grund und Anfang.

Ueber sonnige Hänge, an denen ich wenigstens den heimathlichen Schlehdorn mit Freude erkannte, näherten wir uns einer

umfangreichen Hacienda, der von Charipeo, deren Eigener den historischen Namen Julio Borgia trug, und die uns während der heißen Stunden unter ihrem Dache Schutz gab. Obwohl Don Julio nicht heimisch war, fanden wir doch die gastfreundlichste Aufnahme, die übrigens Reisenden, auch wenn sie nicht empfohlen sind, fast niemals versagt wird. Nach Stärkung, insbesondere durch frische Pulque, die ich nach und nach zu würdigen anfange, ging es wieder aufs Pferd, jedoch erreichten wir das vorgesezte Ziel des Tages, die Hacienda von Queréndaro, nicht, sondern blieben in dem Pueblo von Zinepécuaro, wie miserabel auch die Fonda schien, in welcher allein ein Unterkommen sich bot. Anmuthig dagegen ist die Lage des Städtchens in bergiger Umgebung, über welche wir nach Sonnenuntergang von der Kirche, die auf einem Hügel liegt, eine Uebersicht gewannen. Der Fremdenverkehr dahier beschränkt sich auf die Maulthiertreiber, welche die Waarentransporte besorgen, und sind die Einrichtungen deren bescheidenen Bedürfnissen entsprechend. Wir wurden in das Comedor, das Speisezimmer, untergebracht, weil es allein eine halbwegs verschließbare Thür und ein Fenster von Glas hatte. Holzpritschen mit Laken, die zweifelsohne nicht reinlich waren, bildeten das Nachtlager, aber Hunger würzet jedes Mahl und einem Müden ist leicht gebettet. Daneben jedoch auch Malerisches in dem weiten Raume, den die Fonda bedeckt, und in dem zwei große Höfe hinter einander liegen. Nach uns kam eine Mulada, ein Zug beladener Maulthiere, zwischen 40 und 50. Die Ballen und Kisten wurden abgeladen und zusammengestellt, die Packsättel, deren jeder allein an die 50 Pfund schwer ist, den müden Thieren abgenommen und innerhalb des ersten Hofes in einer Reihe niedergelegt, die Mulos selbst, die ihren Weg kennen, in den zweiten mit einer hohen Mauer umschlossenen Hof gelassen, wo sie ihren Mais erhalten und zur Nacht bleiben. In dem ersten Hofe brannte bald ein lustiges Feuer, das in dem Dunkel

des Abends die einzige Erleuchtung gibt. Ist die Arbeit gethan und das bescheidene Mahl genommen, dann strecken sich die Arrieros auf den lehmgestampften Fußboden der offenen Halle, welche um den inneren Hof läuft, die Serrape unter dem Kopfe oder bei kühlerer Luft über den Körper gedeckt und überlassen sich dem glücklichen Schlaf der Müden. Das Beispiel ihrer Genügsamkeit soll auch mir die Holzspirtsche zum weichen Lager machen.

8. Februar 1882.

Als ich heut Morgen mich ans Becken gab, was allgemach meine Funktion werden zu sollen scheint, sprang mir eine Klage ohne Schwanz über die Füße, und ein paar Schweine, die vor der Thür unseres Schlafgemachs der Ruhe pflegten, grunzten höchst ungehalten über die frühe Störung. Doch waren es keine bösen Vorzeichen. Auch daß ich über einige Mozzos (Zungen, Diener), die sich dem Schlummer noch nicht entrißen hatten, in der Dunkelheit stolperte, brachte weder ihnen noch mir Schaden. Es gelang, ein Chocollat zu erreichen, das nationale Morgengetränk, das in der Regel selbst in ärmlichen Häusern wegen der Frische und Güte des Kakao (choco), der im Lande wächst, von großem Wohlgeschmack und zugleich nahrhaft ist. Dann ritten wir auf dem Camino Real, der großen Landstraße, die zwischen Weidenbäumen und hohen Kaktushecken sich breit dahin zog, gen Queréndaro. Wenig Verkehr auf des Königs Heerweg. Nur kleine Carretas mit ungeheueren Rädern und einem Biergespann von Ochsen schleppen sich langsam über die pflanzreiche Straße; auch vereinzelt Reiter, unter ihnen der Erwähnung werth eine beleibte Señora auf einem Esel, einen Mozzo hinter sich, der sie um die Taille hält, damit sie festsetze; das Land reich an Wasser; junge Zuckerpflanzungen mit künstlichen Bewässerungsgräben, aber spärliche Ansiedlungen.

In der Hacienda machte Don Joaquimo Arriego in Ab-

wesenheit des Eigenthümers die Honneurs des Empfanges mit sehr wohlthuender Freundlichkeit. Wie wohl that auch die Ruhe in den hohen kühlen Gemächern und auf der Lagerstätte, die nicht die volle Härte der sonst üblichen hatte, dazu mit der Aussicht auf 24stündige Dauer der Rast! Als die heißen Mittagstunden vorüber und wir etwas restaurirt waren, zeigte Don Joaquimo die Anlagen der Hacienda und arrangirte dann einen Ausflug an den See von Guizéo.

Die Hacienda, zu welcher ein Grundbesitz von 25 Quadratleguas (etwa 436 Quadratkilometer) gehört, besteht aus einer Reihe von mit Mauern umschlossenen, großen Höfen, die auch von einander durch Mauern mit verschließbaren Thorwegen getrennt sind. Die Hauptprodukte sind Weizen, Mais und Chilpepfer, letzterer auch als spanischer Pfeffer bekannt, und in einem Umfange in Mexiko in Gebrauch, den sich eine davon noch nicht durchgebeizte Zunge nicht vorstellen kann. Der Ertrag, den diese Frucht allein auf der Hacienda von Queréndaro jährlich abwirft, wurde auf 25 000 Pesos angegeben. Sie wird im Wechsel mit Weizen gezogen, worauf das Land in Brache liegt. Düngung findet nicht statt, wohl aber Berieselung, die eine hohe Fruchtbarkeit bewirkt. Die Bewirthschaftung geschieht mit Hilfe von indianischen Peons oder Tagearbeitern, deren etwa 250 ständig beschäftigt werden. Sie sind meist verheirathet und wohnen in ärmlichen Lehnhütten, die ein kleines Pueblo um die Hacienda bilden. Zur Erntezeit steigt die Arbeiterzahl bis auf 400. Die ständigen Peons erhalten wöchentlich 12 Reales an Lohn und ein Stück Feld zum Anbau von Mais. Ein Zwang zur Arbeit besteht nicht. Für die Kinder wird eine Art Schule gehalten, welche ein Invalide leitet, der, so gut er kann, einige Elementarkenntnisse lehrt.

In dem äußersten der großen Höfe wurde Weizen ausgedroschen oder, um genauer zu sein, ausgetreten. Auf einer gestampften Tenne mit niederer Umfassung verrichteten etwa

20 Pferde, junge und alte, die im Kreise umgetrieben und von einem Mozzo mit langer Geißel dirigirt wurden, die Arbeit. Der mittlste Gaul bildete eine Art Pivot, den festen Punkt, an welchen die übrigen rechts und links anschlossen, so daß die ihm näheren langsamer, die äußersten am raschesten liefen. In bestimmter Zeit wechselten sie dann, so daß sie nach einander an den äußersten Kreis kamen. In der Ecke des Hofes stand eine Mühle zum Schrotten von Mais, zwei Mühlsteine auf einander, von einem im Kreise gehenden Pferde gedreht. Auf einer Erhöhung wurde Weizen mittelst einer Schwinge gereinigt, die in Stricken wie eine Wiege hing, von einem Arbeiter mit der Hand bewegt. Es kam mir in den Sinn, daß es so zu den Zeiten gewesen sein mag, in denen Odysseus auf seinen Irrfahrten umher getrieben wurde.

Die Arbeiter waren, obwohl wir Februar haben, nur mit einer Hose bekleidet; sie schienen gut genährt und kräftig; ein Mann nahm einen ledernen Sack mit Weizen, der 7 Arrobas (à 25 Pfund, also 175 Pfund) enthielt, mit Leichtigkeit auf die Schultern und trug ihn zur Verladung.

Der Lago de Guizéo, zu welchem wir am Nachmittag auszogen, liegt etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden von der Hacienda. Eine Kalesche, über und über mit weißem Zeug bezogen, wie bei uns die Polstermöbel in der Pukstube, hier aber zum Schutz gegen die Sonne, mit einem trefflichen Biergespann, brachte uns an die Höhe, zu der das Terrain an seinem Ufer aufsteigt. Nicht weniger als 7 Mozcos ritten mit, um die Pferde zu führen, die auf dem letzten Theil der Tour gebraucht wurden, jeder ein Gewehr am Sattel und mit Revolver versehen; auch auf den Kutschbock wurde eine Kartouche mit Patronen für ein Remington-Gewehr, welches unser Gastfreund führte, gelegt. Da Alle treffliche Reiter waren, machte sich die Kavalkade äußerst stattlich. Nachdem wir die Höhe erreicht hatten, was bei der Unwegsamkeit für Roß und Reiter nicht ganz glatt gegangen

war, gewannen wir einen Ueberblick über den See, der circa 15 Leguas (à 4190 Meter) lang und 2—3 Leguas breit ist. Aus der weiten Wasserfläche ragen mehrere waldbedeckte Inseln; doch verläuft sich das südliche Ufer weithin im Sumpf. Dem Sonnenuntergang, der auf dem Seespiegel in herrlichem Widerschein glänzte, folgte nach kurzer Dämmerung nächtliches Dunkel, so daß es finster war, als wir die Hacienda erreichten. Inmitten des Hofes, in welchem die Wohnräume liegen, brannte bereits das Feuer, welches in einem aus Eisenstäben gebildeten, mannhohen Behälter allabendlich angezündet und einen Theil der Nacht hindurch unterhalten wird. Bei der Cena, der Abendmahlzeit, mußten wir, wie schon am Mittag, der Gegenwart der Señora des Hauses entbehren, da sie am Wechselfieber litt. An ihrer Stelle assistirte Don Joaquimo der Cura oder Pfarrer des Pueblo, dessen Anwesenheit jedoch keinen Zwang auflegte. Als eine Huldigung für unsere Nationalität vermerkte ich, daß uns deutsches Bier aus St. Louis vorgesetzt wurde.

---

10. Februar 1882.

Don Arriego hatte unsere Pferde und Gepäck vorausgeschickt und ließ uns in der weißen Kalesche nach Morelia fahren, so daß wir, ohne Zeit zu verlieren, noch den gestrigen Morgen im Behagen seines Hauses hatten verbringen können. Da das Viergespann wacker ausgriff, erreichten wir Morelia noch vor Abend, nachdem wir es schon früher zu Gesicht bekommen. Seine etwas erhöhte Lage inmitten laubreicher Bäume und die Thürme und Kuppeln seiner zahlreichen Kirchen gaben der Hauptstadt von Michoacan ein sehr stattliches Aussehen.

Am Eingange der Stadt erwartete uns Don Gustavo Gr. mit einem prächtigen Bombenwagen und führte uns in sein gastliches Haus an der Plaza. Er ist der einzige namhafte Deutsche in Morelia, wohnt aber hier seit 25 Jahren und kennt

Vand und Leute um so gründlicher, als er mit einer Mexikanerin verheirathet war. Unter seiner Führung sahen wir heute, was sehenswerth ist, das Gouvernementsgebäude, in welchem auch die Staatsdruckerei und die umfangreiche, hauptsächlich aus den aufgehobenen Klöstern entnommene Bibliothek untergebracht sind, den Sitzungsaal des Kongresses von Michoacan, der nur 13 Abgeordnete zählt, aber sich sehr komfortabel eingerichtet hat, und das Collegio, zu welchem ein ehemaliges Jesuitenkloster umgewandelt ist. Die Stadt hat für ihre 36 000 Einwohner 26 Kirchen und Kapellen, ein Reichthum, um den Berlin sie beneiden könnte, das nach demselben Maßstab ihrer 900 haben müßte.

Die Kathedrale, wie üblich, an der Plaza, war, obwohl kein Feiertag war, am Vormittag voll Andächtiger, darunter viele arme und verkrüppelte Indianer. Wie sehr ist doch die katholische Kirche geschickt, gerade den Armen und Bedrängten eine Stätte der Zuflucht und des Trostes zu sein. Ihre stete Zugänglichkeit, ihre Altäre, deren Heilige immer anwesend sind, der tägliche Gottesdienst, dessen Weihe im Duft des Weihrauchs, im geweihten Wasser, in brennenden Kerzen den ganzen Tag über nachwirkt, sie bieten dem Gemüth, das Friede und Trost im Gebet sucht, stets eine ruhige Stätte. Diese armen, gebrechlichen Wesen, die hier am Boden knieten, haben draußen kaum eine Scholle, ihr Haupt darauf zu legen; in der Kirche finden sie ihren Platz nicht minder sicher wie der Reiche und Gesunde; die Orgel klingt für sie mit, der Glanz der Kerzen und der priesterlichen Gewänder glänzt auch ihnen; es ist die einzige Stelle, wo sie den Glauben haben können, daß sie nicht Ausgestoßene sind. —

Morelia ist die Vaterstadt eines berühmten Helden des Unabhängigkeitskampfes, von José Maria Morelos, der hier im Jahre 1765 als eines Zimmermanns Sohn geboren wurde und durch den frühen Tod seines Vaters in seiner Jugend

gezwungen war, als Maulthiertreiber seinen Unterhalt zu suchen. Erst im Alter von 30 Jahren konnte er dem inneren Drange folgen und in das geistliche Collegio zu Nicola eintreten, nach dessen Absolvirung er im Jahre 1799 zum Priester geweiht wurde. Rektor dieses Collegio war Hidalgo gewesen, der zuerst die Fahne der Unabhängigkeit erhob. Als Morelos sich ihm nach dem ersten Kampfe im Jahre 1810 zum Kaplan anbot, ernannte Hidalgo ihn zum General und übertrug ihm die Organisation und Vertheidigung der Südprowinzen. Nach dem Tode dieses Führers war er dann die Seele des Aufstandes, dem es eigenthümlich war, daß hauptsächlich katholische Priester ihn begonnen und geleitet haben.

Von dem Thurme der Kathedrale bietet sich eine treffliche Uebersicht über die Stadt und deren Umgebung, die wir uns gegen Abend verschafften. Die Laubmassen, welche die Stadt im Osten einschließen, gehören der Alameda an, einem Parke, der in spanischer Zeit angelegt worden ist und wohl gepflegt wurde. Noch jetzt sind Reste davon in einem Rund von steinernen Sitzen vorhanden, auf denen unter schattigen Bäumen die Bewohner sich zusammenfinden.

Das Haus unseres Gastfreundes ist ein massiver Bau mit breiten Steintreppen und mit kühlen hohen Gängen, die im ersten Stockwerk um den inneren Hof laufen. Eine reich blühende Buckinwillia und andere Schlinggewächse voller Frühlingsblumen ranken sich an den Säulen der Hallen zu lieblichem Schmuck. Etwas absonderlich ist eine Sammlung von Hähnen der verschiedensten Arten, deren Zucht eine Specialität des Hausherrn ist und die, etwa 20 an der Zahl, in geräumigen Käfigen im zweiten Hofe ihr Quartier haben. Ein Jeder bekommt sein besonderes Futter und besondere Pflege. Es sind mehrere Prachtexemplare darunter, die man mit Vergnügen betrachtet. Weniger ergötzlich ist es, wenn sie vor Tagesgrauen mit fröhlichem Krähen wetteifernd den Morgen begrüßen, was so aus-

dauernd und so kräftig geschieht, daß ein Neuling im Hause schwerlich den Weckruf verschlafen wird. Ich rechne Don Gustavo die Störung nicht an, abgesehen von allem Anderen, um der besonderen Sorgfalt und Güte willen, mit welcher er sich unsere weitere Ausrüstung und Verproviantirung angelegen sein läßt. Wir müssen hier neue Lastthiere und Begleiter annehmen, da auf dem weiteren Wege wenig zu haben sein wird.

12. Februar 1882.

Wir kamen gestern zu guter Zeit nach Pañcuaro, in der Nähe des gleichnamigen Sees gelegen und 2200 Meter über dem Meere. Der See war ehemals ein Mittelpunkt aztekischer Macht und Bildung, insbesondere das am südlichen Ufer gelegene Tzinkúnzan, der Sitz eines berühmten Tempels. Noch heut sind auf seinen Inseln und an seinen Ufern 21 Ortschaften, in denen sich indianische Bevölkerung ungemischt erhalten hat. Señor Navarete, ein Spanier aus Navarra, der in England seine Ausbildung genossen hat, und an den wir empfohlen sind, hat es übernommen uns damit einigermaßen bekannt zu machen, indem er uns heut Vormittag nach Ihuazio, einem indianischen Pueblo auf einer Insel am Südwestrande des Sees begleitete. Wir ritten in der Morgenfrühe an den See und bestiegen dann ein Kanoe, das Schiffer aus Ihuazio herüber gebracht hatten. Es war aus einem Stamm geschnitten, sehr schmal, so daß wir uns möglichst flach an den Boden legten und wurde mit breiten schaufelartigen Rudern von zwei Männern geführt. Wir brauchten zur Ueberfahrt etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden, obwohl das spitze Boot mit großer Geschwindigkeit die ruhige Fläche des Sees durchschnitt, der nicht so lang aber erheblich breiter ist als der See von Cuizéo.

Die Indianer, von denen in Ihuazio etwa 300 Familien leben, haben Taufe und Ehe angenommen und bekennen sich

zur katholischen Religion. Da Sonntag und demgemäß Gottesdienst war, gingen wir zur Kirche, kamen jedoch erst an, als das Hochamt bereits zu Ende ging. Die Kirche war so voll, daß ein Theil der Andächtigen vor der Pforte kniete, meist Weiber mit Säuglingen, die an der Mutterbrust lagen und dadurch still gehalten wurden. Nach kurzer Zeit kam die Gemeinde heraus, Alle sonntäglich gekleidet, eine merkwürdige Reihe von charakteristischen Typen, wie sie bequemer für die Betrachtung und den Vergleich nicht vereinigt sein konnten. Insbesondere bemerkenswerth waren die Gemeindeältesten, die zuletzt aus der Kirche traten, die meisten bejahrte Männer, das schwarze, bei einigen schon grau gemengte, halblange Haar in der Mitte gescheitelt, mit würdiger feierlicher Haltung, Apostelköpfe für einen Maler wie Gebhardt. Auffallend ist die dunkle, chokoladenbraune Hautfarbe dieser Indier, die zum Stamme der Tarasco gehören. Die Kleidung hat alle Besonderheiten abgestreift; die Männer tragen Röcke wie unsere Bauern. Eigenthümlich ist die Neigung der Weiber, den Rock, den sie um die Hüften tragen, auf der hinteren Seite in so viele Falten als möglich zu legen, so daß ein dicker Wulst entsteht; je dicker die Bauschung ist, desto schöner und vornehmer dünken sie sich. Señor Navarete versicherte, daß zu derartigen Röcken bis zu 30 Varas Stoff verwendet werden, was etwa 25 Metern gleich kommen würde, dem Schlepplleide also wohl noch über ist. Einen praktischen Nutzen hat diese Stoffverschwendung jedoch insofern, als der dadurch geschaffene Höcker den Kindern, die getragen werden müssen, einen Halt abgibt. Die Mutter schwingt das Baby mit einem Ruck auf ihren Rücken; es faßt auf dem Vorsprung Posto und wird dann in den Reboffo, den die Trägerin über Kopf und Brust legt, festgebunden. Wie die kleinen schwarzköpfigen Burschen daraus hervorgucken ist drollig genug anzusehen.

Mehr konservativ als in ihrer Kleidung sind die Tarasco

in ihrer Sitte und Verfassung. Grund und Boden ist Eigenthum der Gemeinschaft. Jeder verheirathete Einwohner erhält einen Antheil, der durch die Aeltesten ihm zugetheilt wird, aber nur auf Lebenszeit. Bearbeitet er ihn nicht gehörig, so wird er durch Entscheidung der Aeltesten ihm entzogen. Die Regierung hat versucht, diesen Gebrauch abzuschaffen, der die Mitglieder der Gemeinde in die Hand der Aeltesten gibt, indem sie ein Gesetz erlassen hat, durch welches die Antheile als Privateigenthum der zeitigen Besitzer erklärt wurden; jedoch lehnen die Indianer sich nicht an das Gesetz und beobachteten thatsächlich das frühere Verfahren. Die Wahl der Aeltesten erfolgt durch die verheiratheten Männer, was einen Grund dafür bilden soll, daß die Verheirathungen früh erfolgen, bei Männern in der Regel im zwanzigsten Jahre, sowie dafür, daß wenige Mädchen sitzen bleiben.

Unser Bootsmann lud uns ein, in seine Behausung einzutreten, die abseits von der Kirche lag und zu der ein an Steinen überreicher Weg führte. Sie bestand aus zwei Hütten von Lehm, mit Blättern gedeckt, von denen die eine zur Wohnung, die andere zum Kochen diente. Das Wohnhaus enthielt einen einzigen Raum, ohne Fenster, nur durch die Thür erleuchtet und ohne Scheidung von dem schrägen Dach, als Geräthe nur einige Matten und eine kleine Holzbank. Dagegen stand an der einen Seite ein Altar mit einem bunten Bilde der Madonna, mit künstlichen Blumen und Glitzern und mit einigen Glaslampen verziert.

In der Küche, die etwa halb so groß war wie das Wohnhaus, war die Hausfrau beschäftigt, für unser Mahl zu sorgen, indem sie die Tortillas, oder Maiskuchen bereitete, die neben den Bohnen den Hauptbestandtheil der Nahrung bilden. Sie kniete in leichtester Bekleidung am Boden und walzte auf einem flachen Steine das mit Wasser gemengte Maismehl aus, das, da es aus nicht enthülseten schwarzen Körnern gestoßen

war, eine dunkelgraue Farbe hatte. Salz oder sonstige Würze kam nicht an den Teig, es sei denn, was ich aber mit Sicherheit nicht vertreten kann, daß der Schweiß, der von Hals und Antlitz der fleißigen Frau tropfte, unabsichtlich die Stelle vertrat. Die Fladen wurden in ein Becken von Eisenblech geworfen, das neben ihr über glühenden Kohlen stand und darin heiß gemacht. Möglichst heiße Tortillas sind der Ruhm der Küche. Die weiteren Zurüstungen zu unserem Frühstück waren entsprechend einfach. Als Tisch diente die kleine Holzbank, als Sitze Klöße, die am Boden lagen. Servirt wurden Fische, sowohl in marinirter Façon, d. h. kalt mit Del und Salz, als gebraten und in beiden Formen außerordentlich wohlschmeckend, sodann die Tortillas, die ein brauner Junge in unerschöpflich neuen Auflagen in einem Stattunlappen präsentirte, der sie warm halten sollte und der diesen Dienst nach seiner Farbe schon lange Jahre hindurch versehen haben mochte. Für Getränk hatte Señor Navarete gesorgt, der uns mit einigen Flaschen englischen Ale überraschte; doch war auch abgesehen davon das Mahl ganz lecker.

Der gastfreie Bootsmann brachte uns auf dem Einbaum glücklich wieder ans Land und Señor Navarete entschädigte uns für die vermeintlichen Mängel des Frühstückes durch ein opulentes Mittagsmahl, was ich deshalb notire, weil er dabei einen ganz artigen Deidesheimer zum Vorschein brachte. Würde meine Freunde in Deidesheim freuen, wenn sie es wüßten.

---

15. Februar 1882.

Noch am Nachmittag des 12. aufgebrochen; über die Berge im Abendsonnenschein nach San Clara de Cobre. Fonda im Styl von Zinepácuaro, aber noch mehr Mulos, da der Ort an der großen Waarenstraße nach dem stillen Ocean liegt. Abendlicher Markt in den Straßen mit Fackelbeleuchtung, da-

zwischen rauschende Blechmusik, durch welche eine herumziehende Schauspielertruppe zu einer Darstellung von „König Philipp V.“ einladet, was zu genießen aber unsere Ermüdung verbietet. In der Fonda nichts zu essen, außer was wir bei uns haben, auch kein Nachtlager, weshalb unsere Catres, zusammenlegbare Feldbetten von Drill, aushelfen müssen. Am anderen Morgen eine Bratpfanne statt Waschbecken, und ein Teufelsgebräu von Kafe, aber den Humor nicht verloren. Um 6 Uhr a caballos! Der Ritt durch die Morgenlandschaft, an der Herz und Auge sich erfreut, macht die Nacht bald vergessen; die 8 Leguas bis Ario sind bis gegen 11 Uhr, also vor der ärgsten Hitze, bewältigt und hier empfängt uns in Folge vorheriger Ansage von befreundeter Seite auf der Plaza Don Joaquimo Dzegara, und bringt uns und die müden Thiere in das gastfreie Haus eines würdigen alten Herrn, der in Gestalt und Haltung einem Cura gleicht und uns freundlich in die für uns bestimmten Prunkgemächer geleitet. Zum Mahle kehren wir zu Don Joaquimo zurück. Es wird in offener Halle geboten mit dem Blick auf ein Gärtchen voll blühender Pflanzen und zugleich auf die Küche, die gleichfalls im Freien liegt und in welcher die Hausfrau, den Gästen sichtbar, das Regiment führt. Sie sorgt so eifrig für ihre Gäste, daß sie am Essen selbst nicht Theil nimmt. An den Chilepfeffer ist doch schwer sich zu gewöhnen und auch mit den blauen Bohnen, deren Erscheinen immer andeutet, daß nunmehr das Mahl zu Ende ist, geht es langsam, wie wechselnd auch die Arten der Zubereitung sind, in der sie vorgefetzt werden. Nach Tische in der Kühle des Abends anmuthiger Spaziergang vor die Stadt durch eine schattige Allee zu einem riesengroßen Eschenbaum, Fresno (fraxinus), mit schöner Aussicht auf die Berge, vor allen auf den Monte Lancitaro, einen mächtigen Bergstock, der seinen massigen Rücken über 12000 Fuß hoch erhebt. Am Abend machen die Honoratioren von Ario ihren Besuch, der Pfarrer, ein

junger Arzt, der in Brüssel seine Studien gemacht hat, einige notable Kaufleute und Hacenderos oder Gutsbesitzer. Dann nimmt mich das mir bestimmte Himmelbett auf, an dessen Fußende Familienportraits gemalt sind, während von der Wand die Wunder von Lourdes heruntersehen.

Nach dem erquickenden Schlummer, dessen ich unter ihrem Schutze genossen, machten wir uns in der Frühe des nächsten Morgens zu einem Ausflug nach Tejomaniß auf, um den Vulkan von Jorullo zu besuchen, der erst im vorigen Jahrhundert (1759) nach einer Reihe furchtbarer Erdbeben gehoben worden ist und über den Alexander von Humboldt, der ihn 1804 noch in Thätigkeit getroffen, zuerst näheren Bericht gegeben hat. Mit vielen Umwegen, welche die Umgehung von Barrancaß nöthig machte, stiegen wir von Arío über eine langsam abfallende Abdachung des Bodens wohl 1500 Meter abwärts in das Bereich der Tierra Caliente, deren Gebiet blühende Datturas und mit Früchten behangene Papayas markirten und dann mälig wieder aufwärts in das Bereich der Eichen und Kiefern. Unzählige Orchideen, die an deren Nesten sich festgenistet haben, geben ihnen ein fremdartiges, aber nicht ungefälliges Aussehen, doch haben sie bis zur größten Hebung des Bergzuges nicht vordringen können, auf welchem Luft und Bäume waren, wie sie im Herbst in Oberbayern oder auf den Mittelbergen des nördlichen Tyrols sind. Aber als der Wald sich lichtete und wir an den Abfall des Rückens hinaustraten, da verdrängte das Landschaftsbild, das sich dort unten aufthat, alle solche Erinnerung, denn da zeigte sich in dem weiten Thale tief unter uns die ganze Pracht tropischer Vegetation und drüber in Reihen, die weit und weiter am Horizonte aufstiegen, die Ketten der Cordilleren, insbesondere die stolze Mauer der Sierra Madre. Auch der Jorullo trat hervor, von unserer Höhe aus gesehen nicht wie ein vulkanischer Keßel, sondern wie ein langgestreckter Wulst, der an einer

Seite nach einer mäßigen Erhebung jäh abbrach. Der Abstieg über die steile Cuesta war für Roß und Reiter eine ziemlich harte Arbeit, welche die Mittagssonne desto mehr erschwerte, je tiefer wir hinabkamen; doch war dies mit einigem Rutschen und Gleiten in einer guten Stunde gethan.

In der Hacienda von Tejomanil führte uns der Präsekt des Distrikts von Arrio, der uns begleitet hatte, bei dem Arrendador oder Pächter ein, der uns so gut er konnte aufnahm, indem er uns einen großen öden Saal überwies, der in einigen vergoldeten Stühlen Spuren davon zeigte, daß die Hacienda ehemals vornehmere Bewohner gehabt hatte. Der Arrendador, ein älterer zurückhaltender Mann, schien ein sogenannter Pinto zu sein, d. h. an einer Hautkrankheit zu leiden, welche in mehreren Gegenden von Mexiko verbreitet ist, und in weißen Flecken auf dunklerer Haut, in blauen auf heller Haut zu Tage tritt. Daß sie den davon Betroffenen schwer entstellt ist begreiflich, ebenso und da die Krankheit ansteckend sein soll, daß die Gesellschaft von Pintos nicht grade behaglich ist. Unser Arrendador schien dies aber nicht anzunehmen, da er an unserem Mahle Theil nahm und eigenhändig Bananen schälte um sie vorzulegen. Als die schwerste Mittagshize vorüber war, stiegen wir wieder zu Pferde, um dem Jorullo näher zu kommen. Der Weg führte über ein Terrain, das mit Palmen, die hier besonders kultivirt werden, dicht besetzt war. Die Bearbeitung ihrer Blätter, die getrocknet, gebleicht und dann in dünne Bänder zerlegt werden, um zu Flechtwerk aller Art insbesondere für Hüte zu dienen, ist eine ebenso einfache wie einträgliche Industrie, deren Betrieb dem Arrendador nach Annahme des Präsekten ohne besondere Unkosten jährlich etwa 6000 Dollars bringt.

Eine eigenthümliche Erscheinung bietet der wilde Feigenbaum (*higuera parasita*), der bisweilen die Palmen umwächst, derart, daß deren unterer Theil völlig von dem Stamme des

Parasiten umgeben ist und nur der obere Theil mit dem Blattwedel, zu welchem die Fiquera nicht hinauf kann, herausragt; er geht dabei so schonend mit der Palme um, daß diese trotz der engen Umarmung Luft und Leben behält.

Das nächste Ziel unseres Ausfluges war ein kleiner Fluß, der unterhalb des Jorullo unvermittelt aus der Erde bricht und wahrscheinlich der zu Tage tretende Theil eines der beiden Fließchen (Cuitimbo und San Pedro) ist, welche bei der Erhebung des Jorullo, die eine Fläche von 4 Quadratmeilen umfaßte, verschüttet wurden. Der Fluß tritt unter einer mäßigen Bodenerhebung in einer Breite von 18—20 Fuß vor und erweitert sich zu einem Bassin von etwa doppelter Breite, das von Fiqueras überschattet ist; dann fließt er in geringerer Breite weiter. Das Wasser hat beim Austreten aus dem Boden eine Temperatur von 24—25° R., ist von klarer, heller Farbe und ohne merklichen Beigeschmack. Der Jorullo, an dessen Fuße es entspringt, hebt sich über dem Terrain etwa 500 Meter und erscheint von hier als ein flacher Kegels, dessen Mantel ein hellbrauner, grober Sand zu bilden scheint. Blöcke von Eruptivgesteinen und Reste vulkanischer Asche bedecken reichlich den Boden der Abdachung, die sich nach dem Kegel hinaufzieht und die vielfach durch tiefe Einriffe durchbrochen ist. Der Vulkan scheint jetzt außer Thätigkeit; auch von den zahlreichen kleinen Kegeln in der Umgebung, aus denen noch zu Humboldt's Zeit 10—14 Meter hohe Rauchsäulen aufstiegen und welche deshalb von den Eingeborenen Hornillos oder Defen genannt wurden, war nichts zu bemerken, obwohl wir einen großen Theil der Abdachung des Vulkans erstiegen; auch unseren ortskundigen Begleitern war nichts davon bekannt.

Den Abend, an welchem die Luft nur wenig sich abkühlte, verbrachten wir meist in der offenen Veranda, welche um das ganze obere Stockwerk des Hauses läuft, an dessen einer Seite eine Bananenpflanzung von solcher Höhe liegt, daß die Blätter

bis an die erste Etage, also mindestens 18 Fuß über den Boden reichen. Die Bananen, gewöhnlich Platanos genannt, sind hier von ganz besonderer Güte, gründlich verschieden von den grünlichen, kümmerlichen Dingen, die in unseren Fruchthandlungen unter dem Namen verkauft werden, und denen, da sie unreif abgenommen sind, Zucker und Saft fehlt. Nahrungswerth und Wohlgeschmack sind ebenso groß wie der Reichthum an Früchten, die das ganze Jahr hindurch reifen. Es gibt Arten, die in einem Jahre bis 2500 Früchte geben. Von eigenthümlicher Schönheit insbesondere sind die Blüthenkolben, welche zwischen den mächtigen Blättern herauswachsen und an einem gebogenen dicken Stiele, der eine Länge von 3—4 Fuß erreicht, oben die kranzartig stehenden weiblichen Blüthen in mehreren Abätzen, an der Spitze die große dunkelrothe männliche Blüthe, welche die Gestalt eines Pinienzapfens hat, tragen.

Um die Hacienda im Kreise lagen die kleinen Hütten der Peons, aus denen weicher, mehrstimmiger Gesang ertönte, während die Nacht sank; er klang noch in den Schummer hinein, den wir in der öden Sala auf unseren Catres suchten und fanden.

Der Besuch von Tejomanil war ein Extraseitensprung gewesen; wir mußten heut früh nach Ario zurück auf demselben Wege, den wir gekommen waren, hatten aber den Vortheil, die steile Cuesta zu ersteigen, ehe die Sonne über die hohen Berge kam. In Ario gab unser gütiger Wirth nach unserer Rückkehr ein festliches Mahl und am Abend war bei D. Joaquimo vor der Cena Konzert, bei welchem ein junger Mexikaner danzas auf einem Flügel von Kaps aus Berlin spielte und eine der Señoritas des Hauses, den Rebosso um die Schultern geschlagen und mit aufgelöstem Haar, wie die jungen Mädchen es gewöhnlich tragen, nationale spanische Lieder sang.

18. Februar 1882.

Es ist eine große Annehmlichkeit bei Reisen in dieser Jahreszeit, daß man sich nicht um das Wetter zu kümmern braucht; ein Tag ist klar und wolkenlos wie der andere, ob auf den Bergen oder im Thale; nur die Temperatur ist nach den Höhen merkbar verschieden. Der biedere, alte Gastfreund in Arrio hatte trotz der frühen Stunde unseres Ausbruchs am Morgen des 16. es sich nicht nehmen lassen, uns persönlich sein *a dios* zu sagen und uns mit den besten Wünschen entlassen. Im Anfang wäre es trotzdem fast quer gegangen, da mein Schimmel, der durch sein besonnenes und vorsichtiges Verhalten sich den ehrenden Beinamen „der Professor“ erworben hatte, sich weigerte, freiwillig durch einen angeschwollenen Bach zu gehen, über dessen Tiefe er nicht im Klaren war; indessen half gutes Beispiel, und ich kam, wenn auch etwas angeäht hinüber. Dann aber brachte uns ein angenehmer Ritt über die Höhen im Angesicht des Tancitaro, am Nachmittag bis zur Hacienda von Tolmedan, deren Besitzer mit der üblichen Gastfreundschaft uns und unser Gefolge aufnahm. Er war Stroh-wittwer und gab der Freude, in seiner Einsamkeit Gäste bei sich zu sehen, einen so gemüthlichen Ausdruck, daß wir nicht abschlagen konnten, über Nacht unter seinem Dache zu bleiben. Er zeigte uns Nachmittags seine Zuckermühle und eine kleine Brennerei von *Aguardiente* aus Melasse, die eine Stunde von Tolmedan in einem Garten voll der herrlichsten tropischen Pflanzen lag und in der wir die Bekanntschaft eines in hohem Grade erquickenden Getränkes aus den Früchten des Tamarindenbaumes machten.

Die beiden Fabriken werden sehr primitiv betrieben, der Art, daß aus 28 Arrobas Rohr nur eine Arroba Brodzucker und  $1\frac{1}{2}$  Arroba Melasse gewonnen werden. Der Zuckerbranntwein wird in zwei Stärken von 52 und 86 Prozent erzeugt und

gilt per Barril von 72 Liter 6 bez. 10 Dollars \*). Doch ruht eine Konsumsteuer (acavalla) darauf, die per Barril 6 Dollars beträgt.

Die Peons, mit denen D. Ignatio seine Hacienda bewirthschaftet, sind meist Mezclados (Mischlinge); er erzählte Manches darüber, als wir am Abend plaudernd unter der Veranda saßen. Bemerkenswerth ist im Gegensatz zu den Indianern ihre frühe Reife und ihre kurze Lebensdauer. Mädchen heirathen mit 9—10 Jahren, Knaben mit 14 Jahren; sie erreichen aber in der Regel nur ein Alter von 40—50 Jahren.  $\frac{3}{4}$  aller Geburten sind unehelich, eine Erscheinung, die in der Hauptsache auf die Höhe der Trauungsgebühren zurückgeführt wird, welche 14 Dollars für den Cura betragen und welche für nicht wohlhabende Leute unerschwingbar sind.

Don Ignatio begleitete uns in der Frühe des nächsten Morgens auf unserem Wege nach Uruápan bis an die Grenze seines Gutes, eine übliche, wohlthunende Höflichkeit. In Tarento de Feras, das wir schon am Tage zuvor hatten erreichen sollen, wurden wir von Notabeln des Ortes begrüßt und in die Hacienda des Señor Vidalez geleitet, in dessen Abwesenheit seine Gattin und sein Sohn Gastfreundschaft boten. Die Begrüßung war sehr freundlich, aber dabei von einer gewissen feierlichen Förmlichkeit: Einführung in die Staatsgemächer, Erfrischungen nach einer bestimmten Regel angeboten, stylvolle Unterhaltung, für welche die spanische Sprache einen reichen Vorrath pompös klingender Worte und Wendungen hat; das Ganze hatte etwas, was an die würdigen Palawers der Indianer erinnern konnte, wenn es nicht auf arabische Erinnerungen zurück zu führen ist. Da wir der Einladung zu bleiben nicht folgen konnten, gab uns derselbe Cortège, erweitert durch eine von einem Rittmeister geführte militairische Eskorte, das Geleit bis an die Grenzen des

---

\*) 36 bez. 60 Pfennige, das Liter, der mexikanische Dollar zu 4,35 Mark gerechnet.

Weichbildes. Es ging dann über eine neue Sierra, etwa 3000 Fuß in die Höhe wieder in die gemäßigte Zone. Leider weiß ich den Namen nicht zu nennen. Unter der Bevölkerung sind die Namen willkürlich und Spezialarten, auf denen die einzelnen Gebirgszüge mit oder ohne Namen eingetragen wären, sind nicht vorhanden. Wir richteten uns nach einer Karte des Staates Michoacan, welche in Mexiko als die beste vorhandene bezeichnet wurde; sie ist von einem Kanonikus der Metropolitankirche des Staates und Doktor der Theologie im Jahre 1865 herausgegeben worden und bringt uns täglich zu gelinder Verzweiflung, da sie, abgesehen von dem Mangel an zuverlässiger Terrainzeichnung, die Entfernungen der eingetragenen Orte von einander und ihre gegenseitige Lage mehr als ungenau angibt. Auf die für mich namenlose Sierra also mußten wir hinauf und dann wieder hinunter, da Uruapan in einem Hochthale, wenn auch noch 5800 Fuß über dem Meere, liegt. Auf der schrägen Fläche, über die wir im Sonnenbrand hinunter ritten, hatten wir das erste Mal den Anblick des Vulkans von Colima, den das scharfe Auge unseres Mozzo Mariano am Horizont auffand, durch die lichte Rauchwolke, die sich über ihn lagerte, erkennbar. Das Ziel der Reise!

Uruapan heißt so viel wie el pais de flores, das Land der Blumen und es trägt diesen Namen mit Recht. Es liegt in einer solchen Fülle von Grün, daß man kaum ein Haus sieht, bevor man in der Straße ist. Der Präsekt und das Ayuntamiento empfangen uns auf der Plaza, in deren Mitte ein blühender Garten und geleiteten uns in ein Hotel, das eben erst fertig geworden, und in welchem Sr. Treviño, dem wir empfohlen waren, der aber hatte verreisen müssen, Quartier für uns hatte machen lassen. Seine Freunde, Mitglieder des Ayuntamiento oder Gemeinderathes, hatten die Sorge, uns zu führen und zu unterhalten, übernommen und entledigten sich ihres Amtes mit freundlicher Besonnenheit.

Der Nährer und Erhalter von Uruápan ist der Rio Cupaliztio, der hindurchfließt und dessen nie versiegender Wasserschatz an den Boden immer neue Lebenskraft abgibt. Ihm galt der erste Besuch, den wir am Nachmittag unternahmen und der einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ. Der Cupaliztio ist ein richtiger Bergfluß, nicht sehr breit aber wasserreich; in raschem Laufe stürzt er in steilem Bett über Felsblöcke, an denen im Anprall das Wasser in weißen Schaum zerstiebt. Und an beiden Ufern eine Fülle von Bäumen und Pflanzen, die über das Wasser in dichten Lauben hängen, daß das Sonnenlicht nicht durchzudringen vermag. Erst in diesem Verein von Frische und Ueppigkeit ist die ganze Schönheit tropischer Natur begriffen. Um die kleine Ansiedlung, an der wir zum Ufer hinunterstiegen, drängten sich hohe dichte Bananen, Kafebäume mit schimmernden Beeren und weißen Blüthen, eine baumartige Datura, Floribundo genannt, mit großen weißen, starkduftenden Blumen, Orangenbäume mit goldgelben Früchten, die so dicht in Bündeln standen, daß kaum ein Blatt zu sehen war; es war eine Fülle, die nicht zu erschöpfen ist, eine Pracht, an der ich mich nicht satt sehen konnte.

Die Bewässerung, welche der Fluß zu gewähren vermag, kommt insbesondere der Kultur des Kafe zu statten, welchem sie zuträglich, unter Umständen unentbehrlich ist. Uruápan gehört zu den Distrikten, in denen diese Kultur, die in Mexiko zuerst im Jahre 1828 und zwar bei Arrio mit Samen aus Mocca eingeführt worden ist, einen günstigen Boden gefunden und eine vielversprechende Entwicklung genommen hat, insbesondere seit das Produkt auf der Ausstellung in Philadelphia wegen seines, dem des Mocca ähnlichen Wohlgeschmacks eine Prämie davon getragen hat. Gerade gegenwärtig ist die Zeit der Reife und damit der Ernte. Die rothen, kirschenähnlichen Beeren, die theilweise schon am Baume trocken werden und deren jede zwei Bohnen enthält, werden abgestreift und auf

Matten in der Sonne getrocknet, bis das Fleisch der Hülse sich leicht ablöst. Ueberall sieht man solche Matten mit Kasebeeren bedeckt, auf dem Boden ausgebreitet, selbst auf dem Marktplatze.

Nach dem Besuche des Cupalitzio gingen wir zu Donna Petra, einer alten Indianerin, die mit ihrer Tochter im Besitze der Kunstfertigkeit des vieux laque ist, d. h. der Bemalung und Lackirung von Holz mit einem Lacke, der außerordentlich dauerhaft und dessen Bereitung ein Geheimniß ist. Da die Arbeiten Ruf haben, wünschten wir die Stätte der Verfertigung zu sehen. Donna Petra empfing uns mit ebenso viel Höflichkeit als Würde; sie hatte Etwas in ihrem intelligenten und trotz des Alters noch lebhaften, regelmäßigen Gesichte, was mich an die Gräfin D. in Berlin erinnerte; bereitwillig zeigte sie ihren leider geringen Vorrath fertiger Arbeiten — große und kleine Schalen aus Holz und Gefäße von Kürbis — den wir alsbald erwarben und versprach, uns auch den Prozeß der Arbeit zu zeigen, wenn wir am anderen Tage, wo die Tochter, die eigentliche Künstlerin, anwesend sein würde, wiederkommen wollten. Auch bei ihr lag der kleine Hof ihres Häuschens voll Matten mit Kaffee. Ein alter Mann, der dabei beschäftigt war, stellte sich mit den Worten vor: „Ich bin das Brüderchen“. Noch am Abend brachte ihr Sohn uns zur Unterhaltung der angeknüpften guten Beziehungen einige Orangenweige mit Früchten, so köstlich, wie ich mich nicht erinnere sie je genossen zu haben.

Auch den heutigen Rafttag begannen wir mit dem Besuche des Cupalitzio, der einige Meilen unterhalb Uruapan einen großen Fall bildet, den unsere gütigen Stadträthe als sehenswerth gerühmt hatten. Er ist es in der That. Wir ritten auf frischen Pferden in der Frühe hinaus über eine Hochebene mit lichtigem Walde und kamen gegen Mittag an das hohe Ufer des Stromes, wo donnerndes Getöse die Nähe des Falles verkündete. Obwohl es eine Art Ziegensteig war, über welchen

etwa 500 Fuß hinabgeklettert werden mußte, dachte doch keiner der Reiter daran abzustiegen; die Pferde überwandten die Guesta auch mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit, daß kaum ein Gefühl der Gefahr aufkommen konnte. Erst wenn man hinabgelangt ist und um eine Ecke des felsigen Ufers sich gewendet hat, bekommt man den Fluß zu Gesicht, der in einem breiten Bande über eine glatte Felswand senkrecht niederfällt. Auf beiden Seiten dieses Falles springt aber das Wasser noch in etwa 20 dicken Strahlen aus Oeffnungen in der Felswand, wie aus den Löchern eines Siebes, ohne daß ein Zufluß sichtbar ist, so daß schon weiter oberhalb eine Senkung des Flusses in das poröse Gestein stattgefunden und das Wasser in demselben sich Abflußröhren gebildet haben muß. Die Bäume, welche das Ufer bekränzen und sich auf dessen Wänden an den Felsen herunterziehen, sind meist Kiefern von gigantischem Wuchse, so daß, obwohl die Höhenlage die von Uruapan nicht sehr übersteigt, man in einer ganz verschiedenen Zone zu sein glauben könnte.

Auf dem Heimwege über die leicht gewellte Fläche machte ich die Entdeckung, daß ich auf dem leichten Falben, den ich ritt, einen gestreckten Galopp riskiren könnte, der mich an die Spitze der ganzen Kavalkade brachte und es gab ein ganz lustiges Wettreiten. Ich muß das notiren, da es mein erster Galopp war und ich nie geglaubt hatte, daß rasches Reiten so vergnüglich sein könnte.

Am Nachmittag machten wir den vorbehaltenen Besuch bei Donna Petra, die uns mit derselben gütigen Bornehmheit empfing wie gestern. Ihre Tochter war heut zu Hause und nahm auf unseren Wunsch bald ihre Arbeit vor. Die Dekoration der Gefäße besteht meist aus Blumen und Blättern, in Bouquets oder vereinzelt, die nicht treu nach der Natur und ohne Berücksichtigung der Perspektive, aber mit großer Feinheit der Konture gestaltet werden. Die Figuren werden mit einem

kleinen Messer flach ausgeschnitten, dann wird das Ganze mit dem Lack, der angeblich von einem Insekt gewonnen wird, überzogen; darauf wird in die vertieftesten Stellen ein feines Pulver von hartem, weißen Stein eingerieben, darauf wieder Lack gebracht, und dies so lange wechselweise fortgesetzt, bis die Einlage ein wenig über die vertiefte Fläche hervorsticht. Demnächst werden die Farben, die aus Pflanzen bereitet sind, trocken aufgetragen und mit Baumwolle eingerieben und endlich wird das Ganze noch ein Mal mit Lack überfangen, so daß die Vollendung der Arbeit ebenso mühevoll wie langdauernd ist. Dafür widersteht aber auch der Lack der Feuchtigkeit und halten sich die Farben unverändert. Vedremo.

Donna Petra hatte die Güte, uns zu einer indianischen Hochzeit einzuladen, die in einer ihr verwandten Familie gefeiert wurde und zu der sie selbst zu gehen beabsichtigte, nachdem sie ihre Staatsgewänder angelegt haben würde. Wir nahmen die Einladung dankbar an. Inzwischen erfreute uns ihre Familie durch eine eigenthümliche Musik, ein Quartett, das auf einer Art Gitarren ausgeführt wurde, die in verschiedener Größe aus rohem Holz gefertigt und mit drei oder vier Saiten bezogen waren. Der Onkel, der sich als das Brüderrchen eingeführt hatte, spielte das kleinste der Instrumente, das kaum zwei Spannen lang war, der Sohn eine Bassgitarre von ganz respektabler Dimension. Die junge Artistin sang dazu ein Lied in indianischer Sprache, von weicher Melodie, mit einer schüchternen aber reinen Stimme. Der Zusammenklang war, wenn auch die Saiten etwas schwirrten, im Ganzen angenehm. Leider konnte ich die Melodie nicht so erfassen, daß ich sie hätte aufschreiben können; entschieden hatte sie keine Verwandtschaft mit irgend einem Gesange der katholischen Kirche.

Das Hochzeitsfest wurde im Freien gefeiert, in dem Garten des Hauses der Eltern des Bräutigams. In einer offenen Laube war ein langer Tisch aufgeschlagen, an dessen einer Seite

die Braut mit den eingeladenen Frauen saß, während gegenüber der Bräutigam mit den männlichen Gästen Platz genommen hatte. Die Novios oder Brautleute, Beide noch sehr jung und ohne auszeichnende Kleidung, verriethen durch ihre Mienen nichts von ihrem Glück, sahen vielmehr recht trübselig aus. Um die Laube herum saßen dicht gedrängt am Boden Frauen und Mädchen, alle gleichmäßig den Reboffo um die Schultern und bildeten eine schweigsame aber theilnehmende Corona. Als wir durch sie hindurch uns der Laube näherten, an der bunte Papierlaternen eine abendliche Illumination und lange Dauer des Festes prognostizirten, begrüßte uns ein alter Ehrenmann, der als Ceremonienmeister zu fungiren schien und sich zu seinem schwierigen Amte ab und zu durch ein Glas Aguardiente stärkte, so daß er stark ins Schwanken kam. Ein anderer Greis, der Vater des Bräutigams, sekundirte ihm dabei. Wir mußten an den Tisch, um zwischen den Ehrengästen Platz zu nehmen und von den Speisen, die auf kleinen Tellerchen für jeden Gast besonders gebracht wurden, kosten; auch zu trinken wurden wir dringend eingeladen. Freund W. ergriff mit dem Glase zugleich die Gelegenheit, einen eleganten Toast auf die Neuvermählten in spanischer Sprache auszubringen, indem er sein Bedauern betheuerte, dem Fest nicht länger beiwohnen zu können. Unter dem Beifall, den er erndtete, bewerkstelligten wir unsern Rückzug, um ein nettes Genrebild und um — sehr viele Insekten reicher.

20. Februar 1882.

Der Heilige, dessen Namen unsere Fonda in Uruápan trug, war San Antonio, ich lasse dahingestellt, ob der alte Vater des MönchsweSENS, den Dämonen so arg versuchten, oder der von Padua, der den Fischen predigte, weil die Menschen ihn nicht hören wollten; jedenfalls schieden wir gestern früh mit

dem besten Danke für den Schutz, den seine gute Herberge uns gewährt hatte. Es ist klug, früh aufzubrechen, um etwas vorangebracht zu haben, ehe die Sonne kommt, aber es ist auch schwer, weil die Mobilmachung immer viel Zeit erfordert. Unsere Equipage besteht seit Morelia aus dem Führer Don Pepe, welcher den Troß kommandirt, aus zwei Mozos, mit Vornamen Jesus und Mariano, alle drei beritten und mit großen Schleppsäbeln bewaffnet, und aus zwei Maulthieren, welche die Catres, unsere kleinen Reisekoffer und die Proviantkisten tragen. Die Befestigung der Ladung ist immer ein mühevollcs Stück Arbeit und muß auch unterwegs oft erneuert werden, da die Maulthiere auf engen Wegen mit dem Gepäck anstoßen und die Stricke beim Laufe locker werden. Den Spezialdienst dabei hat Jesus, ein kleiner, schwächlich aussehender ältlicher Bursche, der ein ähnlich qualifizirtes Pferd reitet, aber ebenso gutmüthig wie unermüdlisch ist, wenn es gilt, die Mulos anzutreiben oder vom falschen Wege abzubringen. Von den Maulthieren ist das eine, Macho genannt, ein ganz schnurriges Thier ob seines Ehrgeizes und seines guten Humors. Macho hat nicht Ruhe, bis er an der Spitze des Zuges ist; obwohl er immer die schwerste Last bekommt, drängt er sich mit seinen eckigen Kisten so lange vor, bis er sein Ziel erreicht; dann stellt er sich quer über den Weg und sieht sich nach den Uebrigen um, indem er eines der langen Ohren nach dem anderen sacht vor- und rückwärts bewegt und mit einem ganz unverkennbaren Gefühl der Genugthuung trabt er weiter. Mariano ist ein kräftiger, junger Mann, der auch äußerlich auf sich hält; er besorgt die persönlichen Dienstleistungen. Don Pepe, schweigsam, würdevoll, arbeitet auf dem Wege nicht; auf guten Wegen reitet er voraus, sonst hält er sich bei dem Gepäck.

Wir sind gestern um fünf Uhr losgeritten, erst durch kühlen Wald, dann durch stark zerklüftetes Gebirge, so daß es

doch manchmal sicherer schien, die Geschicklichkeit des „Professors“ nicht allzu sehr auf die Probe zu stellen, sondern zu Fuß zu gehen, obwohl die Mexikaner dies verächtlich finden. Erst am Mittag machten wir an einem einsamen Rancho, Drapondrio, Halt, an dem ein uralter, weit schattender Eschenbaum zur Ruhe einlud, die Reiter und Thiere wegen der starken Hitze nöthig hatten. Wo die Last einige Stunden währt, werden den Mulos die Lasten abgenommen, damit sie sich erholen. Das Erste, was sie thun, ist, sich am Boden zu wälzen, um den Rücken, der unter dem Packsattel durch Druck und Schweiß gelitten hat, durch Reiben zu erfrischen. Es gibt dazu besondere Plätze in den Fondas, zu denen die Thiere eiligst springen, um sich hinzuwerfen und die Beine in die Luft zu strecken; erst dann gehen sie ans Futter. Vor Allem eilig hat es immer Macho, der vor lauter Lust mit den Beinen förmliche Triller in der Luft schlägt. Ich glaubte, daß mein „Professor“ so was nicht thäte, seine Würde erlaubte ihm das nicht; ja ich wettete auf seine Enthaltbarkeit gegen Freund W., der sie bezweifelte. Der tiefere Kenner des Pferdegemüthes behielt Recht. Auch der Professor folgte, wengleich erst nach einigem Besinnen, dem Beispiel des tollen Macho, und ich hatte meine Realen schmählich verloren.

Am Nachmittag führte der Weg durch ein Gebiet, das die Spuren vulkanischer Ausbrüche unzweifelhaft trug: Strecken mit Asche bedeckt und weit verstreute Eruptivgesteine. Die Thäler waren erkennbar, da mehrere Berge in Gesichtswerte durch die Kegelform ihrer Gipfel als alte Krater sich auswiesen. Auch in tiefen Einrissen des Bodens, barrancas, von ansehnlichen Dimensionen, die wir oft in großem Bogen umreiten mußten, ehe wir den Uebergang gewannen, trat die vulkanische Natur zu Tage. Die Nacht verbrachten wir in der Hacienda von Bancos. Der Eigenthümer war zwar zum Hahnenkampf nach Apozingán geritten, doch nahm uns der Verwalter nach

Kräften auf, indem uns ein Verschlag neben dem Schlafzimmer der Familie eingeräumt wurde. Der jüngste Sprößling besorgte am Morgen das Wecken so kräftig, wie der Herold im Lohengrin, — gegen die Hähne sind wir bereits abgehärtet — und wir kamen dadurch schon vor Tagesgrauen in den Sattel.

Apokingán liegt wieder mal unten, was schon sein Name ausdrückt, der soviel heißt wie „Herunter von einer großen Ebene“, und so tauchten denn am Wege in wachsender Menge wieder die Vertreter tropischen Lebens auf: Kokospalmen, Bananen, blaue Papageien, die wie alle ihrer Art immer paarweise leben und mit weit hörbarer, krächzender Stimme stets lebhaft Unterhaltung führen, nicht zuletzt die steigende Hitze. In dem Städtchen begrüßte uns der Präsekt und geleitete uns beim Mangel anderer Herberge zu dem Hause des Pfarrers, das uns unter sein weites Dach nahm. Die Wohnung des geistlichen Herrn besteht aus zwei Zimmern, die allerdings sehr geräumig und hoch sind und von denen er das eine uns abtrat. Wie anachoretisch einfach ist die Einrichtung! In dem Zimmer des Cura steht in einer Ecke seine eiserne Bettstatt, in der zweiten ein niederes Gestell, auf welchem einige Bücher und Kirchengewächse aufgestellt sind, in der dritten ein roher hölzerner Tisch mit einer Bank, an dem gespeist wird. In dem uns überlassenen anstoßenden Gemach steht ein kleines Tischchen unter einer bunt ausgemalten Lithographie des Papstes Leo XIII.; sonst ist absolut nichts darin, wenn ich einige Nledermäuse ausnehme, die aus ihrer gewohnten Ruhe gestört, an der hohen Balkendecke herumgleiten, um anderweit unterzukriechen. Entsprechend einfach ist das Mahl; jedoch erleichtert diese Einfachheit die Annahme der Gastfreundschaft, die übrigens von dem wohlbeleibten, biederen Cura auf das freundlichste geboten wird.

Am Mittag fand sich der Señor ein, dem die Hacienda von Bancos gehört und lud uns ein, dem Hahnenkampfe bei-

zuwohnen, der ihn schon gestern hierher geführt hatte. Der nationale Sport also selbst in Apogingán, das kaum 1400 Einwohner zählt. Der Schauplatz, wie der ganze Hergang der Kämpfe, ähnelte im Wesentlichen denen in Havanna; nur trat die Gewinnsucht nicht so grell hervor wie dort. Unter den Zuschauern waren zahlreiche Frauen, die Cigaretten rauchten; eine Musikbande mit zwei Sängerinnen in extravaganten Toiletten füllte die Pausen zwischen den Kämpfen; es wurden Sorbet und feine Backwaaren herumgereicht. Das Ganze hatte mehr den Charakter eines Schauspiels als eines Spielhauses, denn obwohl Wetten zahlreich notirt wurden, geschah dies doch weder so ausschließlich, noch war das Interesse an den Kämpfen so leidenschaftlich, wie dies in Havanna der Fall war.

Nach der Rückkehr wurde eine Anzahl Pferde in den Pfarrhof gebracht, da sich als nöthig erwiesen hatte, mit unseren Reitthieren wechseln zu können und zu diesem Zweck zwei weitere Pferde gekauft werden mußten. Die bisherigen Anstrengungen des langen Marsches auf rauhen Wegen hatten unsere Thiere erschöpft, und schwierige Tage standen noch bevor. W. war dabei in seinem Element. Zwei junge Falbe von etwas lebhaftem Temperament wurden endlich gewählt, und wurde damit unsere Cabalgada auf neun Häupter gebracht.

---

22 Februar 1882.

Es war noch Nacht, als wir gestern früh aus dem gastlichen Pfarrhaus ausrückten. Der brave Cura umarmte mich zum Abschied; wenigstens glaube ich nach den Umrissen, daß er es war, denn sehen konnte ich nicht deutlich. Er gab uns noch einige Bananen auf den Weg, von der köstlichen Sorte mit schwarzer Schale und rosigem Fleische, für die ich ihm in mancher Stunde dieser beiden heißen Tage Dank wußte. Auch der Prefetto hatte sich mobil gemacht, um uns sammt

einer militärischen Eskorte das Geleit zu geben. Nachdem er sich empfohlen, drückte sich auch die Eskorte bis auf einen Pinto, der treu blieb. An dem Flusse, den wir gegen neun Uhr erreichten, fehlte das erwartete Fährschiff, und da unberechenbar war, wann es etwa kommen möchte, mußten wir wohl oder übel durchreiten. Obwohl das Wasser stark strömte und den Pferden bis über den Bauch ging, erreichten wir das jenseitige Ufer ohne Verluste. Um die Mittagstunde zwang die Hitze zur Rast, zu der wir an einem Waldwasser lagerten; doch waren die Mosquitos so arg, daß an Ruhe nicht zu denken war. Wir mußten auch bald weiter, um vor Nacht einen Rancho zu erreichen, in welchem allein ein Unterkommen möglich war. In der That erreichten wir ihn vor Untergang der Sonne, hatten aber damit nicht viel gewonnen. Die ganze Anlage war ein von allen Seiten offener Schuppen, dahinter eine Hütte, in welcher der Ranchero mit seiner Familie schlief, und an dem einen Ende des Schuppens eine Art Verschlag, der durch in den Boden gesteckte Stäbe, die durch Flechtwerk verbunden waren, gebildet wurde. Der Ranchero war auf der Jagd gewesen und hatte drei Stück Damwild erlegt, die bereits abgeledert an den Pfosten des Schuppens hingen. Aus Freude über sein Jagdglück hatte er sich in Aguardiente gütlich gethan und kam uns schwankend mit dem blutigen Messer in der einen Hand, die Flasche in der andern, entgegen. Wir richteten uns auf einem langen Baumstamm, der in dem Schuppen lag, häuslich ein; zu essen gab es nichts; ein Stück Wildfleisch, das angeboten wurde, war total vom Feuer ausgebrät. Zum Glück hatte W. am Morgen einige wilde Tauben geschossen, deren Abkochung er persönlich überwachte, und die mit etwas Salz trefflich mundeten. Als Schlafstätte diente der Verschlag, nachdem eine Tracht Ferkel, die sich darin mit ihrer Nährmutter und einigen jungen Hunden niedergelassen hatten, ermittirt worden waren. Unsere Mozos blieben im Freien,

um Pferde und Ladung zu bewachen. Ich deutete Mariano an, daß er innerhalb des Verschlages sich niederlegen möchte, um ihn näher zur Hand zu haben; er lehnte es aber aus Rücksicht auf die Skorpione ab, die nach seiner Vermuthung sich dort zahlreich aufhalten würden. Wir legten uns dann völlig angekleidet auf unsere Catres, die Waffen zur Seite, und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es kam aber nichts. Der Mond, der im ersten Viertel stand, schwamm friedlich in dem blauen Himmel, die Grillen zirpten, aus der Hütte klang fröhliches Lachen, die Augen sanken trotz Gedanken an Räuber und Skorpione und wir schlummerten ohne jeglichen Angriff. Nur die grunzende Nährmutter konnte es nicht verschmerzen, daß sie diese Nacht ohne die gewohnte Hüfung sein sollte; sie versuchte ein Mal durch den verbarrikadirten Eingang zu dringen, doch schreckte sie ein von einem Projektil begleiteter kräftiger Zuruf so, daß sie davon abstand, ihr älteres Recht geltend zu machen. Uebrigens bedurfte es an diesem Morgen keiner besonderen Mühe, um Alle flink auf die Beine zu bringen; es war noch stockdunkel, als wir im Sattel saßen.

Ein solcher Frühritt ist von ganz eigenthümlichem Reize. Der wolkenlose Himmel ist von einem klaren Blau, das im Osten lichter und wie von einem rosigen Schimmer überhaucht ist; die Milchstraße hebt sich deutlich und glänzender heraus, als ich es je am nordischen Himmel gesehen; der große Bär zeigt seine altvertrauten Sterne, sobald man sich darein gefunden, daß er auf dem Kopfe steht; die Linien der Berge zeichnen sich scharf gegen den lichten Horizont ab; Alles, was darunter liegt, ist in unterschiedlosen Schatten gehüllt, der es zugleich düster und geheimnißvoll macht. Von dem Wege ist nicht viel zu erkennen; das Zwieliht, das nur langsam wächst, läßt nichts als einzelne weiße Steine und die Umrisse der Bäume, zwischen denen der Pfad sich verliert, unterscheiden; doch wissen die klugen Pferde den Weg zu finden, so daß man ihnen die Zügel

wohl lassen kann. Dazu eine wohlthuende Frische der reinen Luft, welche die Lebensgeister spannt und selbst nach halbdurchwachter Nacht keine Müdigkeit aufkommen läßt. Der Weg führt durch mehrere brückenlose Bäche und dann in einem Flußbett aufwärts, in dessen Mitte nur eine schmale Wasserader sich erhalten hat. Zur Abwechslung folgt eine steile Cuesta, durch welche der Pinto mit dunkelblauem Gesicht uns führt. Erst in der dritten Nachmittagsstunde wird den erschöpften Thieren eine Pause gegönnt; wir rasten unter wilden Feigenbäumen und hohen Kiefern. Mit dem Proviant sieht es aber schon schwach aus; die letzte Büchse mit kleinen Sausages wird in dankbarer Erinnerung an Don Gustavo in Morelia geleert; dann soll der versäumte Nachtschlaf nachgeholt werden, aber hoch in den Bäumen verführen Papageien mit rothen Köpfen und Schwänzen ein so wüthes Geschrei, daß an Schlafen nicht zu denken ist. Ein Schuß unterbricht ihr Lärmen nur auf einige Sekunden; es sind zwei Pärchen, die ihre Meinung über uns austauschen oder, was wahrscheinlicher, in häuslichem Zwist leben.

Der Wald, in den wir dann kommen, bekommt mehr und mehr den Charakter des tropischen Hochwaldes, insbesondere in einem Thale, das ein wasserreicher Bach durchfließt. Eichen und Higueras, mit Orchideen dicht besetzt, von Lianen durchwunden, die wie lustige Brücken sich von Baum zu Baum schlagen, wie Strickleitern herabhängen oder wie leichte Wimpel sich leise bewegen, wenn der Abendhauch sich regt. Die Sonne sinkt früh hinter der hohen Bergkette, welche im Westen die Aussicht begrenzt und erleuchtet nur noch den Himmel über uns mit blendendem Lichte. Wir steigen langsam über eine Hochebene aufwärts, die sich der Sierra vorlegt und sehen Aguililla, das ersehnte Ziel des Tages, lange, lange, ehe die müden Pferde es erreichen.

Unsere Adresse ist auch hier der Cura, der allgemeine Gastfreund. Don Abundio wohnt in einem Hause, das aus der

Ferne wie ein Kastell erschienen, ein großes Viereck, auf einem Hügel gelegen und auf einem hölzernen Unterbau errichtet, der es hoch über die Häuser des Pueblo erhebt. Seine Hochwürden, ein kräftiger Herr mit krausem Haupthaar und einem Schnurrbart, der einem preußischen Rittmeister zum Schmucke gereichen würde, empfängt uns mit der natürlichen Höflichkeit, welche die Bitte um Gastfreundschaft wie deren Annahme leicht macht. Er theilt das Haus mit dem Municipalrath und mit den Schulen von Aguililla und bewohnt selbst nur eine bescheidene Ecke desselben; auch hat er bereits zahlreiche Gäste und doch will er gern Alles geben, was er hat, zunächst sein eigenes Zimmer, da alle anderen schon besetzt sind; er werde schon irgendwo ein Plätzchen finden. Das Zimmer ist ähnlich einfach ausgestattet, wie das des braven Cura in Apozingán, zumal der Durchgang für zwei besetzte Nebenzimmer; doch haben wir unsere Catres, ein Dach über dem Kopfe und zum Abendbrod saure Milch mit Zwiebelsauce. Herz, was willst Du mehr?

Der Hauptgast des Hauses ist der Abt von Patcuaro, der mit einer sobrina (Nichte) und einer älteren Anverwandten nach Coalconan zu Verwandten reist und bei seinem Amtsbruder eingelehrt ist. Wir bekamen die Damen nicht mehr zu Gesicht, werden sie aber morgen sehen, da unser Weg der gleiche ist. Mit den beiden geistlichen Herren wandelten wir im Mondschein in der offenen Halle, die das ganze Haus umgibt, der lehreichen Gespräche halber und um die steifen Gliedmaßen etwas zu recken.

24. Februar 1882.

Mariano meldete gestern früh, daß die Pferde sehr ermüdet wären; er hätte wohl gern einen Ruhetag gehabt, doch mußten wir weiter, da unser Wirth seinen Herrn Konfrater und dessen Damen begleiten wollte. Ehe wir zum Aufbruch kamen, er-

schiene noch der Präsident und der Sekretair des Gemeinderathes, um uns zu begrüßen und uns einige Lebensmittel auf den Weg zu geben. Sie knieten, ehe sie weggingen, vor dem Cura nieder und empfingen seinen Segen.

Vor uns lag nunmehr die wahre Sierra Madre und sie sah ganz danach aus, als würde sie uns ein hartes Stück Arbeit geben. Das Steigen ging auch gleich sehr ernsthaft los, so daß selbst mein wackerer Schimmel nicht mehr mitmachen wollte; jedoch wurde mit der zunehmenden Höhe die Luft etwas kühler und erst einzelne Bäume, dann dichter Wald gaben Schatten. Eine Distelart von mehr als Manneshöhe mit großen purpurrothen Blüthen trat so häufig auf, daß sie ganze Flächen bedeckte, ein äußerst prächtiger Anblick, noch gewinnender dadurch, daß zierliche Kolibris um die Blüthen flatterten, um den Zucker mit ihren langen feinen Schnäbeln herauszuholen. Diese Vögelchen sind, was Zierlichkeit und Anmuth angeht, die höchste Leistung der Natur. Sie gleichen im Fluge eher dem Schmetterling oder der Biene, als einem Vogel, zumal wenn sie vor einer Blume schweben und, ohne die Flügel zu regen, sich beweglos halten, mit dem Schnabel tief in den Blüthenkelch sich versenkend.

Als wir an einem schattigen Flecke Halt gemacht, kam die geistliche Kavalkade, die später aufgebrochen war, durch den Wald, ein Bild bietend, wie es im Mittelalter auch bei uns häufig gewesen sein mag. Voran der würdige Abt von Pazcuaro, mit einem weißen Sonnenmantel über den Schultern, über welchem ein großes, seine Würde kündendes Kreuz von Gold und grünen Edelsteinen hing, den hohen Hut mit einem weißen Schleier umwunden, die Soutane hoch um die Lenden geschürzt und die Beine in mächtigen Reithosen von rauhem Ziegenfell. (Von diesen Hirtenhosen stammen, beiläufig bemerkt, die Bockbeine der Satyre und Faune.) Aehnlich der streitbare Pfarrer von Aguillilla. Die beiden Damen mit einer Dienerin

auf Maulthieren, ganz in weiße Untergewänder gehüllt und mit weißen Schleierhüten, die Sobrina, ein noch junges, schlankes Mädchen mit edlen und feinen Gesichtszügen, ihre Begleiterin, vielleicht die Schwester des Abtes, von etwas reiferer Schönheit und umfangreicher. Wir vereinigten uns an einer Quelle in der Nähe des Lagerplatzes um zu frühstücken. Mariano machte die Tortillas von Mais mit Pfeffer und eingelegten Hühnerstücken heiß, und wir steuerten von unserem Wermuthwein bei, der, mit Wasser gemischt, das geeignetste Getränk in der Hitze abgibt.

Nach dieser Erfrischung zog unsere Kompagnie wieder voran, immer bergauf, über lange Rücken und in Falten der Sierra langsam in die Regionen des Eichenwaldes, dann in die des Nadelholzes, daß es wieder ganz deutsch anmuthete. Coalcoman war aber doch zu weit; bei einem einsamen Rancho im Walde machten wir Halt, bestehend aus den üblichen zwei Hütten für Wohnung und Küche, hier im Kiefernwalde schindelgedeckt, dagegen staubig und schmutzig im Innern wie die in der Tierra Caliente. Kühl wie die Luft war auch der Empfang: es war nichts zu haben und die Frage des Nachlagers blieb zweifelhaft. Ganz anders war die Stimmung des Ranchero und seiner Familie, als nach einer Stunde die geistlichen Herren ankamen. Da gab es helle Freude und Händeküssen auf der einen und Segnen von der anderen Seite. Der Gastfreund von Aguililla nahm nach den ersten Begrüßungen den kleinen Fernandez auf den Schoß; er war sein Pathenkind und die Mutter war glücklich, anscheinend mehr als der Niño, der vor dem Barte des geistlichen Herrn Pathen die in aller Welt gleiche Kinderangst hatte. Auch auf uns fiel ein Schimmer dieses Stimmungswandels, als klar wurde, daß wir mit den späteren Ankömmlingen bekannt waren und von ihnen mit achtungsvoller Höflichkeit behandelt wurden. Wir beschloßen, allesammt zur Nacht zu bleiben und inauguirten diese Gemein-

samkeit durch eine Cena, deren Tisch die übliche niedrige und einzige Holzbank war. Unsere allerletzte Büchse mit Gänseleberpastete und einige glücklich gerettete Bordeauxpflaumen fanden Anerkennung bei den Señoras, wogegen wir ihrem Orangenblüthenthee unseren Beifall zollten. Mit den Pfarrherren ließ sich angenehm reden. Ich konnte Don Abundio erzählen, daß ich bei Papst Pio IX. im Vatikan gewesen, sodann auf seine Frage, daß ich unseren Kaiser, der Liebe und Verehrung über die ganze Welt genießt, nicht bloß von Angesicht gesehen, sondern daß Se. Majestät auch mit mir gesprochen habe. Er wurde nicht müde, nach Einzelheiten darüber zu fragen und ich natürlich noch weniger zu antworten.

In dem Gehege neben der Hütte entwickelte sich inzwischen ein fröhliches Lagerleben des beiderseitigen Trostes. Ein Feuer, nothwendig wegen der abendlichen Kühle, flackerte in der Mitte; die Pferde und Mulos, von ihren Lasten frei, sammelten sich um den Mais, der ihnen an verschiedenen Plätzen vorgelegt wurde, nicht ohne daß die Schwachen von den Starken verdrängt und zurückgestoßen wurden, und die Mozos hüllten sich in ihre Decken nahe am Feuer, um, den Himmel über sich, die Erde unter sich, die Nacht zu verbringen. Unsere Unterbringung bot in dieser Hinsicht etwas mehr Schwierigkeiten, als wir bei der leichtherzigen Entschließung zu bleiben vorausgesehen hatten. Es war ein einziger fensterloser Raum vorhanden, in welchen die drei Frauen, die beiden geistlichen Herren und wir zwei Fremdlinge untergebracht werden sollten. Die Aufgabe war fast so schwer zu lösen, wie die des Fährmannes, der die Ziege, den Wolf und den Kohlkopf über den Fluß zu bringen hat. Doch glückte es. Mit Hilfe von Tüchern wurde eine Ecke des Raumes abgeschlossen, in welche die Frauen sich zuerst zurückzogen, dann folgten die beiden Curas, die wie die klugen Jungfrauen im Evangelium ihrer Zeit mit Del, sich ihrerseits mit Betten und Matrazen klüglich versehen hatten,

die aus großen Ochsenhäuten ausgepackt und aus denen auf den vorhandenen Holzpritschen weiche und warme Lagerstätten bereitet wurden. Wir waren auf unsere Catres angewiesen und bekamen den Platz an der Thür, wo es sehr wenig behaglich war. Die Nacht war über Erwarten kalt; durch das Dach und die dünnen Wände strich der Wind und die luftigen schmalen Feldbetten gaben trotz Plaid und Rock dagegen keinen Schutz; ich konnte vor Frost nicht schlafen. Der Versuch, mich damit zu trösten, daß es eine ganz unbezahlbare Erfahrung sei, unter den Tropen zu frieren, hatte keinen rechten Erfolg; die Lage blieb unbefriedigend und wurde es, was ich mit einiger Beschämung niederschreibe, noch mehr dadurch, daß ein volltönendes Schnarchquartett bezeugte, wie wohl die besser situirten Kameraden sich befanden.

Die Auswicklung heute morgen war leichter als die Einschachtelung am Abend; natürlich ging es in umgekehrter Ordnung; die Frauen kamen zuletzt ans Licht. Wir ritten, um Luft zu schaffen, um sechs Uhr ab, zuerst weiter im hohen Kieferntwalde, bald aber abwärts durch böse Schluchten und über steinige Wege, daß ich statt des Pferdes mir einen Bergstock und tüchtige Nagelschuhe wünschte. Die kalte Nacht war unter dem Brande der Mittagssonne längst vergessen, Thal um Thal wurde passirt, Coalcoman kam noch immer nicht in Sicht; erst am Nachmittage erreichten wir es, nachdem wir ohne Unterbrechung acht Stunden geritten waren.

Die gastfreie Aufnahme in einem Privathause, wo wir wieder den Luxus der Handtücher und eines Bettes haben, thut nach der Beschwerde der letzten Tage ausnehmend wohl. Schmerzlich ist nur die Nachricht, die aus Colima hierher gelangt ist, daß der Dampfer von Manzanillo nach Panama bereits am 26. d. M. abgeht. Die Möglichkeit ihn zu erreichen ist damit ausgeschlossen, da wir noch drei Tage brauchen, um nach Colima zu gelangen. Ein Kastrag würde daher hier ohne

Nachtheil gehalten werden können, doch ist der Kriegsrath noch nicht gehalten.

27. Februar 1882.

Der Kasttag wurde kassirt, da W. auch an die Rückreise denken muß, und wir ritten vor Tagesanbruch aus dem wohnlichen Coalcoman, wieder durch zahlreiche Bäche, die in der Regenzeit Ströme sein mögen und viel bergauf. Um 9 Uhr belohnt die Mühe des Steigens eine herrliche Aussicht auf den Vulkan von Colima, der nunmehr seine beiden Gipfel zeigt, aber leider so hell gefärbt erscheint, daß noch viel Luft zwischen uns und ihm liegen muß. Immerhin ermutigt der Anblick, was bei dem Abstieg in das Thal zu Gute kommt, der über gewundene Pfade auf unendlichen Bergnasen sich hinabquält. Es wurde Nachmittag, ehe wir ein bewohntes Haus fanden und einen davon abhängigen Halt machen konnten, abhängig, weil das Füttern der Thiere, wie knapp es auch während der Tagestour geschieht, immer gewisse Vorkehrungen erfordert, die sich im Freien nicht finden. Es war der Rancho de Pozo, der uns unter sein Dach nahm, eine Hütte mit halb offenen Wänden und einem dicken Blätterdach, das doch etwas kühl hielt. Wider Erwarten war es möglich, ein Huhn zu erhalten und verschiedene tropische Früchte, die noch neu waren, Coquitos, eine Art Radieschen und Limboliche, die Frucht einer Agavenart, aus der sich ein kühlendes Getränk bereiten läßt. Die Mobilarausstattung stand auch hier auf dem tiefsten Niveau der Einfachheit, da sie sich auf Matten und einige Holzprüschen beschränkte, doch war die Civilisation durch eine Nähmaschine vertreten, die in dieser Umgebung wie eine Offenbarung wirkte. Ihre Anwesenheit erklärte sich daraus, daß die freundliche und gebildete Frau des Ranchero aus der Hauptstadt stammte und die Maschine ihre Ausstattung war. Auch ein kleines Louis'chen mit klaren blauen Kindesaugen entrückte die

Gedanken aus der indianischen Scene. Der Ranchero selbst gab sich als Politiker zu erkennen, eine Race, die in Amerika auch außerhalb der Vereinigten Staaten des Nordens üppig gedeiht, und brachte mit Vorliebe politische Gespräche auf die Bahn, ohne rechte Gegenliebe zu finden.

Noch immer brannte die Sonne, als wir die beschwerliche Steigerei wieder aufnahmen. Ueber die Entfernungen einen sicheren, unseren Maaßen entsprechenden, Aufschluß zu erhalten, glückt selten. Straßen mit Wegezeigern gibt es nicht, Taschenuhren sind in Mexiko noch wenig verbreitet; das Abmessen der Zeit oder der Entfernung nach festen Einheiten eines Maaßes liegt selbst außerhalb der Vorstellung; man erhält daher häufig die widersprechendsten Angaben. Als wir auf dem gestrigen Nachmittagsritt einen entgegenkommenden Mann fragten, wann wir nach Hihuatlan kommen würden, antwortete er: „con la luna“, mit dem Mondchen, d. h. mit dem Aufgehen des Mondes, und richtig, der Mond erhellte unseren einsamen Pfad, als starkes Hundegebell die Nähe des Pueblo ankündete.

Noch war es nicht das Ziel des Tages. Wir ritten noch einige Stunden, meist in dem halbtrockenen, steinigen Bett des Rio Tortuga in einem waldigen Thale, schwer müde, aber doch munter gehalten von der traumhaft schönen Scenerie, welche durch den Mondschein in einen phantastischen Glanz getaucht wurde. Die tiefen, scharfen Schatten der riesigen Fiqueras, das Bliken des Wassers, das über die Felsen des Flußbettes hastete, darüber der tiefblaue Himmel und das leichte Wehen des Abendwindes, es war eine „mondbeglänzte Zaubernacht“. Die poetische Träumerei unterbrach etwas brüsk die Meldung, daß eine große Heerde Rindvieh vor uns denselben Weg zöge und daß wir genöthigt sein würden, durch dieselbe lang zu reiten, wenn wir nicht viele Zeit verlieren wollten. Eine derartige Passage kann dadurch leicht unliebsam werden, daß unter der Heerde sogenannte Bravos sich befinden, d. h. Stiere, welche

in einem Stiergefechte gekämpft haben und demnächst ihrem friedlichen Leben zurückgegeben worden sind. Sie haben die Gewohnheit angenommen, Pferde, in denen sie ihre Gegner kennen gelernt haben, zu stellen und anzugreifen, was für einen darauf nicht eingerichteten Reiter äußerst ungemüthlich ablaufen kann. Glücklicher Weise war kein solcher Bravo a. D. oder z. D. unter den Kindern, die vor uns durch den Wald zogen, oder er war auch träumerisch gestimmt und deshalb nicht kampflustig; wir kamen wohlbehalten mit Hilfe einiger deutlichen Hiebe nach rechts und links durch die Breitgestirnten und bald darauf in die Hacienda, der wir uns auf die Nacht anvertrauen wollten. Erst heut erfuhren wir, daß gerade jenes Thal des Tortuga das Hauptrevier der Tiger wäre, die in Mexiko heimisch sind und die, zwar nicht so wild und stark wie der bengalische Königstiger, doch ganz ungeberdige Katzen sein sollen. Daß wir statt ihrer die Ochsen begegnet haben, ist sehr prosaisch; solch ein Renkontre mit den Bestien, die wir natürlich erlegt haben würden, hätte sich so nett für das Tagebuch und für spätere Erzählung am Theetisch gemacht.

In der Hacienda, die uns aufnahm, war viel guter Wille, aber wenig Können. Man gab uns einen Raum, in dem die Sättel und das Zaumzeug der Pferde und Mulos aufbewahrt wurden, also was wir in Schlesien eine Geschirrkammer nennen, und die vorhandenen Lagerstätten sahen sehr nach „Animales“ aus, welches der Kollektivname der Insekten aller Gattungen ist, welche nächtlicher Weile den Menschen quälen; indessen sieht man milde über solche Kleinigkeiten hinweg, wenn man elf Stunden geritten ist; etwas „persisches“ bannte die schlimmsten der Sauger und bald verdrängten im Traume die Bilder der Mondnacht das der alten Sättel, auf denen das Auge bei dem matten Schein des Talglichtes zuletzt geweilt hatte.

Am nächsten Morgen sah die Hacienda bei weitem freundlicher aus, als bei der unsicheren Beleuchtung des Abends;

wir rafften uns, trotz des Sonntags, in aller Frühe auf zur letzten Tagfahrt, da wir unsere Ankunft in Colima durch vorausgehende Boten hatten anmelden lassen. Der Tag war ein würdiger Abschluß, was die Unwegsamkeit, aber auch was die Schönheit der Gebirgszüge anlangte, die wir noch zu passiren hatten. Ein Mozzo der Hacienda, der statt der Reithose je eine halbe Rindschale auf jeder Seite des Pferdes zum Schutz gegen die Dornen der Gebüsche und gegen scharfe Felsenkanten hatte, wurde unser Führer, wenigstens für die erste Hälfte des Tages, wo wir verschiedene Bachläufe zu passiren hatten, deren Furthen unser Arriero nicht kannte. Es gab nur einen Rancho „De las Barreras“ auf der Strecke, den wir gegen Mittag erreichten und in dem ein Mezclado mit seiner Familie lebte. Der Hausherr trug eine weiße Hose und seinen braunen Naturfrack; seine Töchter, große und kleine, unter denen eine mit auffallend jüdischem Gesichtsschnitt, hatten es sich noch bequemer gemacht, indem sie in einem nahe bei dem Rancho gelegenen Teiche sorglos badeten. Woraus zu folgern, daß es warm war.

Am Nachmittag hatten wir die letzten der Sierras zu übersteigen, jenseits deren die Abdachung nach Colima beginnt. Hier kam zu guter Letzt auch mein braver „Professor“ und mit ihm sein Reiter zu Falle, derart daß es eigentlich beinahe nicht zu guter Letzt gewesen wäre. Er rutschte beim Abklettern über eine steile und glatte Felsplatte mit den Hinterfüßen, so daß er stürzte; ich fand den Winkel zu steil, um sitzen zu bleiben und fuhr, glücklich genug, aus beiden Steigbügeln über den hohen Bock des Sattels lang nach hinten und mit einem hörbaren Krach auf den Felsen, daß ich einen Augenblick die Besinnung verlor. Als ich mich aufrichtete, merkte ich einen intensiven Brandgeruch in nächster Nähe und sah, daß ich selbst der Heerd des Feuers war. Die Wachslichtchen in meiner Rocktasche, los fósforos, waren durch den Schlag in Brand ge-

rathen und verursachten den Qualm. Ich hatte eben noch Zeit, den Rock abzuwerfen, dessen Tasche bereits durchgebrannt war, bestieg aber nach der Löschung, da beide Schrecken sich kompensirt hatten, wieder meinen Professor, nachdem ich ihm sein pflichtwidriges Benehmen in einer Rede vorgehalten hatte, die er mit gesenkten Ohren also mit Beschämung über sich ergehen ließ.

Wiederum im Mondschein und erst am späten Abend kamen wir nach Los Narranjos, dem letzten Nachtquartier vor Colima, das eine Folie auch für weniger Komfort, als in Colima uns erwartete, abgegeben haben würde. Hier vertrat noch der Kienspan die Stelle der Petroleumlampe und was schlimmer war, das Wasser war nach der eigenen Erklärung des Ranchero ungesund und deshalb nicht trinkbar, eine harte Entbehrung nach der Sonnengluth des Tages. Wir kochten es und brühten damit grünen Thee, den wir von Mexiko mitgenommen; es behielt aber, oder bekam vielleicht durch letzteren, einen giftigen Geschmack. Das letzte Mal wurden die Catres aufgeschlagen und der Schlaf, der Lohn der Arbeit und eines guten Gewissens, löste die müden Glieder.

Mit fröhlichem Gemüthe brachen wir heut früh auf nach Colima, über eine weite Ebene, die mit zerstreuten Steinen vulkanischen Ursprungs bedeckt ist, den Expectorationen des Vulkans von Colima, dessen mächtige Gestalt, die isolirt vor die Nordillere hinausgeschoben sich breitet, in immer deutlicheren Umrissen heraustritt. Gegen 8 Uhr kommt die Abordnung entgegen, die unser Gastfreund in Colima ausgesendet hat, um uns zu begrüßen. Nicht bloß mit Worten; der brave Mann sendet frische Reitthiere und in den Satteltaschen etliche Flaschen Bordeaux und Bier, wirkliches Bier, sogar aus Teufelsbrück in Holstein. Wie viel abhängiger sind wir doch von unserem Leibe, als wir daheim, wo wir Alles bequem zur Hand haben, glauben und merken.

Mit den ausgeruhten Maulthierien bekam der Marsch ein etwas lebhafteres Tempo, doch war noch manche Barranca zu umreiten, Furchen, welche der Vulkan in den Boden gerissen hatte, ehe wir Cardona erreichten. Ein Rittmeister mit drei Offizieren, von dem Gouverneur des Staates von Colima, dessen Grenzen wir gestern überschritten hatten, entgegen gesendet, meldete sich hier als Escolta, um uns sicher nach Colima zu geleiten. Es waren wohlaussehende, umgängliche Krieger, gebildet genug, um in einer ländlichen Fonda, die sie mit Geschick gewählt hatten, uns in der Würdigung der von Colima gestifteten Getränke bereitwilligst zu unterstützen. Die Fonda hielt eine indianische Frau, würdigen Aussehens durch ihr weißes volles Haar, und umgeben von einer Anzahl von Töchtern und Enkelinnen, die ihr zur Hand gingen. Einige nackte Niños strampelten auf erhöht liegenden Matten am Eingang, wurden aber entfernt, um uns Platz zu machen. Männer waren nicht vorhanden oder abwesend. Am Nachmittag setzte sich der zahlreicher gewordene Zug in Bewegung für den endlich letzten Theil des Weges. Nach einer Stunde überraschte uns ein feierlicher Empfang in der Hacienda d'Estancia; die Deutschen von Colima, an ihrer Spitze der Konsul, waren dorthin geritten, uns zu begrüßen. Es war eine stattliche Schaar von Landsleuten, die uns freundlich die Hand boten und dann in munterem Galopp den Wagen begleiteten, den der fürsorgliche Konsul mitgebracht hatte. Ich kann kaum ausdrücken, wie wohlthuend und herzerhebend das Gefühl war, von dieser Escolta begleitet zu werden. Als wir der Stadt uns näherten, kam der Gouverneur des Staates mit seinem Ablatus auf offenem Wagen uns entgegen und lud uns ein, an seiner Seite in die Stadt einzufahren. Also geschah es. Vor dem Hause von Don Christian, das uns aufnehmen sollte, verabschiedeten sich die Begleiter; wir traten unter ein Dach, das nicht allein alles äußere Behagen zu bieten verspricht, sondern

auch das, was der Gastfreundschaft den wahren Werth gibt, herzliche Freude bei ihrer Gewährung.

### XXX.

Colima. — Häusliches Leben. — Abendmarkt. — Theater. — Hausmusik. — Umgebung der Stadt. — Mantafabriken. — Nach dem Vulkan von Colima. — Die Hacienda von San Marcos. — Zuckergewinnung. — Arbeiterverhältnisse. — Besteigung des Vulkans. — Frühere Ausbrüche desselben.

Colima in Mexiko, 12. März 1882.

Die Hälfte meiner Rast in Colima ist um; ich habe mich wieder an civilisirte Gebräuche und speziell an die Hausordnung gewöhnt und auch von Colima und seiner Umgebung bereits gesehen, was die Umstände zu sehen möglich machten. Die ersten Tage wurden mit Besuchen ausgefüllt bei dem Gouverneur des Staates und dessen übrigen nicht zahlreichen Würdenträgern, sowie bei den Vertretern der deutschen Kolonie, die hier die erste Stellung im Handel und in den Geschäften einnimmt. Dann folgten Mittags und Abends die Reihe herum Gastmähler zu Ehren der Fremdlinge und zur Befestigung der angeknüpften freundlichen Beziehungen, deren Wachsthum und Gedeihen deutsche Weise unter allen Himmelsstrichen ohne Begiehung bei festlichem Mahle sich nicht denken kann. Die Entbehrungen und Anstrengungen der Reise waren darüber bald vergessen, obwohl der Uebergang in die Opulenz der neuen Lebensführung nicht ohne empfindliches Unwohlsein sich vollzog, das über eine Woche mich plagte und das ich in Ermangelung anderer Gründe auf den giftigen Thee in Los Raranjos zurückführte. Abgesehen aber von dieser kleinen Prüfung läßt der Aufenthalt nichts zu wünschen.

Don Christian bewohnt ein geräumiges, massives Kaufhaus, das mit einer Front am Rio Principal de Colima liegt und dessen unteres Stockwerk mit gewölbten Gängen und Speichern dem Handelsgeschäft dient, dessen Sitz es ist und das hauptsächlich im Import europäischer Waaren besteht. Im oberen Stockwerk, mit offenen Hallen und Salas nach dem Innenhof reich ausgestattet, liegen die Wohnräume der Familie und der in dem Hause thätigen deutschen Gehilfen, welche nach hiesigem Gebrauch bei dem Chef Kost und Wohnung haben.

Die Lage der Stadt und speziell des Hauses von Don Christian ist ausnehmend schön. Von meinem Fenster aus sehe ich zunächst auf den Fluß, der jetzt im Frühling nur eine spärliche aber munter fließende Wasserader darstellt, dessen mit Kieseln und größeren Steinen bedecktes Bett aber schließen läßt, welche Ausdehnung die Wassermasse, die er in der Regenzeit führt, haben muß. Eine steinerne Brücke, auf zwei Bogen mit weiter Spannung, el puente de Zaragoza, führt von der Ecke des Hauses über den Fluß, den einige hundert Schritt weiter abwärts noch eine zweite steinerne Brücke, el puente antiguo, überspannt. Beide verbinden die Stadt mit einer weitläufigen Vorstadt, deren niedrige Häuser mit flachen Dächern in dem Grün der zahlreichen Gärten (Huertas), welche dazwischen liegen, fast verschwinden. Der Frühling hat diese Gärten mit der ganzen Pracht, die er hier entfalten kann, geschmückt, indem viele Bäume und Sträucher mit Blumen von prangenden Farben überschüttet sind. Insbesondere ist es ein Primavera genannter Baum, den er mit goldgelben oder auch mit violetten und weißen Blüthen bedeckt, die aus dem dunkeln Laub der umstehenden Bäume sich glänzend erheben und auf weite Entfernungen aus dem Walde leuchten wie Sterne am Himmel. In weitem Halbrund jenseits der Vorstadt begrenzen den Gesichtskreis die Bergketten, die sich in

sehr mannigfaltigen Linien vor und durch einander schieben und theilweise bis zur Höhe von 6000—7000 Fuß ansteigen. Ihren Abschluß im Nordwesten bildet der Vulkan, dessen rauchender Gipfel der Stadt zugewendet ist und dessen mächtiger Kegel über dem Vordergrunde des Flusses und der Haine von Palmen und dichtbelaubten Weiden, die das breite Massiv seiner Basis verdecken, in den blauen Himmel aufsteigt, als schwebte er in der Luft. Das Bild ist unverfälscht schön zu allen Tageszeiten, im Morgengrauen, wo das Licht vom Zenith noch nicht niedergestiegen ist, wie in der Hitze des Mittags, die wie ein leichter Gazeschleier die Berge bedeckt, vor Allem aber, wenn die Sonne im Westen sinkt und die Grate der Bergketten wie die Rauchwolke, die über dem Vulkan ruht, mit Gold säumt. Diese Rauchwolke ist ein wahrer Proteus an Veränderlichkeit der Form, je nach der Gewalt des Ausbruches, der mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintritt, nach der Windrichtung und nach der Beleuchtung. Bei jedem Ausblick fesselt sie immer noch zuletzt das Auge.

Sinkt der Abend und legt sich Dunkel über die Berge, so regt sich das Leben in der Nähe. Unter den Fenstern auf der Straße, die das Haus vom Flusse trennt, findet allabendlich ein Markt statt, beschränkt auf Früchte und andere Nahrungsmittel, mit welchen die ärmere Klasse der Bevölkerung ihr Leben fristet. In langer Reihe sitzen die Verkäufer, meist Frauen, am Boden, die Matten mit ihren Waaren, unter denen Pfeffer eine Hauptrolle spielt, vor sich, einen kleinen Ofen oder ein Becken mit glühenden Kohlen neben sich, um die Tortillas aus Maismehl heiß zu machen, oder aus Fett und Mehl ein Gebäck herzustellen. Kein Geschrei oder Lärmen, kaum ein laut gesprochenes Wort; wie aus Bronze gegossen sitzen die braunen Weiber, schweigend, den Reboffo um die Schultern geworfen, von den brennenden Rienspänen oder Fackeln, welche die Beleuchtung geben, grell beleuchtet. Ich würde den

Beginn des Marktes kaum merken, dränge nicht ab und zu etwas Fackelqualm oder der scharfe Geruch verbrannten Fettes nach oben, den ich in den Kauf nehmen muß, wenn ich die frische, oder richtiger weniger heiße, Abendluft genießen will.

Im Hause geht das tägliche Leben mit einer gewissen ernstesten Regelmäßigkeit, wie es sich für ein solides, deutsches Handlungshaus geziemt. Denn diesen Charakter hat das Haus, obwohl die Hausfrau eine Mexikanerin ist, doch in allem Wesentlichen bewahrt. Nur in der Küche macht sich einige Abweichung geltend, so in dem kräftigen Gebrauch von Pfeffer, in der Anhänglichkeit an Frijoles und in dem Buchero, der regelmäßig bei Tisch erscheint, einer Komposition von gekochtem Hammelfleisch mit zahlreichen Gemüsen, wie Kohl, Gurken, frischen Maiskolben, Tomatos, Kürbis, süßen Kartoffeln u. s. w.

Des Mittags vor der Mahlzeit schleiche ich im Schatten der Häuser nach einem Bade im Rio Principal, das  $\frac{1}{4}$  Stunde oberhalb des Hauses unter schattigen Bäumen liegt und durch welches das muntere Wasser des Rio fließt. Die kühlende Wirkung hält allerdings kaum über die Rückkehr vor. Am Abend machen wir einen Spaziergang nach der Plaza oder nach einer der Huertas, in welcher die Pracht der Palmen und anderer Kinder der Tropen immer von neuem erfreut, oder wir reiten gegen Sonnenuntergang in die weitere Umgebung der Stadt nach den Bergen zu, die in der Richtung nach dem stillen Ocean liegen. Die Zwischenzeit füllt Lektüre und Still sitzen in den relativ kühlen Zimmern, relativ, denn die Temperatur in der Luft ist 22—26° R. und erfährt in der Nacht keine erhebliche Minderung, so daß sie auch in geschlossenen und schattigen Räumen in gleicher Höhe allmählig herrscht.

Die Stadt Colima ist die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der einer der kleinsten ist in Israel; er rangirt der Fläche nach (mit 7136 Quadratkilometer) als der 25., der Bevölkerung nach als der vorletzte unter den 29 Staaten und

Territorien der Republik. Von dieser Bevölkerung (65 827 Seelen) wohnt mehr als ein Drittel (23 579) in der Hauptstadt, neben welcher eine andere bedeutende Stadt nicht besteht. Diese macht einen sauberen und frischen Eindruck durch die durchweg helle Farbe der Gebäude und die fast durchweg herrschende Reinlichkeit in den Straßen. Zumal die Plaza Principal der Stadt ist durch Gartenanlagen mit Orangenbäumen, Springbrunnen, gepflasterten Fußwegen und gemauerten Ruhebänken ein sehr angenehmer Ort der Erholung. Zu solcher Ausschmückung der Plazas im Lande hat, wie man sagt, Kaiser Maximilian die Anregung gegeben durch die Umgestaltung der Plaza mayor in der Stadt Mexiko und die Herstellung des Zócalo für die Abendmusik, die zeitweise stattfindet.

Die sonst üblichen öffentlichen Gebäude liegen auch hier an der gewohnten Stelle, die Pfarrkirche und das Regierungsgebäude mit dem Gefängniß. Doch sind die beiden ersteren unvollendet und seit 10 Jahren ist ihr Bau, der nur bis zum ersten Stockwerk gediehen ist, angeblich aus Mangel an Mitteln nicht weiter gefördert worden. Für diesen Mangel auf der einen Seite der Plaza entschädigt eine andere, welche von Privatgebäuden eingenommen wird, die eine übereinstimmende sehr gefällig aussehende Fassade in maurischem Styl haben. Auch ein Theater ist vorhanden, als Bauwerk allerdings nicht bemerkenswerth, es sei denn durch die Ureinlichkeit der Konstruktion, aber den Colimensern doch werthvoll, da es das einzige öffentliche Vergnügen ist, welches ihnen geboten wird. Es ist ein großer Holzbau, wieder ohne ein einziges Stück Eisen und obwohl mehrere Stockwerke hoch mit einer unbedingten Verachtung aller senkrechten Linien errichtet, so daß man beim ersten Anblick nicht begreift, wie es überhaupt stehen kann. Wandernde Truppen geben im Winter Lustspiel- und Opernvorstellungen mit Hilfe des Orchesters aus Zapotlan, einer ansehnlichen Stadt in dem benachbarten Staate Jalisco, das

am Abend unter Fackellicht durch die Straßen zieht, um durch Musik zu der erst spät beginnenden Vorstellung einzuladen. Ich habe einigen dieser Vorstellungen beigewohnt, weniger gefesselt durch die Darstellung auf der Bühne, der zu folgen noch etwas schwer fällt, als durch die Zuschauer und ihr Verhalten. Das Haus hat ein Parquet mit Sitzreihen auf Holzbänken und drei Reihen Logen. Von den letzteren sind die des Parquets reservirt für Abonnenten, welche die ausländische Kolonie und das vornehme, eingeborene Colima stellen. Vor der Vorstellung schicken die Abonnenten ihre Stühle in die Logen, da Sitze darin nicht vorhanden sind. Daß deren Rückwand nur aus einer Matte besteht, die sich mit der Hand zurückschlagen läßt, und durch welche man unmittelbar ins Freie tritt, hat den doppelten Vortheil der Kühle und des leichteren Ausganges, insbesondere bei einer Feuergefähr. Die letztere scheint bei der leichten Bauart des Hauses dem fremden Besucher nicht ausgegeschlossen, um so weniger, als während der Vorstellung der größte Theil der Zuschauer, die Frauen inbegriffen, Cigaretten raucht. Die oberen Ränge, Balkon und erster Rang eingeschlossen, sind die Plätze der niederen Klassen, welche das Schauspiel leidenschaftlich zu lieben scheinen, da das Haus trotz der verhältnißmäßig hohen Preise fast immer voll ist. Die beliebteste Positur der Caballeros im ersten Range ist, die Beine über die niedere Brüstung zu legen, so daß die Besitzer der Parquetlogen ab und zu den vergnüglichen Anblick brauner Füße mit Sandalen haben, die an dem oberen Rande der Loge herunterbaumeln; doch nimmt man daran keinen Anstoß. Die Vorstellungen dauern in der Regel bis gegen 1 Uhr Nachts und werden von dem Auditorium mit offenbarer Theilnahme bis zum Schluß verfolgt, obwohl die Indianer sie durch lauten Beifall nicht äußern. Die Seltenheit des Genusses erklärt die Genügsamkeit.

Neben dieser öffentlichen Pflege der Kunst wird die Musik

auch häuslich gepflegt, wenigstens in deutschen Familien, was ich wiederholt zu meiner Freude erfahren habe. Ich habe in Colima Arien aus dem Freischütz singen hören und an einem anderen Abend einem Konzert beigewohnt, bei welchem außer den häuslichen Kräften ein recht tüchtiger Geiger aus Mex, der mit der Tänzerin einer Seiltänzertruppe hierher gekommen ist und sich durch Ertheilung von Unterricht in der Musik und in der französischen Sprache eine Position geschaffen hat, eine französische frühere Opernsängerin, die ihr bewegtes Leben nach Sibyllenort in Schlesien und nach Quito in Ecuador geführt hatte, und ein italienischer Sänger, der sich mit ihr in Colima zur Ertheilung von Musikunterricht verbunden hat, theilnahmen. Es war ein etwas abenteuerliches Ensemble, aber es war tüchtig bei der Sache.

Sehr vergnüglich sind auch die gemeinschaftlichen Ausflüge, zu denen wir uns schon einige Male am frühen Morgen oder späten Nachmittag zusammen gefunden haben. Alle Welt ist hier beritten und muß es nach den Verhältnissen sein. Die Pferde sind nicht theuer und ihre Unterhaltung ist nicht kostspielig. Es kann daher jedes erwachsene Mitglied der Familie ein eigenes Reitpferd haben. Da auch die Damen reiten ist in den Cabalgadas auch die Anmuth vertreten und zwar mit mehr Natürlichkeit als bei den Reiterinnen im Thiergarten oder im Hyde-Park sich offenbart, wo die Geschichte immer etwas gezwungen aussieht. Eine solche Exkursion richtete sich nach der Kafepflanzung eines Landsmannes, die er vor mehreren Jahren angelegt und auf der er etwa 11 000 Bäume gezogen hat, die unter dem Schatten von Bananen und mit Hilfe geeigneter Bewässerung sehr gut gedeihen. Merkwürdig ist das rasche Wachsthum der Pflanzen; vierjährige Kokospalmen sind hohe Bäume; doch ist auch hier gesorgt, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Neben anderen Feinden leiden sie von einem

Käfer, der die Schößlinge frisst und dadurch den Baum zum Sterben bringt.

Ein anderer Ausflug hatte den Besuch zweier Fabriken von Manta (grobem Baumwollentstoff), die in der Nähe der Stadt liegen, und von Deutschen geleitet werden, zum Zweck. Der Betrieb, zu welchem hauptsächlich Wasserkraft dient, ist, da an der Westküste die Baumwolle gedeiht, da die Arbeitslöhne niedrig sind und da der Verbrauch des Stoffes, aus welchem die Kleidung der gesammten unteren Bevölkerung vornehmlich gefertigt wird, groß und regelmäßig ist, ungeachtet der Mangelhaftigkeit der Transportwege und der Kleinheit des Betriebes doch so profitabel, daß die Erweiterung der bestehenden und die Errichtung neuer Fabriken geplant wird.

Einen Ausflug in größerem Style, wenn auch ohne Damen, haben wir in der letzten Woche unternommen und mit gutem Erfolge durchgeführt, nach dem Vulkan von Colima, den etwas näher zu sehen mein stiller und allmählig auch lauter Wunsch war. Don Christian organisirte die Expedition im Zusammenhange mit der Abreise von Freund W., dessen Weg sich so legen ließ, daß wir am Fuße des Vulkans in der Hacienda von San Marcos Station machten und daß W. nach Besteigung des Berges nördlich weiter zog, während ich nach Colima zurückkehrte.

Die Hacienda ist etwa 6 Stunden Reitens von Colima entfernt, bei welcher Abmessung der kurze Zotteltrab zu Grunde gelegt ist, welcher hier zu Lande den Pferden und Maulthieren statt des Schrittes eigen ist. Sie liegt etwas abseits von der Landstraße, die nach Zapotlan und weiter in nördlicher Richtung nach Guadalajara, der Hauptstadt des Staates Jalisco führt und die einige Stunden gerade über die Hochebene sich streckt, bis sie an der weitreichenden Hebung, welche die Basis des Vulkans bildet, ansteigt. A conto der Abreise von W. gaben ihm die Landsleute das Abschiedsgeleit mit etwa

20 Pferden. Sie verstehen sich, obwohl meist Kaufleute und von Hause aus nicht daran gewöhnt, hier trefflich auf die edle Reitkunst und halten sich gute Thiere und reiches Geschirr. Es ist auch so ziemlich das einzige Vergnügen, das sich ihnen bietet. Die älteren Herren trennten sich nach etwa einer Stunde, um den Heimweg anzutreten, die jüngeren zogen noch einige Stunden weiter mit nach St. Hieronymo, wo wir von ihnen Abschied nahmen, da sie den Sonntag dort zu verbringen die Absicht hatten. Wir erreichten San Marcos am Nachmittag und wurden von dem Haciendero Don Miguel aufs beste bewillkommt.

Wegen meines noch immer nicht ganz gehobenen Unwohlseins wurde die Besteigung des Vulkans um einige Tage verschoben und die Zwischenzeit zur Umschau auf der Hacienda und in ihrer Umgebung benutzt.

Das Gut ist ein Beispiel der Latifundienwirthschaft, die in Mexiko vorherrscht. Die in einer Hand vereinigte Fläche umfaßt etwa 10 Quadratleguas (175 Quadratkilometer) und reicht ununterbrochen fast bis in die Nähe von Colima. Der Boden, soweit er angebaut ist, trägt hauptsächlich Zuckerrohr und Reis, das erstere in solcher Ausdehnung, daß jährlich etwa 40 000 Arrobas Zucker gewonnen werden. Der Eigenthümer, dessen Vater, ursprünglich auf der Hacienda ein Hirt, wie Gumäos im Hause des Odysseus, den Besitz zusammengebracht hat, ist ein thatkräftiger und intelligenter Mann, der seine technische Ausbildung in den Vereinigten Staaten erworben hat und vermöge derselben nunmehr sein eigener Architekt, Ingenieur und Fabrikdirektor ist. Auf der ganzen Besitzung ist eine von ihm abhängige Arbeiterbevölkerung von etwa 8000 Köpfen.

Das Centrum ist San Marcos, wo der Eigenthümer wohnt und wo auch die Fabrikation des Zuckers und Zuckerbranntweins hauptsächlich betrieben wird. Es ist mit Wasser reich gesegnet, da nicht weniger als 8 lebendige Wasserläufe, aus den

Flanken des Vulkans niedersießend, es durchschneiden, der eine so kräftig, daß er die Betriebskraft für die gesammte Fabrikanlage abgibt. Der Gebäudekomplex umschließt zwei weite Höfe und wird von einem alten Herrenhause beherrscht, das auf der in Terrassen absteigenden Berglehne liegt und mit offener Halle und von Thürmen flankirt, vornehm auf die Arbeitshöfe herabsieht. Zur Zeit ist es nicht bewohnt; Don Miguel zieht vor, in unmittelbarer Nähe der Arbeitsstätte zu sein und mag als praktischer Mann wohl Recht daran thun. Die herrliche Aussicht, welche von dem flachen Dache des Hauses auf den Vulkan und über das Land hin sich bietet, zu genießen, steht ihm frei, doch thut er es wahrscheinlich selten, da Naturschwärmerei keine mexikanische Eigenthümlichkeit ist. Uebrigens ist auch in den Höfen ganz gut sein. Die Zimmer, die nach dem Innern auf bedeckte Gänge sich öffnen, sind hoch und kühl; Orangenbäume mit Blüthen und Früchten beladen, geben Schatten und Schmuck; an den zweiten Hof schließt ein weiter Garten, den der Mühlbach durchfließt und in dem aller Reichthum der tropischen Pflanzen ausgebreitet ist, selbst jetzt im Frühling, wo der Boden des Rajenschmuckes entbehrt.

Ich habe in den paar Tagen, wo ich, Anstrengungen zu vermeiden genöthigt, mich still hielt, meine Freude an der Pracht dieses Gartens und an dem rührigen Treiben gehabt, welches den Tag über den Hof belebte. Schon in der Frühe kam ein Theil der Maulthiere, deren die Hacienda zur Bearbeitung der Felder und zum Tragen von Lasten mehr als 400 bedarf, um in Reihen gestellt, die Cargas aufzunehmen, welche fortgeschafft werden sollten; andere brachten das Rohr herein, das auf dem Felde geschnitten wurde; dazwischen Arbeiter, die für den Umbau der Zuckerfabrik, mit welchem Don Miguel beschäftigt ist, Material brachten oder bereiteten, Reiter, die kamen und gingen, es war eine Bewegung ohne Rast und Stillstand.

Als ich wieder hinaus durfte, holte ich einige Ausflüge

nach, an welchen ich nicht hatte Theil nehmen können, vor Allem an einen Wasserfall, der aus beträchtlicher Höhe in die Barranca von Beltran stürzt. In dieser Barranca, welche vom Vulkan bis an den stillen Ocean reicht und welche in der Nähe der Hacienda eine Tiefe von fast 1000 Fuß bei einer Breite von durchschnittlich 300 Fuß hat, fließt der Rio Turpan ab. Der senkrechte Abfall der Wände läßt sie wie eine große Spalte erscheinen, die durch Erschütterungen bei den zahlreichen vulkanischen Ausbrüchen in unvordenklichen Zeiten entstanden sein mag. Durch ihre bedeutende Tiefe wird sie zu einem empfindlichen Hindernisse des Verkehrs, der zur Zeit auf der einen Seite in den Grund steigen muß, um auf der andern wieder in die Höhe zu klimmen, was einen Verlust von Stunden besagt; eine Ueberbrückung soll erst bei dem Bau der Eisenbahn hergestellt werden, die von Morelia über Colima nach Manzanillo am Pacific projektirt ist.

Ein ander Mal ritten wir zur Jagd hinaus und als sie erfolglos blieb, entschädigte uns Don Miguel, indem er zeigte, wie Stiere auf freiem Felde mit dem Lazo gefangen werden, eine Leistung, die ebensowohl Kraft wie Geschick beim Reiten erfordert, bei der aber auch das Pferd einen wichtigen Antheil hat. Ich wurde dabei inne, warum die Mexikaner beim Vorreiten von Pferden es als die höchste Kunstleistung ansehen, das Pferd in voller Karriere plötzlich anzuhalten und mit einem Ruck herum zu werfen und warum des Weiteren der Neuling im Reiten hier seine liebe Noth hat, ehe er die Handhabung des Zaumes lernt, indem bei einem auch nur mäßigen Rucke daran das Pferd sofort steigt und sich seitwärts wirft. Beides ist Folge der Dressur für den Lazo, dessen Ende am Sattelnopf befestigt ist, beziehentlich der scharfen Zäumung, welche nothwendig ist, um das Thier im schärfsten Lauf zum Halten und Wenden zu bringen. Hier im Felde, wo es galt, den Stier erst einzuhegen und ihm im Lauf die Schlinge überzu-

werfen, sah die Sache ganz anders aus, als im Cirkus zu Maravatio, wobei das edle Pferd von Don Miguel und seine zugleich elegante und kräftige Beherrschung durch den Reiter ihren besonderen Antheil hatten.

Auf den Feldern der Hacienda wird Zuckerrohr und Reis im Wechsel gebaut und zwar in Perioden von 4—5jähriger Dauer. Der Reis gilt für vorzüglich an Qualität. Das meist angebaute Rohr ist das sogenannte rothe von Otaheti, dem man den Vorzug gibt, weil es dem Angriff von Insekten besser widersteht. Den besten Ertrag gibt es im ersten Jahre; es wird zur Zeit der Blüthe mit der Machete geschnitten, die hier in abweichender Form von der kubanischen in der Hacienda selbst ausgeschmiedet wird. Der Arbeiter schlägt das Rohr möglichst nahe am Boden ab, kippt die Spitzen und reinigt es von den Blättern. Die Stoppel und die auf dem Felde verbleibenden Abfälle werden verbrannt und bilden ausschließlich die Düngung, zu welcher jedoch künstliche Bewässerung kommt. Die aus der Wurzel treibenden Schößlinge erfordern zur Pflege nur die Bedeckung mit Erde, so daß aus den Vertiefungen, in welche die ersten Sößlinge gepflanzt wurden, allmählig Erhöhungen werden.

Der Zuckergehalt des Rohres wird auf durchschnittlich 18 Prozent angegeben; zur Zeit werden jedoch nur etwa 6 Prozent davon gewonnen, von denen  $\frac{1}{3}$  zu Zucker,  $\frac{2}{3}$  zu Aguardiente verarbeitet werden. Diese relative Geringsfügigkeit der Ausbeute ist die Folge des bei der Gewinnung angewendeten, höchst primitiven, Verfahrens, bei welchem die Pressung unvollkommen geschieht und der Rohstoff ohne vorgängige Reinigung in Kesselsysteme geleitet wird, in denen die Klärung mit Kalk vorgenommen und die Krystallisirung durch Evaporation in offenen Gefäßen eingeleitet wird. In diesem Zustande wird der verdickte Saft in thönerne Formen übergeschöpft, welche die Gestalt eines abgestumpften Kegels und an der Spitze eine

Öeffnung haben, durch welche der Syrup abfließt. Der so gewonnene krystallisirte Zucker ist jedoch sehr ungleich von Farbe; nur der Boden des Hutes ist annähernd weiß, dagegen die Spitze, in welcher das in dem Saft enthaltene Gummi sich sammelt, sehr dunkel. Um dies auszugleichen, werden die Brode wieder zerschlagen, die bereits fest gewordenen Theile werden zerdrückt und das Ganze wird aufs Neue in die Formen gefüllt, jedoch so, daß auf deren breites Ende nunmehr eine etwa 2 Zoll dicke Schicht eines sehr feinen Thones gelegt wird, durch dessen Druck der noch an den Krystallen hängende Syrup durchgepreßt wird. Nach dieser Prozedur ist der Zucker, der noch immer eine graugelbe Farbe hat, verkäuflich. Jedes Brod, im Durchschnittsgewicht von einer Arroba oder 25 Pfund, wird in Papier, dann in ein Palmenblatt (palmito) eingeschlagen; sechs Brode zusammen werden in eine Matte aus Jstle, den Fasern einer Agaveart gepackt; sie bilden eine halbe carga oder Maulthierlast. Der Transport einer Arroba Zucker nach Zapotlan, wohin nächst Manzanillo der Hauptabsatz stattfindet und das von San Marcos etwa 40 Kilometer entfernt ist, kostet 1 Dollar, was, da der Detailpreis in Zapotlan 3½ Dollars beträgt, beinahe 30 Prozent des Verkaufspreises ausmacht. Eine Illustration für die Bedeutung der Kommunikationsmittel.

Die Umgestaltung der Fabrik, welche Don Miguel in Angriff genommen hat, bezweckt eine radikale Aenderung des langsamen und im Ertrage ungenügenden Betriebes. Das Quetschwerk soll verstärkt und mit einem Elevator zur Abführung der Rückstände, die auch hier als Brennmaterial Verwendung finden, versehen werden, die Klärung und Kochung soll mittelst Dampf, die Ausscheidung des Krystallzuckers durch Centrifugen geschehen. Don Miguel nimmt an, daß der Prozeß der Zuckergewinnung, welcher jetzt 45 Tage in Anspruch nimmt, dann nur 24 Stunden dauern werde, daß statt 6 Prozent, wie bisher, dann 8½—9 Prozent des Zuckergehaltes des Rohres werden extrahirt und

daß davon  $\frac{2}{3}$  zu Brodzucker gegen  $\frac{1}{3}$  zu Branntwein zu werden verarbeitet werden können, während zur Zeit das Verhältniß umgekehrt ist. Er veranschlagt den Mehrertrag auf jährlich 62 000 Dollars, wogegen der Neubau einen Kostenaufwand von nur 100 000 Dollars erfordert. Wir konnten ihm zu einem so erfolgreichen Unternehmen, dem Siege der Intelligenz über den Schlandrian, nur Glück wünschen.

Was die Verhältnisse der Arbeiter anlangt, so wäre wohl auch eine Reform zu wünschen, sie mag aber schwieriger sein, da sie isolirt und allein durch die Kunst des Ingenieurs sich nicht durchführen läßt. In der Zuckersabrik sind ihrer etwa 800 beschäftigt, welche in der Umgebung der Hacienda und in Ranchos wohnen, welche zerstreut innerhalb der Feldflur liegen. Die Wohnungen sind Hütten von Adobes, meist ohne Fenster, ohne jeglichen Schmuck und ohne jede Bequemlichkeit. Sie enthalten in der Regel nur einen Raum, der von Schmutz starrt und der Ausstattung mit Hausgeräth fast völlig entbehrt. Sie sind um nichts besser als die Barrancoons der Schwarzen auf der Zuckerplantage in Kuba, von welchen ich Dir geschrieben habe. Das Geldlohn, welches außer der Wohnung gewährt wird, beträgt für den erwachsenen Arbeiter 2 Reales\*), für Vorarbeiter 4 Reales, für jüngere Arbeiter  $1\frac{1}{2}$  Reales bis hinunter zu 3 und 2 Quartillos. Die Abstufungen des Lohnes richten sich allgemein und mit großer Gleichmäßigkeit nach der Altersstufe. Leute bis zu 15 Jahren erhalten eine halben Real oder Medio, ältere bis 20 Jahre einen Real, 20jährige andert-halb, Männer 2 Reales. Diese Abstufungen stehen so fest, daß sie zur Bezeichnung des Alters selbst gebraucht werden. „Als ich ein muchacho de medio war“, sagt ein alter Mann, um auszudrücken, daß er ein Knabe von noch nicht 15 Jahren war.

---

\*) In Mark nach dem zeitigen Kurse etwa 80 Pfennige. Der mexitanische Dollar wird in 8 Reales à 4 Quartillos getheilt.

Bei der Bezahlung des Lohnes besteht ein Verhältniß ähnlich dem englischen Trucksystem. Der Haciendero hält eine tienda (Kramladen), in Weise des Store im Westen der Vereinigten Staaten, in welcher alle Bedürfnisse der Arbeiter verkäuflich sind. Die Arbeiter sind zur Entnahme rechtlich nicht gezwungen, sie sind es aber vermöge der weiten Entfernung anderer Verkaufsstätten thatsächlich. Was sie nicht baar bezahlen, wird ihnen kreditirt und die Schuld wird vom Lohne abgezogen. Aus den Rechnungsbüchern, die Don Miguel zu zeigen keinen Anstand nahm, ergab sich, daß fast alle Arbeiter im Debet standen und damit in einer Art von persönlicher Abhängigkeit, da das Gesetz gestattet, daß Arbeiter, welche die Arbeit vor Abtragung solcher Schulden verlassen, zwangsweise dazu zurückgebracht werden. Je nach der Behandlung kann diese Abhängigkeit zu einem sklavenähnlichen Verhältniß werden. Immerhin ist der Zustand jetzt besser als früher, da das Gesetz, welches dem Gläubiger den erwähnten Schutz gewährt, bestimmt, daß auch der verschuldete Arbeiter im Falle körperlicher Mißhandlung die Arbeit zu verlassen berechtigt ist. Wie es mit der Ausführung, d. h. mit der Möglichkeit für den Arbeiter stehen mag, sein Recht vor dem Richter wahrzunehmen, ist allerdings eine andere Frage.

Zu einer anderen unverfänglichen Wahrnehmung gaben die Rechnungsbücher noch Gelegenheit, die einen Schluß auf die Schulbildung der arbeitenden Bevölkerung erlaubt und an die Anfangsstadien der Kultur gemahnt. Die Arbeiter haben das Recht, von dem ihr Arbeitslohn und die darauf ruhenden Schulden umfassenden Conto persönlich Einsicht zu nehmen, sie haben davon aber wenig Nutzen, da sie die üblichen arabischen Ziffern und deren Werth beim Rechnen nicht verstehen. Um das Verständniß zu ermöglichen, ist man auf gewisse konventionelle Zeichen gekommen, z. B. einen Halbkreis zur Bezeichnung eines halben Real oder Medio, und auf einzelne Striche, die

mit den römischen Ziffern Aehnlichkeit haben und bei denen keine andere Operation als Zusammenzählen erforderlich ist.

Inzwischen hatte Don Estevan, der Arriero aus Colima, mein braver Pfleger, mich mittelst pollito (Hühnchen) und Reis soweit wieder in die Höhe gebracht, daß ich zur Besteigung des Vulkans mich stark fühlte, nachdem ich ihn jeden Tag mit stiller Sehnsucht betrachtet hatte.

Der Bergzug, welchem der jetzt noch thätige Vulkan, Volcano de Fuego, angehört, zieht sich von Südosten nach Nordwesten und ist in seiner ganzen Ausdehnung eine isolirte, langgestreckte Hebung, bei welcher der Boden der Umgebung blasenartig mit in die Höhe gezogen zu sein scheint. Der nordwestliche höchste Punkt, von welchem ab der Gebirgszug in die Hochebene von Zapotlan el grande (1523 Meter über dem Meere) abfällt, bildet der Volcano de Nieve (Schneevulkan), dessen Gipfel eine Höhe von 4304 Metern erreicht. Seine Form macht es unzweifelhaft, daß er früher ein Krater gewesen ist, doch fehlt jeder Nachweis, wann er zuletzt thätig war. Die südöstliche höchste Erhebung ist der Volcano de Fuego (Feuervulkan), dessen Gipfel in der Höhe von 3885 Metern liegt und von dem aus das Terrain östlich nach Tonila und südlich nach Colima sich zur Ebene absenkt, die in Colima nur 447 Meter über die Meereshöhe aufsteigt. Unterhalb des höchsten Kraters des Volcano de Fuego, hat sich ein zweiter, parasitischer, im Jahre 1869 gebildet, der nordwestlich von ihm etwa 200 Meter tiefer liegt und seit jener Zeit gleich dem oberen in steter Thätigkeit geblieben ist. Dem langen Rücken, der sich in fast gleichmäßiger Erhebung zwischen den beiden großen Kegeln erstreckt, wird eine Höhe von 3157 Metern beigemessen\*).

\*) Die Höhenmessungen sind von Aug. Dolfus und E. D. Montjerrat, welche Mitglieder der französischen Expedition waren, die im Jahre 1865 Mexiko bereist hat, ausgeführt und die Resultate sind mir handschriftlich mitgetheilt worden.

Wir nahmen von San Marcos, das südöstlich von dem Volcano de Fuego auf der Abdachung liegt, in welche dessen Fuß ausläuft, unsern Weg so, daß wir den Vulkan nach Nordwesten zu umgingen, um eine Erhebung des vorerwähnten langen Kammes zu erreichen, welche an dem Fuße des Kegels liegt und von welcher aus die beiden thätigen Krater übersehen werden können. Von einer Ersteigung der letzteren selbst konnte nicht die Rede sein, da jede Annäherung an dieselben durch die Eruptionen, welche unregelmäßig und von verschiedener Heftigkeit, also auch von verschiedenem Wirkungsbereich der ausgeworfenen Massen sind, lebensgefährlich ist.

Der Weg führte von der Hacienda aus in einer Barranca aufwärts, in welcher ein alter, mehrere Fuß mächtiger Lavaström abgeflossen ist; in diesen hat wiederum einer der Wasserläufe sich ein Bett gegraben, in welchem die Niederschläge des Bergzuges zu Thale gehen. Zur Zeit war der Bach auf ein dünnes Band zusammengezogen, während er zur Regenzeit, nach der Breite des trockenen Bettes zu urtheilen, sehr große Wassermengen abführen muß. Nach einer Stunde etwa verließen wir das Flußbett, um im lichten Walde weiter zu steigen, meist über steile Schneiden (cuchillas), die durch Schluchten von einander getrennt waren. Um 8 Uhr vernahmen wir eine schwache Detonation und sahen, wie eine weiße Dampfvolke aus dem oberen Krater mit Heftigkeit ausgestoßen wurde, die sich hoch und höher aufbaute, ohne abzufließen, eine Eigenthümlichkeit, die ich schon von Colima aus beobachtet hatte. Der Wald wurde allmählig dichter, gemischt aus hohen Eichen und Nadelhölzern, auf denen zahllose Orchideen sich angesiedelt hatten und zwischen denen immergrünes Gebüsch den Grund deckte. Der Weg war lange nicht begangen, zum Theil verwachsen und so kam es, daß wir in den Pfad geriethen, der längs des Verbindungskammes zum Volcano de Nieve führt. Der Irrthum wurde reparirt, kostete aber fast eine Stunde. Je höher wir

auffstiegen, desto schwieriger wurde der Weg. Zwei Mozzos, die voran ritten, suchten mit Machetes ihn gangbar zu machen, indem sie die nächsten Zweige und Stauden abhieben, doch kamen wir dabei nur langsam vorwärts und die braven Maulthiere, die bisher die steilsten Hänge mit nie irrenden Hufen erklettert hatten, konnten sich nicht weiter durchzwängen. Wir gingen daher den weiteren Weg zu Fuß, bis wir nach einer Stunde endlich in einer Höhe von beiläufig 2800 Metern freies Terrain erreichten. Als wir hinaus traten, lagen die beiden Krater vor uns und wie in Anerkennung unserer Leistung begrüßten sie uns mit einem Ausbruch von überraschender und etwas ungemüthlicher Heftigkeit. Ein tiefer, anhaltender Donner ging voran und dauerte, wenn auch schwächer, fort, als eine Säule von Dampf und Rauch aus dem oberen Krater sich hob, emporstießend, wie wenn ein Ventil geöffnet worden wäre, das sie bis dahin zurückgehalten. Wenige Sekunden später wurde ein polterndes Geräusch vernehmbar, das durch das Niederfallen der Steinmassen entstand, die mit der Dampfsäule aus dem Krater geschleudert sein mußten und nun an der Außenwand des Kegels herunter rasselten. Wir waren so nahe, daß wir das Aufschlagen auf die zahlreichen Vorgänger deutlich wahrnehmen und den durch Staub und rollende Steine bezeichneten Weg verfolgen konnten, den die neuen Auswürflinge abwärts nahmen. Nach der weißen Farbe zu schließen, war es Wasserdampf, der ausgestoßen und auf eine gewisse Höhe zusammengehalten wurde, wie der Stamm eines Baumes, ehe er sich in die Breite dehnte. Noch war letzteres nicht geschehen, als auch der kleine, etwas tiefer liegende Krater lebendig wurde und in ähnlichem Verlaufe, aber viel schwächer, sich mit seiner Begrüßung äußerte. Nachdem wir diese Höflichkeiten mit Dank quittirt, mußten wir über diverse glatte Hänge hinauf, hinter denen stets ein neuer Gipfel sich reckte, so daß wir noch mehr als eine Stunde harten Steigens brauchten, um die letzte er-

strebte Höhe zu erreichen. Dieselbe lag höher als die Basis des Kegels, von welchem sie durch einen mehrere 100 Fuß tiefen Einschnitt getrennt war. Ihre Lage gewährte in der That einen vollen Ueberblick über die beiden Krater und den Mantel des Kegels in dessen ganzer Höhe. Von Lava war auf derselben nichts zu erkennen, vielmehr schien er durchweg mit losem Gestein bedeckt, in den verschiedensten Größen, von Blöcken bis zu 10 Fuß im Durchmesser bis zu kleinem Gerölle. Auch von Asche war weder auf dem Kegel, noch auf unserer Warte etwas wahrzunehmen.

Wir machten ein Feuer an, nicht der Temperatur wegen, die warm genug war, sondern der Bereitung des Frühstücks halber, und genossen nun in Ruhe der großartig schönen Aussicht. Sie umspannte das Borland des Vulkans im Süden und Südosten bis über Colima hinaus und reichte bis an die Küste im Westen, wo ein heller Schein am Horizont in einer Bücke der zwischenliegenden Bergketten als der Spiegel des stillen Oceans erkannt wurde. Im Norden lagerte sich der Volcans de Nieve vor. Die ganze Abdachung beider Berge und des Zwischenkammes ist mit Wald bedeckt, der hier der Verwüstung entzogen ist, da die Wege fehlen, auf denen das Holz heruntergebracht werden könnte. Auf den Hängen nach Süden und Südosten, welche flacher sich neigen, steigt der Anbau weit aufwärts; insbesondere ist in den Wasser führenden und schattigen Schluchten des Vulkans auf jener Seite der Anbau von Kafe mit Erfolg versucht. Von Schnee war auf dem Volcans de Nieve zur Zeit nichts zu bemerken. Daß auf dem Volcans de Fuego Schnee liegt ist selten; doch ist es im vorigen Jahre am 7. Februar der Fall gewesen, wo der ganze Kegel damit bedeckt war. Während wir auf der Höhe waren, die noch innerhalb der auf 3954 Meter angegebenen Vegetationsgrenze liegt, verhielt sich der Hauptkrater ruhig, von der weißen Dampfvolke bedeckt, die dem von Osten wehenden Winde etwas

nachgab. Dagegen produzirte der kleine Krater sich noch in einigen Explosionen mit frischen Dampfwolken und Steingerassel, die aber an Stärke hinter der ersten Vorstellung zurückblieben.

Bald nach 2 Uhr traten wir den Rückweg an und waren nach 7 Uhr wieder in der Hacienda. Hätte ich wie Absalom langes Haar gehabt, so hätte ich bei dem Hinunterklettern wie er an einem Eichbaum hängen bleiben können, an dessen Ast im dichten Walde ich mit dem Kopfe derart streifte, daß ich mich beinahe von meiner Mula getrennt hätte. Der dicke Filz des breitrandigen Sombrero hatte den Schlag glücklicher Weise so abgeschwächt, daß es beim Schreck und einer Brausche blieb.

Als wir am späten Abend noch einmal auf den Vulkan ausschauten, zeigte sich, daß in der Gegend, wo wir gelagert hatten, ein Waldbrand ausgebrochen war. Wir sahen hohe Bäume hell brennen und Feuer auch am Boden verbreitet. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß das Feuer, an welchem wir Mittags unser Mahl bereitet hatten, die Ursache des Brandes geworden war, da die Mozzos es nicht vollständig ausgelöscht hatten und trockenes Gras ringsherum war. Auch am Abend des folgenden Tages war das Feuer noch an mehreren Stellen wahrnehmbar. Don Miguel, dem Grund und Boden gehört, nahm die Sache aber leicht, da ihm der Wald dort oben doch keinen Nutzen brächte.

Nach diesem Rasttage nahm Freund W. Abschied, um gen Zapotlan zu reiten und über Guadalajara nach Mexiko zurückzukehren. Ich begleitete den lieben und treuen Kameraden bis an die Barranca von Beltran und trat dann mit dem Gastfreund aus Colima den Rückweg nach dort an.

Die Besichtigung des Vulkans und die Proben, welche er von seiner Thätigkeit abgelegt hatte, hatten den Wunsch bestärkt, auch etwas über seine Vorgeschichte zu erfahren: ich hatte dafür die Hilfe von Don Miguel in San Marcos in Anspruch ge-

nommen und mich demnächst auch hier bemüht, vorhandene schriftliche Nachrichten aufzufinden, oder solche Personen, welche davon wußten, zu vernehmen. Die Sache hat indeß ihre Schwierigkeiten. In San Marcos waren einige alte Indianer auf der Hacienda und in Tonila lebte ein alter Mann, bei denen einige Wissenschaft vermuthet wurde und welche Don Miguel rufen ließ, um sie auszuforschen. Die Ausbeute war jedoch gering, da sie eine Angabe aus eigener Kenntniß nicht machen konnten, und was sie vom Hörensagen wußten, ungenau oder widersprechend war. In Colima selbst gab es schriftliche Mittheilungen nur über den letzten Ausbruch von 1869, zugleich mit interessanten Belegexemplaren von Eruptivsteinen und Asche; über frühere Aktionen des Vulkans war dagegen nichts außer dunkler Tradition vorhanden. Nur aus Zapotlan langten einige schriftliche Nachrichten ein, die weiter zurückreichen und zum Theil auf älteren handschriftlichen Aufzeichnungen beruhen. Ich trage nachstehend zusammen, was sich aus diesen Quellen ergibt, wenn auch die Wissenschaft des Vulkanismus dadurch nicht sehr bereichert werden wird.

„Am 15. April 1611 warf der Vulkan eine große Menge Geröll und Asche (escorias) aus auf mehr als 40 Leguas im Umkreise. Es scheint, daß dies die erste Eruption war, deren Erinnerung sich erhalten hat. Von demselben Tage ab begannen starke Erdbeben. Man weiß nicht, wie lange Zeit der Vulkan in Thätigkeit blieb. Nur wird gesagt, daß die Erderschütterungen mit mehr oder weniger Häufigkeit bis zum Jahre 1613 fortbauerten und daß damals verschiedene Kirchen und Häuser in Guadalajara, Zapotlan und anderen Orten einstürzten.

Im Jahre 1743 wurden wiederum starke und häufige Erschütterungen wahrgenommen, vornehmlich in Zapotlan. Die bedeutendste war am 22. Oktober desselben Jahres; sie zerstörte viele Häuser. Die Bäume peitschten (azotaban) fast den

Boden. Der größte Theil der Bewohner von Zapotlan verließen ihre Häuser während 10—12 Tagen und lebten unter Hütten von Zweigen, welche sie außerhalb der Stadt errichteten.

16 Jahre später am 28. September 1759 erhob sich der Vulkan von Jorullo im Staate Michoacan. Die Chronik berichtet, daß vom 29. Juni ab zahlreiche Erdstöße mit schrecklichem unterirdischem Getöse stattfanden. Es steht jedoch nicht fest, daß in dieser Epoche ein Ausbruch des Vulkans von Colima gewesen ist.

Dagegen war am 25. März des Jahres 1806 um 4 $\frac{1}{2}$  Uhr Nachmittags in Zapotlan ein starkes Erdbeben, welches einige Häuser zerstörte. Eine zahlreiche Menge war um diese Zeit in der Pfarrkirche, welche ebenfalls zusammenfiel, unter ihren Ruinen gegen 2000 Personen begrabend, welche augenblicklich umkamen, abgesehen von vielen anderen, welche schwer verwundet wurden. Es wird versichert, daß es nicht ein Haus gab, wo nicht ein Todter beweint wurde und daß einige Häuser geschlossen blieben, weil die ganze Familie in der Kirche umgekommen war. Von da ab blieb der Vulkan in beständiger Thätigkeit bis 1808, wo er sich allmählig beruhigte, um mit größerer Wuth im Jahre 1818 auszubrechen.

Am 15. Februar des letzteren Jahres gab es einen fürchterlichen Ausbruch. Sand und Asche, welche er damals auswarf, reichten bis nach Guadalajara, Zacateras, Guanacuarto und selbst San Luis. In Zapotlan fiel ein so reichlicher Regen von Sand, daß es nöthig war, ihn mit Schaufeln und Besen von den Dächern zu werfen. Ein alter Mann erzählte, daß dieser Ausbruch zwischen 9 und 10 Uhr Abends stattfand. Alle Einwohner voll Schrecken liefen auf die Gassen, mit lauter Stimme betend, die Einen schrieten, Andere weinten, die Bestürzung war allgemein. Ueber Zapotlan sah man eine große und dichte Wolke von Rauch, Sand und Asche, welche ver-

hinderte, die Sterne des Himmels zu sehen. Die Leute zündeten Holzspäne an, weil der Sand, welcher aus der Wolke regnete, die Kerzen auslöschte. Es fielen auch viele Steine, ganz roth von Feuer.“

In San Marcos wurde von diesem Ausbruch erzählt, daß der Krater von allen Seiten übergeflossen sei und daß Lava in der Richtung auf Tonila in einer Barranca — del muerto — in welche sie jedoch erst unterweges eingetreten, abgeflossen sei. Eine Menge Vieh und Bäume wurden zerstört. Ein Erdbeben fand nicht statt, jedoch viel Donnergetöse; glühende Steine wurden bis zum Fuß des Berges geschleudert. Nach dem Ausbruch war der Vulkan vollkommen ruhig; es strömte nur Rauch aus kleinen Oeffnungen im Krater.

Mit dem Jahre 1869 endlich begann eine neue Periode der Thätigkeit des Vulkans, indem er täglich vielen Rauch und erhitztes Geröll auswarf. Damals wurden wieder in Zapotlan einige Erschütterungen gespürt, und ganz besonders in der Stadt Guadalajara, wo fast alle Tage mehrere Monate hindurch starke Stöße zahlreich sich wiederholten, bis 15 und 20 in weniger als 24 Stunden.

Francisco Rivas in Tonila hat Zeichnungen von 8 Ausbrüchen gemacht, die er von Tonila aus beobachtet hat. Die Zeichnungen sind lithographisch vervielfältigt und ihre Richtigkeit ist von dem Gemeindevorstand, dessen Mitglieder Augenzeugen gewesen waren, bestätigt. Der erste Ausbruch fand am 12. Juni 1869 statt und eröffnete den neuen Krater unterhalb des alten in nordöstlicher Richtung um 9 Uhr 10 Minuten Abends. Die weiteren sieben, durch ihre Stärke ausgezeichneten, Ausbrüche umfassen die Zeit vom 26. Februar bis August 1872. Als Zeit der Beobachtung sind angegeben: der 26. Februar 11 Uhr Vormittags, der 19. März 6 $\frac{1}{2}$  Uhr Abends, der 26. März 8 $\frac{3}{4}$  Uhr Vormittags, der 27. März 7 $\frac{1}{2}$  Uhr Vormittags, der 10. April 11 $\frac{1}{2}$  Uhr Abends, der 16. April

10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Vormittags und der 13. August 11 Uhr 50 Minuten Vormittags. Die Abbildungen zeigen überall eine mehr oder minder zusammengehaltene Rauchwolke, von Blitzen durchzuckt, am unteren Theile feurig und einen Fall von Steinen aus derselben. Ein Schaden wurde nicht angerichtet. Der Vulkan ist seitdem aus beiden Kratern in Thätigkeit, indem täglich kleinere Ausbrüche stattfinden.

Nach den Beobachtungen von Don Ramon de Vega zu Colima, ehemaligem Gouverneur des Staates, findet sich weder in den Kratern noch unter den Ausflüssen Schwefel. Dagegen sollen die ausgeworfenen Massen bisweilen unter der Bimssteinbildung Lagen rothen weichen Kupfers enthalten. Ein solches Exemplar war leider nicht zu erlangen. Die Handstücke, welche ich erhalten habe, sind rundlich, von mattem Grau, sehr porös, zum Theil mit röthlichem Sande durchsetzt, an einigen Stellen von schwarzem glasigem Fluß; das eine, von großer Leichtigkeit, gleicht in Gestalt einem Badeschwamme und sieht aus wie aus gesponnenem Glase gebildet.

---

### XXXI.

Der Namenstag des heil. Joseph. — Stellung des katholischen Klerus. — Die Einziehung der Kirchengüter. — Organisation der katholischen Kirche. — Unterrichtswesen. — Schulen in Colima.

Colima, 23. März 1882.

Der gezwungene Aufenthalt in Colima, der mir bei meiner Ankunft in reisefieberiger Stimmung als schmerzlich lang und wie ein unersehlicher, harter Zeitverlust erschien, ist nun seinem Ende nahe und hat sich nicht nur als wohlthuende und gesunde Erholung erwiesen, sondern auch als nützlich, insofern ich

Menschen und Dinge um mich mit etwas mehr Sammlung betrachten konnte, als sonst bei der Beförderung mittelst Dampf der Sklave seines Programmes sich gönnt. Don Christian hat mir dabei treulich geholfen. Was an Material über das Land und dessen Zustände in seinem oder seiner Freunde Besitz war, wurde herbeigeschafft; er machte mich mit angesehenen und unterrichteten Einwohnern auch außer dem deutschen Kreise bekannt und war stets bereit, mir aus seiner eigenen reichen Erfahrung insonderheit über den Handel Aufklärungen zu geben, wo ich sie brauchte. So habe ich die Tage in angenehmer Beschaulichkeit hingbracht, ohne daß ein besonderes Ereigniß einen derselben auszeichnete; doch muß ich zwei davon annehmen, den Namenstag des heil. Joseph, und den Geburtstag unseres Kaisers. Der erstere brachte die ganze Stadt in Bewegung, der zweite wurde von der deutschen Kolonie festlich begangen.

Ich weiß nicht, ob der heil. Joseph der spezielle Schutzpatron der Stadt ist, jedenfalls steht er in ihr in hohen Ehren. Schon am Vorabende seines Namenstages (20. März) war die ihm geweihte Kirche für die religiöse Feier, die darin abgehalten wird, mit Kränzen und Blumen geschmückt; nach dem Gottesdienst wurden die Straßen durch bunte Papierlaternen erleuchtet, welche guirlandenartig über die Breite der Straße hingen, nicht minder zahlreiche Häuser; dazu gab es Musik, die ein ambulantes Musikkorps in den der Kirche naheliegenden Straßen ausführte, dabei stets gefolgt und umstanden von einer zahlreichen Volksmenge, die selbst still und aufmerksam zuhörte.

Die Hauptfeier fand jedoch erst am folgenden Tage statt und bestand in einer großartigen Prozession zu Ehren des Heiligen. Die Vorbereitungen dazu waren bereits am Vormittag an dem lebhafteren Treiben merkbar, welches die sonst stillen Straßen füllte und an der festtäglichen, d. h. frischgewaschenen Kleidung der Leute; auch kamen schon einzelne

der bei dem Aufzuge im Kostüm Mitwirkenden probeweise zum Vorschein. Endlich um 5 Uhr Nachmittags setzte sich der Zug von der Kirche des heil. Joseph aus in Bewegung. Er wurde von einer Schaar Indianer eingeführt, etwa 30 an der Zahl, denen eine große Trommel und eine Art näselnder Pfeisen oder Flöten Musik machten und die, Brust und Rücken mit bunten Zierrathen behängt und mit der offenen Reithose bekleidet, in dem üblichen kurzen Trabe liefen; in den Händen trugen sie sagotartige Instrumente, deren klapperndes Geräusch den Trommeln und Pfeisen sekundirte. Die Straßenjugend, denselben Trieben folgend wie überall in der Welt, marschirte ihnen in regellosen Kolonnen voran. Die eigentliche Prozession eröffnete der Engel Gabriel, auf einem Postament von stämmigen Mozos getragen, die sich ablösten, obwohl die Last nicht schwer war; ein junges Kind mit langen Locken, in lustigen Tarlatan oder Barège gekleidet, stellte den göttlichen Boten dar; ihm folgten einige 20 kleine Mädchen, ähnlich gekleidet, aber auf Pferden sitzend, die mit Flittern und Schleifen behangen waren und deren jedes von einem Mazzo geführt wurde. Merkwürdiger Weise saßen die Niñas nach Männerart auf dem Sattel, mit den kleinen Händchen den großen Sattelknopf umklammernd, über welchen bei manchen die mütterliche Sorgfalt das Florkleidchen ausgebreitet hatte. Nunmehr griff die Darstellung ins Paradies zurück. Eine allegorische Figur, wiederum eine Niña in Flor gehüllt, schien die Sünde darstellen zu sollen, welche in die Welt gekommen, wie ich aus dem sichtbaren Bruchstück einer Inschrift auf rothem Papier schloß, welche zur Erläuterung beigelegt war: „(Eritis?) — Sicut Deus“. Das Kindchen neigte auf seinem unsicheren Postamente mehr zum Fallen, als es im Stande schien, Andere dazu zu bringen. Und dieser Meinung mochten auch Adam und Eva sein, welche nach ihm auf einem großen Wagen heranzuhren, stehend unter einem wirklichen, mit

Früchten behangenen Orangenbaum im Kübel, eine greuliche Pappschlange zwischen ihnen. Die Ureltern der Menschheit waren noch sehr jung, höchstens 7—8 Jahr alt, in rosa Trikots gesteckt, Adam außerdem mit einem schwarzen Barte garnirt, Beide fest an den Baumstamm sich klammernd, trotz der bösen Schlange, von deren Arglist sie nichts zu ahnen schienen. Dem Sündenfall folgte die Erlösung, dargestellt durch drei allegorische Figuren, Glaube, Hoffnung und Liebe, mit den Symbolen des Kreuzes, des Ankers und des Herzens, für welches letztere aber ich nicht einstehen kann, da mir sein Anblick entzogen war. Die Darstellerinnen, erwachsene Mädchen, wurden auf bunt geschmückten Tragbahnen getragen, auf denen außer ihnen noch je ein prächtiger natürlicher Baum oder Strauch stand und eine Anzahl von kleinen Genien oder Englein gruppirt war, kaum 3 oder 4 Jahr alte Kinder, in weißen Kleidchen, mit wohlgeringelten Locken über den weißen Gesichtchen, die allegorischen Figuren selbst in weißem, grünem und rothem Gewande, Hoffnung und Liebe in schwerem Sammt. Sie waren der Sicherheit halber an Stützen gebunden, um bei der trotz aller Bemühung der Träger schwankenden Bewegung nicht zu fallen. Nach der Allegorie kam die Legende zu ihrem Recht, eingeleitet durch einen großen Tempelbau, mit der Aufschrift: „Los desposorios de S. José“ (die Verlobung des heil. Joseph). Vielleicht war dabei Raphaels Sponsalizio zum Vorbild genommen. Ich konnte nur die Gestalt des heil. Joseph erkennen, der, in schönen Gewändern und mit stattlichem Barte vor einem Altar stehend, die Hand einer neben ihm stehenden Figur hielt. Auf dem Puente de Saragoza kam der Tempel, der auf einem breiten, unten verdeckten Wagen gefahren wurde, in bedenkliche Schwankungen, so daß er einer sichernden Stützung bedurfte und der Zug ins Stocken kam, eine Pause, welche von der Jugend benutzt wurde, um unter dem Unterbau

durchzukriechen und einen Vorsprung zu gewinnen, gerade so wie dies bei uns geschehen würde. Daran schloß sich die Flucht nach Aegypten: Maria auf dem Esel, eine große, roth geschmückte Puppe im Arme haltend, welche das Jesuskind darstellen sollte, daneben Joseph, den Esel führend. Das Florkleid der Madonna und der goldene Keif auf dem Haupte des etwa achtjährigen Joseph, dem sein schwarzer Bart ein sehr ernsthaftes Aussehen gab, stimmten nicht recht zu den Umständen, unter welchen die Flucht geschah; doch wurde die historische Treue nicht vermißt. Hinter der Flucht ritten sechs gewaltige Kriegsknechte oder Ritter in eisernen Pickelhauben, mit grimmigen Bärten, deren Bedeutung an dieser Stelle mir dunkel geblieben ist. Den Beschluß machten drei Darstellungen der Jungfrau und des heil. Joseph, die den üblichen Heiligenbildern in den Kirchen nachgebildet waren. Es erklärte sich daraus, daß nicht bloß Maria, sondern auch der heil. Joseph, der gewöhnlichen Darstellung entsprechend, das Kind in den Armen trug. Auch hier waren die Darsteller, gleich denen der christlichen Tugenden und der Kriegsknechte, aus dem Kindesalter heraus.

Der Zug bewegte sich durch alle Hauptstraßen der Stadt, und mag wohl an die zwei Stunden gebraucht haben, ehe er an den Ausgangspunkt zurückgelangte. Die Menge, die sich daran betheiligte oder zusah, zählte nach Tausenden. Auffallend war die völlige Abwesenheit der Geistlichkeit; sie wirkte nur mittelbar, indem ein geistlicher Mäßigkeitsverein die Leitung besorgte. Auch Polizeibeamte waren nicht zu bemerken. Die Ordnung wurde aber nirgends gestört, vielmehr verhielt sich die Menge durchweg ernst und gemessen, mit der den Indianern eigenen Schweigsamkeit, obwohl sie der Feierlichkeit augenscheinlich volle Theilnahme zuwendete. Ich mußte der Worte Jesu gedenken, die er am Jakobsbrunnen zu dem Weibe aus Samaria sprach: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten,

sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, und es wollte mir scheinen, daß es ein weiter Umweg wäre, auf welchem Christi Bekenner zu dieser Anbetung hier geführt würden.

Ein ähnliches Fest, bei welchem noch mehr Pomp sich entfaltet, wird alljährlich im Januar zu Ehren der Santa Birgón de la Salud in der Vorstadt gefeiert, in welcher die gleichnamige Kirche steht. Es währt neun Tage und wird durch tägliche Gebete in der reich ausgeschmückten Kirche und allabendlich durch Feuerwerk und Illumination begangen. Die Tageskosten werden abwechselnd von den wohlhabenden Einwohnern des Barrio (Stadtviertels) getragen, welche sich, wie man sagt, zu der Ehre des Bezahlers drängen.

Es ist diese Opferwilligkeit, bei welcher allerdings auch die sehr profanen Motive der Eitelkeit und des Ehrgeizes mitspielen, einer von vielen Beweisen für den Einfluß, welchen der katholische Klerus noch immer ausübt, obwohl die mexikanische Gesetzgebung ihm das Vermögen und die Vorrechte, welche er früher besaß, im Wesentlichen genommen hat. Die tiefe Fundirung, welche der römisch-katholischen Kirche unter dem spanischen Scepter gegeben worden ist, hat sich fest genug erwiesen, um den darüber errichteten Bau alle Stürme der endlosen Staatsumwälzungen, welche das Land seit Anfang des Jahrhunderts erschüttert haben, wenigstens im äußeren Gefüge überdauern zu lassen. Sie war bis über die Hälfte dieses Jahrhunderts hinaus die ausschließliche Staatskirche, als welche selbst die erste republikanische Staatsverfassung nach dem Unabhängigkeitskriege im Jahre 1824 sie noch prädicirt hat. Bekannt ist, daß dessenungeachtet und obwohl der Unabhängigkeitskampf von katholischen Priestern begonnen und von dem Klerus begünstigt worden war, der Papst die Republik und ihre Regierung mit dem Bannfluch belegt hat und daß erst, nachdem die Krone Spanien die Republik anerkannt hatte, ein

modus vivendi hergestellt wurde, in Folge dessen der Erzbischof und die höheren Geistlichen, welche ihre Sitze verlassen hatten, zurückkehrten und die verwaisteten Pfarreien besetzt wurden. Die Kirche hatte trotz dieser Haltung der Kurie ihr reiches Vermögen, dessen Einkünfte auf 20 Millionen Dollars jährlich berechnet wurden, behalten und auch an die weitgehenden Fueros, die Sonderrechte der katholischen Geistlichkeit, war nicht Hand gelegt worden. Kraft derselben war der Klerus im allgemeinen von dem bürgerlichen Gerichtsstande exempt, übte in Ehe- und Erbschaftsachen eine ausgedehnte Jurisdiktion und hielt gegen hohe Gebühren die Civilstandsregister. Ein Bruch in diesen Besitzstand trat erst 1856/7 ein, als die liberale Partei ans Regiment kam. Die Gesetze von Lerdo und Juárez im Jahre 1856 und die sogenannten leyes de reforma im Jahre 1857 hoben den eximirten Gerichtsstand der Geistlichen und ihre Gerichtsbarkeit auf, verfügten die Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden, erklärten die Kirchengüter ohne Entschädigung zum Nationaleigenthum, führten die obligatorische Civilehe und die Civilstandsregister ein und erlaubten neben dem katholischen die Ausübung auch anderer Kulte. Hierbei ist es auch während der Herrschaft des Kaisers Maximilian geblieben, da die Kurie vor Allem verlangte, daß die erwähnten „Skandalgesetze“ radikal beseitigt und die Kirche in integrum restituirt würde, und da der Kaiser sich außer Stande sah, einer solchen Forderung zu entsprechen. Sein Thron brach darüber zusammen. Die nachfolgende republikanische Regierung hat es bei dem status quo ante belassen, ohne daß ein Versuch des Ausgleichs mit Rom gemacht worden ist, oder, wenn dies geschehen, Erfolg gehabt hat.

Der materielle Verlust, den die Kirche durch jene Gesetze gehabt hat, ist sehr beträchtlich gewesen. Der Werth der säkularisirten ländlichen und städtischen Grundstücke allein wird

von klerikaler Seite\*) auf mehr als 184 Millionen Dollars beziffert. In die Staatskasse ist begreiflicher Weise nur ein Bruchtheil des Schätzungswertes als Erlös aus dem Verkauf geflossen. Die Folge ist, daß die Mittel zur Erhaltung des Klerus verhältnißmäßig sehr gering geworden sind und daß daher viele der Geistlichen, besonders in den unteren Graden, in Bedrängniß leben. Es begreift sich, daß solche Stellen nicht sonderlich begehrenswerth sind und daß in weiterer Folge der Klerus sich nicht aus den wohlhabenden und gebildeten Ständen rekrutirt, sondern aus den armen und roheren Klassen. Als einen wirtschaftlichen Nachtheil hörte ich von konservativer Seite beklagen, daß die Kreditverhältnisse durch die Einziehung der geistlichen Güter wesentlich verschlechtert worden wären; der Klerus war früher der Banquier und vermöge der Einkünfte aus seinem umfangreichen Grundbesitz auch der hauptsächlichste Kreditgeber der ländlichen Bevölkerung, indem er Darlehne gegen 5—6 Prozent Zinsen gewährte. Seit er solche Einkünfte nicht mehr bezieht, hat dies aufgehört. Der Kreditnehmer ist an die Geldmänner gewiesen, welche aus dem Darleihen ein Geschäft machen und die — meist sind es Spanier — Zinsen im Betrage von 30 Prozent jährlich nehmen sollen. Von anderer Seite dagegen wird als eine Wirkung gerühmt, daß die Grundstücke, die Jahrhunderte lang dem Verkehr entzogen gewesen wären, jetzt besser bewirtschaftet würden, daß insbesondere in den größeren Städten durch die Beseitigung von Konventen und Klöstern der Bauhätigkeit ein kräftiger Impuls gegeben worden. Neue Straßen und Hunderte von Wohnhäusern erhoben sich, wo früher öde, alte Ordensbauten gewesen.

---

\*) Catecismo geografico-historico de la Iglesia Mexicana por el Presbitero F. H. Vera de Amesameca 1881. Imprenta del Colegio Católico.

Die äußere Organisation der katholischen Kirche ist seit 1863 derart geordnet, daß drei Provinzen, Mexiko, Michoacan und Guadalupe, gebildet worden sind, von denen die erste in acht, jede der beiden anderen in vier Bezirke getheilt ist, welche Suffraganbischöfen unterstehen. Daneben ist ein apostolisches Vikariat für Baja California eingerichtet. Die oben erwähnte Quelle gibt die Gesamtzahl der katholischen Geistlichen auf 3611 an, wonach der Sorge eines jeden derselben im Durchschnitt annähernd 3000 Seelen anvertraut sein würden.

Darüber, wie es mit der Bildung und Moralität des Klerus stehe, wird verschieden geurtheilt. Außer Zweifel ist, daß er unter den politischen Wirren der früheren Jahre in beiden Beziehungen zurückgekommen war. Die Unabhängigkeit von den Bischöfen, welche die Pfarrgeistlichen während des Unabhängigkeitskrieges und demnächst unter dem Druck des Interdikts gewonnen hatten und in welcher sie durch die weite Entfernung von den Bischofsitzen und ihre Isolirung sich erhalten konnten, hatte die Disziplin gelockert und zu Wege gebracht, daß, wie zahlreiche Zeugnisse versichern, der Klerus in Unsittlichkeit und Aberglauben versunken war und daß viele seiner Mitglieder ihr Hirtenamt zu willkürlichen und harten Bedrückungen der Heerde mißbrauchten. Die Beschränktheit der Mittel, ja die Armuth, in welcher viele Geistliche nunmehr leben, wird die Wirkung gehabt haben, daß die unsittlichen Ausschreitungen, welche durch reiche Einkünfte und Wohlleben begünstigt worden waren, sich verringert haben; sie mag aber andererseits auch die Mittel der Bildung beschränkt und die ganze Stellung des Geistlichen herabgedrückt haben, so daß er vielfach wenig über den indolenten und geistig unentwickelten Indianern stehen mag, die seine Gemeinde bilden. Von den Letzteren, die mehr als ein Drittel der gesammten Bevölkerung ausmachen, wird angenommen, daß ihr Glaube vielfach ganz äußerlich sei; sie sind zwar getauft und werden der kirchlichen

Gemeinschaft zugerechnet; allein im Stillen verehren sie noch die alten Götter, oder es ist der alte Glaube mit dem neuen derart verquickt, daß das christliche Bekenntniß sehr problematisch ist.

Insbesondere soll dies im Staate Puebla der Fall sein, wo die Indianer fast unabhängig von der Regierung oder nur nominell ihr unterworfen unter eigenen Kaziken leben.

Was die jungen Kleriker an Ausbildung haben, verdanken sie den geistlichen Kollegien oder Seminarien, welche die Bischöfe aus ihren Mitteln mit privater Unterstützung unterhalten, und deren Bestehen nur dadurch möglich ist, daß als Lehrer ausschließlich Geistliche wirksam sind, welche keine Besoldung bekommen. Ein derart unterhaltenes Seminar besteht in Colima mit 100 Zöglingen, die unentgeltlich unterrichtet werden und von denen eine Anzahl zugleich freie Wohnung und Kost erhält. In dem Lehrplan figuriren außer scholastischer und Moralthologie und Latein auch Mathematik, Astronomie, spekulative Philosophie und Geschichte der Philosophie, ja selbst Sprachphilosophie; ich glaube aber nicht Unrecht zu thun, wenn ich bezweifle, daß diese Studien sehr in die Tiefe gehen.

Anscheinend noch bei weitem schwächer ist es um das weltliche Unterrichtswesen bestellt, mit Ausnahme vielleicht der größeren Städte. Die verschiedenen Regierungen der Republik haben in den politischen Wirrsalen weder Zeit noch Verstandniß, noch Mittel gehabt, sich damit zu beschäftigen, und in der Bevölkerung wurde das Bedürfniß danach noch weniger empfunden und daher auch kaum der Versuch gemacht, aus eigener Anregung auf diesem Felde etwas zu thun. Erst in neuerer Zeit fangen die Regierungen der Einzelstaaten an, sich auf die ihnen obliegende Aufgabe zu besinnen und dem Volksunterricht, sowie dem höheren Unterricht Aufmerksamkeit zuzuwenden. Immerhin geht dies nur langsam, und es wird auch gegenwärtig noch, abgesehen von den Städten, nur ein kleinerer

Bruchtheil der im Schulalter stehenden Kinder nothdürftigen Unterricht erhalten. Ich habe bei der Reise durch den fruchtbaren Staat Michoacan an den Orten, wo wir Aufenthalt nahmen, mich danach umgethan und die Bestätigung des vorstehenden Satzes gefunden. Aus einem von dem Gouverneur des Staates erstatteten Bericht für 1877 ergab sich, daß in Bezirken mit 5000 Einwohnern nur 20 Kinder einigen Unterricht genossen.

Etwas besser steht es, wengleich erst seit der jüngsten Zeit, im Staate Colima, wo ein einsichtiger und thatkräftiger Gouverneur sich des Unterrichts angenommen und in einem seiner Amtsvorgänger, der sich dessen praktischer Leitung unterzieht, einen eifrigen Beistand gefunden hat. Der Unterricht ist für obligatorisch erklärt und unentgeltlich. Es sind staatliche Elementarschulen für Knaben und Mädchen eingerichtet, deren im Staate bis jetzt 40 mit etwas über 2100 Schülern bestehen, und für den höheren Unterricht in der Stadt Colima ein Lyceum für Knaben und eine höhere Töchterchule, Escuela superior de Señoritas. Außerdem ist eine Schule für Erwachsene begründet und auch für den Unterricht der Gefangenen Sorge getragen. Neben den öffentlichen Schulen, für welche im vergangenen Jahre 22 000 Dollars verausgabt worden sind, bestehen noch drei Privatschulen und eine Anzahl Kleinkinderschulen unter freiwilliger Leitung.

Ich habe in Begleitung des würdigen Don Ramon de la Vega die beiden höheren Lehranstalten, sowie eine der Elementarschulen für Knaben besucht und den Unterricht angehört. Die Schüler des Lyceums beziehen die Anstalt im Alter von etwa 15 Jahren, nachdem sie eine Abgangsprüfung in der Elementarschule bestanden haben. Der Lehrkursus dauert vier Jahre; Gegenstände des Unterrichts sind spanische (kastilianische) Grammatik, Latein, Französisch, Englisch, Mathematik, Geographie, Kosmographie, auch Pädagogik, gewerbliches Zeichnen und

Kalligraphie. Wer förmlich als Zögling eingeschrieben ist, hat alle Fächer durchzumachen; es steht aber den Eltern auch frei, ihre Söhne nur an einzelnen derselben Theil nehmen zu lassen. Die meiste Theilnahme findet zur Zeit Englisch (mit 34 von 71 Schülern), was wohl eine Folge der amerikanischen Eisenbahninvasion ist, und Lateinisch (23). Jeder Gegenstand wird von einem Lehrer gelehrt, ohne daß die betheiligten Schüler in Klassen getrennt sind, derart, daß Anfänger und Vorgeschriftene zusammensitzen. Auch bei dieser Zusammenziehung ist es noch schwer, ausreichende und geeignete Lehrkräfte zu finden. In der Lehrstunde des Latein, der ich beiwohnte, wurde zuerst eine biblische Geschichte aus dem Lateinischen übersetzt, dann Cicero's Rede gegen Catilina: „Quousque tandem“ — vorgenommen, was darin bestand, daß einige Worte des lateinischen Textes von der einen Seite des Buches, dann die Worte der spanischen Uebersetzung von der anderen Seite gelesen wurden, nichts als eine Leseübung, bei der das Latein schlecht wegkam. Um die Kenntnisse in der Grammatik, die man hier Analysis nennt, zu erweisen, wurde ein beliebiger Satz an die Tafel geschrieben, und dann nach der Qualität der Worte, nach Kasus, Zeiten und einigen Formen gefragt, aber mechanisch, ohne jedes nähere Eingehen. Auch in dieser Beschränkung wurden immer nur dieselben 5—6 Schüler aufgerufen, d. h. diejenigen, welche bei der letzten Prüfung bestanden hatten.

Wesentlich kräftiger war die Führung in der höheren Töchterchule, der etwa 60 junge Mädchen im Alter von 12 bis 16 Jahren anvertraut sind und die von einer anscheinend sehr thätigen und lebhaften Señorita dirigirt wurde. Die jungen Mädchen, welche zu Ehren der bevorstehenden Josephsfeier sauber, zum Theil schmuck gekleidet und bereits in festlicher Stimmung waren, wußten auf dem Globus gut Bescheid und leisteten Achtbares im Zeichnen und Schönschreiben, das hier überall mit besonderer Liebe geübt wird, aber auch in weiblichen Hand-

arbeiten. Zu den Unterrichtsgegenständen gehört auch Hygiene, Hauswirthschaft und urbanidad oder feines, artiges Benehmen, wogegen die Knaben in den deberes sociales, den Pflichten des Bürgers, besonders unterrichtet werden.

In der Elementarschule, die erst seit vier Monaten eingerichtet ist, waren die Knaben in zwei Klassen getheilt, die aber nur einen Lehrer hatten. Die Räume waren sauber und freundlich, auch die Kinder frisch gewaschen und gekämmt, gleichfalls zu Ehren des Festtages. 32 kleine Bursche der Unterklasse von 7—10 Jahren saßen auf einem niederen Bänkehen neben einander, leidlich disciplinirt, aber noch in den Rudimenten des Wissens; selbst das Lesen ging schwach und ungleich. Die obere Klasse führte vor, was sie im Rechnen mit Brüchen und in der Zinsrechnung wußte. Einige Unterrichtsfächer waren noch nicht begonnen. Einen Beweis, daß auch hier die Urbanidad praktisch geübt wurde, gab die Form der Fragen und der Antworten. Die ersteren leitete der Lehrer stets, auch dem kleinsten niño gegenüber, mit der Anrede „Señor“ und mit den Worten ein: „hace me el favor de decir“, „erweise mir die Gunst zu sagen“, und jeder Antwort ging die Anrede „Señor“ an den Lehrer voraus.

In dem Reglement der Schulen bekennet sich die Verwaltung zu dem System des Anschauungsunterrichtes, sistema objetivo, das auch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit einem gewissen Enthusiasmus aufgenommen ist. Von dort stammen die bezüglichlichen Unterrichtsmittel, die technisch sehr gut ausgeführt scheinen, wengleich die darunter befindliche Büste des Achilles über den Fassungsberreich der niños etwas hinausgehen mag. Dem Lehrermangel sucht man dadurch abzuhefßen, daß man den Gegenseitigkeitsunterricht eingeführt hat, wobei die älteren und vorgeschrittenen Schüler die jüngeren und schwächeren unterweisen, eine in den französischen und in geistlichen Schulen häufig angewendete Methode. Von diesen ist wohl auch das

System von Prämien übernommen, die bei den jährlichen Prüfungen vertheilt werden und die in Ehrenmedaillen, Blumenzweigen, verbunden mit einem ganzen oder halben Silber-Beso, und in Büchern bestehen. Wie in Frankreich werden sie feierlich verliehen und bringen den Preisgekrönten überdies die Ehre, daß ihre Namen in dem Schulberichte veröffentlicht werden.

Es ist nicht viel, was bisher erreicht ist und es möchte sich von unserem pädagogischen Standpunkt manches an den Grundsätzen aussetzen lassen, aber es ist doch ein Anfang an der richtigen Stelle, dem um so mehr Anerkennung zu zollen ist, wenn man das Naturell der Bevölkerung, die Entlegenheit des Ortes und die Schwierigkeiten erwägt, welche der Mangel an geschulten, der Sprache kundigen Lehrern und an Vorbildern, sowie die Beschränktheit der finanziellen Mittel mit sich bringt. Daß der kleine Staat von seinen Einkünften mehr als ein Viertel auf die Schulen verwendet, ist gewiß aller Ehre werth.

---

## XXXII.

Produktion und Handel in Mexiko. — Geschichtliches. — Natürliche Hemmnisse. — Aus- und Einfuhrhandel. — Zölle und andere Lasten. — Stellung der Deutschen im Handel. — Amerikanische Konkurrenz. — Eisenbahnunternehmungen. — Subventionen der Regierung. — Rückwirkung der Eisenbahnen auf den Handel. — Einwanderung.

Colima, März 1882.

Mexiko hat einen großen Reichthum an Naturprodukten, sowohl an edlen Metallen als an werthvollen Bodenerzeugnissen. Die Schätze, welche der Boden birgt und welche die Sonne reift, sind jedoch bisher nur unvollkommen gehoben oder verwertbet. Der Handel des Landes ist relativ beschränkt und die

Gewerbthätigkeit mit wenigen Ausnahmen noch in den ersten Anfängen. Die allgemeinen Gründe dieser Erscheinung sind bekannt. Die spanische Herrschaft hat durch drei Jahrhunderte mit der ihr eigenen Härte das Land ausgebeutet und mit der ihr eigenen Kurzsichtigkeit seine Entwicklung hintangehalten. Das Land durfte keine Produkte ziehen, welche denen des Mutterlandes Konkurrenz machen konnten; es durfte, was es hervorbrachte, nur durch Vermittelung spanischer Schiffe ausführen und keine anderen Waaren verbrauchen, als die, welche aus Spanien ihm zugebracht wurden. Alle Macht und alle Aemter waren in spanischen Händen. Das Volk wurde gebliffentlich in Rohheit und Unwissenheit erhalten. Durch den Aufstand in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts wurde zwar die Unabhängigkeit von Spanien errungen, das Land wurde aber durch eine Reihe von inneren Kämpfen und äußeren Kriegen fast ununterbrochen erschüttert, so daß es nicht zu der Ruhe und Sammlung gelangen konnte, welche die friedliche bürgerliche Arbeit bedarf. Die Episode des Kaisers Maximilian, welcher dem Lande Friede und Wohlfahrt bringen wollte, war zu kurz und seine Herrschaft war zu wenig befestigt, als daß sie über tastende Versuche hinausgekommen wäre.

Neben diesen der Geschichte angehörigen Hindernissen geht eine Reihe von Hemmnissen, welche die natürliche Beschaffenheit des Landes dem Verkehr entgegenstellt. Wie günstig auch für denselben die Lage zwischen den beiden Ozeanen zu sein scheint, so erschwert doch der geologische Aufbau die Nutzbarmachung dieses Vortheils. Das Land fällt nach beiden Küsten von einer Höhe über dem Meere, welche durchschnittlich der des St. Gothard gleich ist, in seiner ganzen Längenausdehnung meist so steil und unvermittelt ab, daß die Anlegung von Straßen in hohem Grade schwierig und kostspielig und die Beförderung von Gütern auf denselben mittelst thierischer Zugkraft, soweit überhaupt möglich, ausnehmend theuer wird. In Folge dieser

Konfiguration hat Mexiko keinen einzigen schiffbaren Fluß, der das Innere mit der Küste verbände; es hat endlich auf der Ostküste, welche Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugewendet ist, nur wenige und obenein ungeschützte und unsichere Häfen. Die Beförderung von Waaren nach und von den Küsten war daher bis zur Erbauung der wenigen im letzten Jahrzehnt hergestellten Eisenbahnen und ist noch heute zum allergrößten Theil auf die Maulthiere oder im günstigen Falle auf die schwerfälligen Carretas gewiesen, und auch im Innern auf der Hochebene gibt es keine anderen Transportmittel. Unter diesen Umständen hat der Außenhandel eine erhebliche Ausdehnung nicht erlangen können. Der Werth der Ausfuhr hat im Jahre 1879, für welches mir officiële Angaben vorliegen, 29 Millionen Dollars nicht erreicht; fast drei Viertel desselben entfallen auf Edelmetalle, insbesondere Silber; daneben werden in nennenswerther Menge nur Zucker, Kafe, Kakao, Taback und Baumwolle, deren Hochwerthigkeit die Kosten des Transports trägt, ausgeführt. Der Werth der Einfuhr, die in Waaren aller Art aus Europa und den Vereinigten Staaten besteht, erreicht nicht voll jenen Betrag.

Der Einfuhrhandel liegt, was charakteristisch ist, vorwiegend in den Händen von Ausländern. Er leidet, abgesehen von den erwähnten natürlichen Hemmnissen, noch insbesondere unter dem Sinken des Silberwerthes und unter unzuweckmäßigen staatlichen Einrichtungen. Das Herabgehen des Silberpreises auf dem Weltmarkt, das den Kurs der Wechsel auf Europa beeinträchtigt, bringt dem Handel einen Verlust bis zu 25 Prozent im Verhältniß zu früher; es mindert außerdem die Kaufkraft des Silbers, das in Mexiko die geltende Währung ist. Von staatlichen Einrichtungen ist ihm nachtheilig die Höhe der Eingangszölle, welche mehr als die Hälfte der Einnahmen der Bundesregierung ausmachen (für das Jahr 1882 auf 15 Millionen Dollars veranschlagt). Sie sind theils feste (specifische), theils

Werthzölle und werden in letzterem Falle nach dem Verkaufswert am Platz berechnet. Eine amtliche Statistik, welche die Einfuhr für das Jahr 1873—1874 nach dem Faktur- und dem Platzwert angibt, stellt daneben auch den Betrag der erhobenen Eingangszölle, und es ergibt sich daraus, daß sie im Durchschnitt von dem ersteren mehr als 57 Prozent, von dem letzteren mehr als 30 Prozent betragen. Für manche Waaren sind sie völlig oder nahezu prohibitiv, so für Tafelglas, für welches der Zoll 500 Prozent des Werthes ausmacht, und für fertige Kleider, welche mit einem Werthzoll von 132 Prozent belegt sind. Noch drückender als die Höhe der Zölle ist die Zollbehandlung. Die Beamten erhalten neben ihrer Besoldung die Straf gelder, welche wegen Verstoßes gegen die Zollgesetze zu zahlen sind, fast vollständig, da der Theil derselben, welcher für Zwecke des öffentlichen Unterrichts verwendet wird, geringfügig ist. In Folge davon besteht das Bestreben, die Einnahmen möglichst zu steigern, und die Versuchung, dies durch eine chikanöse und spitzfindige Handhabung der formellen Vorschriften zu erreichen. Kein Haus kann bei einzelnen Zollstellen einen Dispacho machen, ohne daß irgend eine Strafe zu zahlen wäre. Auch für das geringste formelle Versehen bei der Deklaration wird eine Geldbuße nicht unter 5 Dollars auferlegt. Der Administrator von Veracruz soll im Zeitraum von nicht voll einem Jahre eine Einnahme von 29 000 Dollars aus solchen Straf geldern gemacht haben, von welcher er allerdings einen namhaften Theil in Folge Entdeckung eines Schmuggels, für den er aufkommen mußte, wieder verlor. Die feste Besoldung der Zollbeamten ist im Jahresbetrage nicht so niedrig, daß sie auf die Ergänzung derselben durch die Straf gelder angewiesen wären; der Direktor des Hafenzollamtes in Manzanillo z. B. hat ein Jahresgehalt von 5000 Dollars, sein Adjunkt von 3000 Dollars; allein die Stellung ist nicht gesichert; die Beamten sind jederzeit absetzbar und wechseln mit dem jeweiligen Regimente in der Hauptstadt.

Darin liegt ein Anlaß, sich die Zeit zu Nuße zu machen. Zu dieser Handhabung tritt sodann noch der Umstand, daß zollfreie Niederlagen nicht eingerichtet sind, außer in der Stadt Mexiko, theils aus Mangel an Mitteln zur Herstellung, theils wegen der Gefahr für die Sicherheit, für welche die Regierung die Verantwortung zu übernehmen sich scheut. Der Handel entbehrt daher der Vortheile des Zollkredites bei sicherer Verwahrung, welche entsprechende Einrichtungen anderwärts ihm bieten.

Was die Besteuerung in den Einzelstaaten anlangt, so beklagt man, abgesehen von der Ungleichheit und Vielartigkeit der Auflagen (in dem kleinen Staate Colima bestehen 25 verschiedene Steuern und Abgaben), vom Standpunkt des Handels vornehmlich die Erhebung besonderer Zölle, welche in mehreren Staaten von gewissen Waaren beim Eingang über die Grenze erhoben und welche noch 10—12 Prozent des bereits entrichteten allgemeinen Eingangszolles betragen, eine Belastung, die mit der Bundesverfassung im Widerspruch steht, deren Beseitigung aber bisher nicht erreichbar gewesen ist.

Unter den Ausländern, welche den auswärtigen Handel betreiben, nehmen die Deutschen eine hervorragende Stellung ein. In allen größeren Städten sind sie durch eine oder mehrere Firmen vertreten, in der Mehrtheit altbegründete Faktoreien des hanseatischen Handels, deren Mutterhäuser in Hamburg und Bremen ihren Sitz haben. Ihre Gesamtzahl im Lande wird auf 120—130 veranschlagt und repräsentirt ein sehr ansehnliches Kapital. In der Regel betreiben sie den Engroßhandel für Import und Export, in den Städten des Innern verbunden mit Detailgeschäften für fremde Waaren aller Art, daneben aber auch Bank- und Kommissionsgeschäfte, Fabrikation von Garn und Geweben, Bergbau und landwirthschaftliche Unternehmungen. Es ist erfreulich, überall bestätigt zu hören und zu sehen, daß der wohlgebildete deutsche Kaufmann hoch angesehen ist, häufig

sogar an der Spitze des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens steht. Er verdankt diese Stellung einer anerkannten Solidität und Betriebsamkeit im Verein mit einer traditionellen klugen Geschäftspraxis, die es versteht, sich dem Charakter und den Gewohnheiten der Bevölkerung anzupassen, indem sie die Sprache des Landes sich aneignet und seine Umgangsformen annimmt. Es mag daher kommen, wie es zugleich ein Beweis des Vertrauens ist, daß Heirathen deutscher Kaufleute mit den Töchtern des Landes zahlreich sind. Durch diese Praxis und die Roulanz in der Kreditgewährung hat der deutsche Kaufmann einen entschiedenen Vorsprung vor den Handeltreibenden anderer Nationen, von denen der Spanier unbeliebt ist, weil er die Ausrüstung der herrschenden Klasse abzulegen noch nicht gelernt hat, und von denen der Engländer durch Hochmuth und Rigorosität verlehrt. Am wenigsten sympathisch jedoch, fast könnte man sagen am meisten zuwider, soll dem Mexikaner der Nordamerikaner sein, bei dem er das „Kurzangebundensein“ gar nicht „zum Entzücken“ findet, und der durch seine knappe Schroffheit im Allgemeinen, sowie durch die Kürze der Kreditgewährung, die ihm Princip ist, im Besonderen den Kindern dieses Landes nicht zusagt. Die Presse der Vereinigten Staaten, welche sich mit Mexiko sehr eingehend beschäftigt, fühlt diese Mängel ihrer Landsleute sehr wohl und empfiehlt ihnen, wie ich selbst öfter gelesen habe, auf das dringendste, das deutsche Vorbild nachzuahmen und junge Leute nach Mexiko zu senden, damit sie mit der Sprache und den Gewohnheiten des Landes sich vertraut machen.

In Colima speciell liegt der Importhandel in deutschen Händen; nur in einem Geschäft ist ein Mexikaner Theilhaber. Er umfaßt vornehmlich Manufakturwaaren (dry goods), sog. Abarrotes (Spezereiwaaren, feine Liqueure und Wein), und kurze Waaren. Der Geschäftsgebrauch ist, daß der Großhändler achtmonatlichen Kredit und bei Baarzahlung 8 Prozent Rabatt gibt.

Bei Berechnung der Verzugszinsen wird Nachsicht geübt. Daß der Betrieb nicht leicht ist, habe ich oft mit eigenen Augen gesehen, wenn die kleinen einheimischen Kaufleute vom Lande kamen, um sich in dem Almacén von Don Christian zu assortiren. Den vornehmeren Kunden unter ihnen mußte der Chef sich persönlich widmen, um Stunden lang, ohne in Geduld oder Höflichkeit zu ermüden, ihnen Waaren vorzulegen und mit ihnen zu besprechen, was sich für sie eignen möchte. Sie verlangen diese Rücksichtnahme und schlagen sie hoch an. Obwohl eine fremde Konkurrenz in Colima nicht besteht, ist doch das Geschäft in dem letzten Jahrzehnt zurückgegangen, nicht in dem Sinne, daß weniger verkauft würde als früher, sondern darin, daß der Nutzen geringer geworden. Der Grund liegt, abgesehen von der bereits erwähnten Entwerthung des Silbers, in einer Verschiebung des ehemaligen Handelsbereichs, von welchem die Hauptstadt Mexiko nach Eröffnung der Eisenbahnverbindung mit Veracruz einen Theil an sich gezogen hat. Die Zahl der deutschen Kaufleute, die früher 60 und mehr betragen hat, ist auf 30 zurückgegangen. Jedoch handelt es sich dabei mehr um eine lokale als um eine allgemeine Erscheinung, die sich mit Fortgang der Eisenbahnbauten auch anderwärts zeigen wird.

Die bedeutende Antheilnahme der deutschen Kaufleute am Handel läßt übrigens nicht den Schluß zu, daß die Waaren, welche sie einführen, ausschließlich oder vorwiegend deutschen Ursprungs seien, so daß deutsche Industrieerzeugnisse ebenso im Verbrauch die erste Stelle einnehmen möchten, wie die deutschen Kaufleute im Waarenvertriebe. Auch die deutschen Kaufleute handeln nur mit dem, was ihnen Rechnung läßt, und assortiren ihre Lager da, wo sie die dem Geschmack und den Bedürfnissen ihrer Kunden entsprechenden Waaren am besten und billigsten einkaufen. Selbstverständlich bevorzugen sie Waaren deutschen Ursprungs, wenn der Vortheil an fremden gering sein würde oder zweifelhaft ist. Da die Anschaffung meist durch Ver-

mittlung der Häuser in Deutschland geschieht, findet es einige Schwierigkeit, den Ursprung der Waaren, welche hier zum Verkauf gelangen, festzustellen. Auch soweit dies angänglich oder ersichtlich, will ich doch mit der Nomenclatur Dich nicht be- helligen. In den Importlisten der Zollverwaltung stehen die Waaren, welche direkt aus Deutschland eingeführt werden, dem Werthe nach erst an vierter Stelle; England, die Vereinigten Staaten und Frankreich gehen ihm voran. Doch ist dies nicht entscheidend, da deutsche Waaren auch über England und Frank- reich eingeführt werden. Im Allgemeinen wird angenommen, daß die Einführung deutscher Waaren in den südlichen Staaten der Republik eher in Zunahme als in Abnahme sei, daß sie in den mittleren Staaten sich konstant halte, daß sie dagegen in den nördlichen vor der amerikanischen Konkurrenz weiche. Die letztere macht sich insbesondere geltend in Feuer- und Hand- waffen, billigen Uhren, Maschinen aller Art, Chemikalien und Ackerbaugeräthen; sie gewinnt aber auch mehr und mehr Terrain im Bereich der baumwollenen Gewebe, von denen sie die grö- ßere bedruckte Waare billig und gut liefert. Sie trifft in erster Linie den englischen Import, der im letzten Jahrzehnt nicht un- erheblich zurückgegangen ist; sie beschränkt aber auch deutschen Waaren das Absatzfeld und wird es voraussichtlich in steigen- dem Maaße thun, je mehr die Industrie der Vereinigten Staaten sich entwickelt und je mehr die Verkehrsmittel an Zahl und Schnelligkeit zunehmen. Es kommt ihnen außer der Solidität der Waare und der Gleichmäßigkeit der Lieferung, welche die amerikanischen Fabrikanten auszeichnen, die relative Kürze der Entfernung zu Statten, welche es möglich macht, Bestellungen in einem Viertel der Zeit zu effectuiren, welche für die Aus- führung in Europa nöthig ist und vermöge deren eine raschere Ausnützung der Konjunkturen stattfinden kann. Die Amerikaner sind außerdem in Ausbildung des Offertenwesens der Kon- kurrenz, insbesondere der deutschen, weit voran. Ihre Waaren-

kataloge sind in spanischer Sprache verfaßt, enthalten Abbildungen, Angabe des Preises, des Maaßstabes, und sind bei gewissen Artikeln von Musterkollektionen begleitet, welche wie die Preiskurante gratis verabreicht und möglichst verbreitet werden. In den deutschen Ankündigungen fehlt fast immer Preis-, Gewichts- und Maaßangabe und bei Maschinen die wichtige Angabe über Leistungsfähigkeit und den Verbrauch an Feuerungsmaterial. Auch in der Verpackung, bei welcher auf die Transportmittel des Landes, d. h. die Beförderung auf Maulthier und Carreta, Rücksicht genommen ist, zeichnen sich die amerikanischen Fabrikanten aus. In der letzteren Beziehung ist früher häufig und mit Grund über die deutsche Behandlung der Waare geklagt worden. Auch jetzt, während in Dessins und Aufmachung, sowie in Sicherheit der Lieferung eine merkliche Besserung eingetreten ist, stehen die deutschen Sendungen bezüglich der Verpackung hinter den amerikanischen und englischen zurück, bei denen eine um 25 Prozent größere Raumerparniß und damit eine erhebliche Minderung der Fracht erreicht wird. Gebrechliche Waaren werden in Frankreich besser verpackt, Nähmaschinen in den Vereinigten Staaten, während es bei deutschen Colli der Art bis 25 Prozent Bruch gibt. Es wäre größere Sorgfalt und etwas mehr Geschicklichkeit wohl auch in Deutschland zu erreichen, wenn nicht vielfach die unglückliche Neigung bestände, an diesen anscheinenden Nebensachen kleine Ersparnisse zu machen.

Wenn diese Darstellung des Handels und der Verkehrsverhältnisse bis für die neuere Zeit gegolten hat und in der Hauptsache noch gegenwärtig Geltung hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß sich ein tief gehender Wandel vorbereitet und zum Theil schon vollzieht, den man als den Anfang einer neuen wirthschaftlichen Periode bezeichnen kann. Er wird dadurch möglich, daß das Land seit 1877 politisch so weit beruhigt ist, daß ein gewaltsamer Aufstand gegen die Centralgewalt mit Erfolg

nicht mehr unternommen worden ist, und daß damit Kraft und Willen gewachsen sind, die öffentliche Sicherheit zu erhalten; hauptsächlich veranlaßt aber dadurch, daß die natürlichen Hindernisse des großen Verkehrs durch die Erbauung von Eisenbahnen gehoben werden sollen, welche einerseits die Küsten der beiden Oceane mit einander verbinden, andererseits an die Schienenwege der Vereinigten Staaten von Nordamerika anschließen sollen. Von den letzteren geht der hauptsächlichste Impuls in dieser Richtung aus und von ihnen vornehmlich soll auch das zur Ausführung der Projekte erforderliche Kapital aufgebracht werden. Bergewärtigt man sich die Schwierigkeiten, welche die eigenthümlichen Terrainverhältnisse des Landes der Güterbewegung entgegensetzen und welche kaum anders als mittelst Eisenbahnen gehoben werden können, so wird leicht verständlich, daß das Vorhaben, das Land mit Eisenbahnen zu bedecken, zu welchem das amerikanische Kapital sich erbietet, beifällige Aufnahme und bereitwilliges Entgegenkommen findet. Seine Durchführung und Erweiterung stehen zur Zeit im Vordergrund aller Interessen, da sich die weitestgehenden Hoffnungen für die Entwicklung nicht bloß der materiellen Hilfsmittel des Landes, sondern auch seiner politischen Machtstellung daran knüpfen.

Seit dem Jahre 1877, bis wohin nur die Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko mit ihren Zweigbahnen (zusammen 584 Kilometer) im Betriebe war, bis zum Februar 1881, mit welchem Zeitpunkt die mir vorliegenden offiziellen Uebersichten abschließen, sind von der Bundesregierung nicht weniger als 52 Konzessionen für Eisenbahnen erteilt worden, deren Gesamtlänge sich auf 12461 Kilometer berechnet. Seitdem sollen noch neue Konzessionen ausgefertigt sein.

Träger jener Konzessionen sind theils die Regierungen der einzelnen Staaten, theils Privatpersonen und Aktiengesellschaften; nur für zwei verhältnißmäßig kleine Strecken von zusammen

87 Kilometern ist das *Gobernio General* als Konzessionär benannt. Unter den Aktiengesellschaften ragen die des *Central Internacional e Interocéanico*, welche 2435 Kilometer bauen soll, und die *Constructora Nacional Mexicana*, repräsentirt durch die Amerikaner *Sullivan* und *Palmer*, welche 1958 Kilometer über sich genommen hat, hervor. Doch steht auch hinter den Staatenregierungen zumeist fremdes Kapital. Ich sehe davon ab, die genehmigten Linien im Einzelnen zu beschreiben, da Du doch die betreffenden Namen auf unseren gewöhnlichen Landkarten nicht finden würdest. Sie legen sich wie zwei große Kreuze über das Land, deren Stämme theilweise mit einander parallel laufen und welche beide bis zum Grenzfluß gegen die Vereinigten Staaten, dem *Rio Grande del Norte*, derart geführt werden, daß der westliche Stamm bei *El Paso del Norte* im Staate *Chihuahua*, der östliche in *Laredo* im Staate *Tamaulipas* den Strom erreicht, wo sie mit den entgegengeführten Eisenbahnen der Vereinigten Staaten sich verbinden sollen. Von den Hafenplätzen, welche durch die Querlinien an die Hauptstämme angeschlossen werden, nenne ich im Osten, wo *Veracruz* und *Tampico* bereits eine Eisenbahnverbindung nach dem Innern haben (*Tampico de Tamaulipas* mit *S. Luis Potosí*) *Matamoras*, nahe der Mündung des *Rio Grande*, im Westen an der Küste des *Pacific*: *Huatulco* in *Oaxaca*, *Acapulco* in *Guerrero*, *Manzanillo* in *Colima*; außerdem soll an einem noch nicht bestimmten Küstenpunkte im Staate *Jalisco* die Eisenbahn münden, welche von *Guadalajara* nach dem stillen Ocean geführt werden soll. Der nördlichste Hafen der Westküste, *Guayamas*, im Staate *Sonora*, hat ebenfalls bereits eine Eisenbahnverbindung mit *Hermillos* und weiter mit der *Atchison Topeca* und *Sa Fé*-Bahn in den Vereinigten Staaten.

Die Spurweite, welche den konzessionirten Linien gegeben werden soll, ist entweder 1,435 Meter, gleich der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angenommenen Normalweite,

oder 0,914 Meter; die erstere ist jedoch nur auf etwas mehr als  $\frac{1}{4}$  der konzessionirten Strecken vorgeschrieben, während beinahe  $\frac{3}{4}$  des gesammten Netzes schmalspurig hergestellt werden sollen.

Für alle konzessionirten Bahnlinien sind von der Bundesregierung Subventionen zugesagt, welche pro Kilometer 6000 bis 8000 Dollars betragen und mit dem Fortschreiten der Bauten zahlbar werden. Ob es möglich sein werde, alle projektirten Linien in der vorgesehenen Zeit zur Ausführung zu bringen und demnächst im Betriebe zu erhalten, ist zur Zeit noch eine offene Frage. Von nüchternen Leuten werden in beiden Beziehungen Zweifel gehegt. Die Kosten des Baues würden, da die Terrainverhältnisse bei vielen Linien schwierig sind und alles Material an Schienen und Betriebsmitteln aus dem Ausland herangeschafft werden muß, sich wahrscheinlich beträchtlich höher stellen, als die Voranschläge und es würden dann die Mittel zur Fortsetzung der Bauten fehlen. Schon gegenwärtig haben in der That bei verschiedenen Bahnen, deren Bau in Angriff genommen ist, Stockungen und längere Unterbrechungen stattgefunden, welche im Mangel an flüssigen Mitteln ihren Grund hatten. Sodann besorgt man, daß die Bundesregierung mit dem Versprechen der Subventionen mehr über sich genommen habe, als sie leisten könne. Der Gesamtbetrag dieser Subventionen beziffert sich allein für die vor dem Februar 1881 erteilten Konzessionen auf mehr als 93 Millionen Dollars und belastet den Etat im Durchschnitt mit jährlich 9 Millionen Dollars, ein Betrag, dessen Ausbringung bei einer jährlichen Einnahme von nur 27 Millionen Dollars und einer Schuldenlast, welche auf etwa 150 Millionen Dollars berechnet wird, nicht leicht sein möchte. Was den Betrieb angeht, so wird gefragt, wo der Verkehr herkommen solle, der so viele Eisenbahnen ausreichend alimentiren könne. In Anbetracht des zeitigen Kulturstandes des Landes sei es gerathener, zuerst einfache Land-

straßen herzustellen und die große Masse des Volkes, welche der ersten Elementarkenntnisse noch entbehre, darin zu unterrichten, als das Land mit einem komplizirten Eisenbahnnetz zu bedecken, das ohne jene Unterlagen verfrüht sei und sich nicht halten könne. Von einer Bevölkerung, die roh und unwissend sei und überdies die Trägheit der Arbeit vorziehe, wie dies von dem größten Theile der Landbevölkerung gelte, sei nicht zu erwarten, daß sie Güter genug produziere, um die Eisenbahnen dauernd mit Fracht zu versehen und eine zahlreiche, produktive Einwanderung aus Europa, wie sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika möglich mache, Eisenbahnen in unkultivirtes Land hineinzubauen, denen dann die Ansiedelung sicher folge, dürfe für Mexiko überhaupt nicht oder nur sehr langsam in Aussicht genommen werden.

Die Mexikaner nehmen solche und ähnliche Einwendungen nicht sehr schwer. Sie sind der Meinung, daß wo erst Eisenbahnen seien, auch der Verkehr sich finde, und daß einem Staate mit den Vorzügen des ihrigen auch die europäische Einwanderung nicht fehlen werde, sobald er nur erst besser zugänglich geworden. In jedem Falle aber glauben sie keinen Grund zu haben, das amerikanische Kapital, welches danach dürste, in mexikanischen Eisenbahnen investirt zu werden, davon abzuhalten und ihm zu empfehlen, anderweite Anlage zu suchen. Soweit das Unternehmen mißlinge, treffe der Schaden hauptsächlich die Amerikaner, gelinge es, so komme es den Mexikanern in erster Linie zu Gute. Ein so sicheres Geschäft nicht mit beiden Händen zu ergreifen, wäre Thorheit; überdies seien die Amerikaner Geschäftsleute, die zu rechnen verstehen und die sich auf Unternehmungen, welche nicht Profit versprechen, nicht einlassen würden, die zugleich aber auch da, wo sie einmal angefaßt hätten, nicht leicht wieder locker ließen. Selbst für den Fall, daß die mexikanische Regierung außer Stande sein sollte, die verheißenen Subventionen aufzubringen, würden die amerika-

nischen Unternehmer und Gläubiger das ihrerseits bereits angewendete Kapital nicht im Stiche lassen und schlimmsten Falls mit weiteren Opfern wenigstens die Hauptlinien betriebsfähig machen, um einen Nutzen aus der Anlage zu ziehen. Der Vortheil bliebe dabei immer auf der Seite von Mexiko.

Für die Wichtigkeit dieses Kalküls spricht, daß die Bauten thatsächlich so weit gefördert worden sind, daß am Schlusse des Jahres 1881 die Länge der im Betrieb befindlichen oder doch im Bau fertigen Strecken, einschließlich der Bahn von Veracruz nach Mexiko, sich auf bereits 1640 Kilometer belaufen hat, und daß für das laufende Jahr die Fertigstellung von weiteren 1560 Kilometern erwartet wird.

Sieht man die Sache lediglich vom Standpunkte des Kaufmanns oder des Produzenten an, so kann die mexikanische Rechnung auch fernerweit sich als richtig erweisen. Anders stellt sich vielleicht das Ergebnis, wenn man sie vom politischen Gesichtspunkt betrachtet und die Frage stellt, ob die Abhängigkeit von amerikanischem Kapital nicht auch eine politische Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten nach sich ziehen werde. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten darauf ausgehe, eine solche Abhängigkeit herbeizuführen, oder Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, unterstütze, dafür fehlt allerdings jedes positive Anzeichen. Einsichtige politische Männer in den Vereinigten Staaten, mit denen ich gelegentlich darüber gesprochen habe, lehnten mit Entschiedenheit sogar jeden Gedanken daran ab, mit der Begründung, daß die Vereinigten Staaten an den Regern der Baumwollenstaaten und an den Indianern von New-Mexiko und Arizona gerade genug widerhaarige und schwer zu assimilirende Elemente hätten, und daß die Zunahme südlicher Politiker im Kongreß nichts weniger als erwünscht wäre. Dagegen ist in den Vereinigten Staaten eine große Zahl unternehmungslustiger oder vermöglicher Leute, denen Mexiko als ein Zuwachs der Vereinigten Staaten sehr gelegen sein

würde, um es unter deren Schutze für sich zu „fruktifiziren“ und die Einfluß genug haben, eine ihrer Absicht geneigte Politik zu inauguriren. Und wo es direkt nicht geschehen könnte, so doch auf dem Umwege, daß die erheblichen Vermögensinteressen amerikanischer Bürger in Mexiko des Schutzes ihrer Regierung, unter Umständen ihrer aktiven Intervention, bedürften. Die mexikanische Regierung scheint nicht frei von Argwohn in dieser Beziehung; sie hat vorgesehen, daß sowohl die Konzeßionäre oder deren Vertreter, als alle Angestellten derselben in Mexiko naturalisirt werden müssen, in der Absicht, die Anlässe zu einer Einmischung unter dem Vorwande des Interessenschutzes amerikanischer Bürger von vornherein abzuschneiden; sie wird aber nicht hindern können, daß die Aktien oder sonstigen Antheile am Vermögen der Eisenbahnen in den Händen von Angehörigen der Vereinigten Staaten sich befinden und daher auch nicht zu verhüten vermögen, daß die Regierung der Letzteren sich unter Umständen der bezüglichen Interessen mit einem Nachdruck annehme, von dem zur Gewalt nur ein kurzer Schritt ist.

Indessen sind dies Eventualitäten, die dem unfruchtbaren Gebiet der Konjunkturpolitik angehören und über welche ich nicht weiter kannegießern will, da Deutschland schwerlich jemals in einen bezüglichen Streit eintreten würde. Weniger ungewiß und zugleich deutsche Interessen nahe berührend ist eine andere Wirkung, die sich an den Fortgang der Eisenbahnbauten durch Nordamerikaner und mit amerikanischem Kapital schließen wird, das ist die Prävalenz, welche der Handel und die Produkte der Vereinigten Staaten demnächst auf dem mexikanischen Markte gewinnen werden. Schon jetzt werden die Materialien für den Eisenbahnbau vorwiegend aus den Vereinigten Staaten bezogen; die Ingenieure und anderen Angestellten der amerikanischen Kompagnien und Unternehmer geben auch in anderen Branchen den amerikanischen Erzeugnissen, an welche sie gewöhnt sind, den Vorzug und fördern, indem sie den Bezug vermitteln und

die Waaren bekannt machen, deren Verkauf auch in weiteren Kreisen; einmal angeknüpfte Handelsbeziehungen aber dehnen sie naturgemäß aus. Dazu kommt, wenn die Verbindung mit den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten im Norden des Landes hergestellt sein wird, was, da die Vollendung der Strecke zwischen Durango und Paso del Norte noch im Jahre 1882 mit Bestimmtheit erwartet wird, eine Frage nur noch kurzer Zeit ist, die Leichtigkeit und verhältnißmäßige Kürze des Weges, auf welchem Waaren aus den Vereinigten Staaten in das Innere von Mexiko und zwar gerade in die hauptsächlichsten Centren des Verkehrs auf der Mesa Central gebracht werden können, damit aber auch ein Uebergewicht zu Gunsten dieser Waaren, welches die Konkurrenz der europäischen überall ausschließen wird, wo die amerikanische Industrie auch nur annähernd gut und billig produzirt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß davon auch der deutsche Handel in Mexiko erheblich beeinflusst werden wird, jedenfalls in dem Sinne, daß gewisse Waaren deutschen Ursprunges den amerikanischen weichen werden, wogegen bei anderen vermöge der zu erwartenden Zunahme der Wohlhabenheit des Landes und der Erleichterung des Transportes der Verbrauch sich steigern kann. In dieser Beziehung ist es von großer Wichtigkeit, daß die zu Tage tretenden Bemühungen der Vereinigten Staaten, durch Verträge mit Mexiko ihrem Handel besondere Vergünstigungen zu sichern, in dem gewollten Umfange nicht Erfolg haben, weil derartige Bevorzugungen in Verbindung mit der durch die Lage gegebenen Ueberlegenheit für manche Zweige des Handels den Vereinigten Staaten geradezu ein Monopol geben würden\*). Unter dieser Voraussetzung wird für den deutschen Kaufmann immerhin noch ein fruchtbares Feld der Thätigkeit in Mexiko verbleiben, wenn auch manche Ver-

---

\*) Der inzwischen geschlossene Handelsvertrag sichert Deutschland die Rechte der meistbegünstigten Nationen.

schiebungen der bisherigen Handelscentren eintreten werden und wenn auch die Geschäftsgewinne hinter denen, welche in früherer Zeit erreichbar waren, zurückstehen werden.

Außer durch seine Kaufleute ist Deutschland in Mexiko bisher nicht vertreten gewesen und diese haben in der Regel ihre Nationalität bewahrt. Der Brauch ist, daß die verbündeten Häuser in Hamburg oder Bremen junge, entsprechend vorgebildete Leute herübersenden, welche als Gehülfen eintreten und deren Ziel ist, nach längerer Thätigkeit Theilhaber zu werden, nach genügendem Erwerbe aber nach Deutschland zurückzukehren. Letzteres gilt auch von denen, welche sich hier mit Mexikanerinnen verheirathen, wenngleich in diesem Falle die Familienbeziehungen häufig die Rückkehr verzögern oder erschweren.

Eine andere Einwanderung aus Deutschland besteht in nennenswerthem Umfange bisher nicht und wird sich wahrscheinlich hierher auch nicht wenden, so lange die Vereinigten Staaten für Kolonisten noch günstige Chancen bieten.

Im Allgemeinen hofft man hier mit dem Fortschreiten der Eisenbahnbauten die Einwanderung erheblich zunehmen zu sehen und begründet diese Hoffnung, indem man die Fruchtbarkeit des Bodens bei billigen Preisen, die weisen Institutionen des Landes, die vom Gesetz verbürgte religiöse Toleranz rühmend hervorhebt. Die Verschiedenheit des Klimas erlaube allen Racen und Völkern in Mexiko eine Heimath zu finden. Im Grunde denkt man in erster Linie, wo nicht ausschließlich, an die Gewinnung billiger Arbeitskräfte, um die Latifundien nutzbar zu machen; man ist daher nicht wählerisch und bereit, selbst Chinesen unter geeigneten, d. h. für die Grundbesitzer vortheilhaften Bedingungen, aufzunehmen.

Der Boden, auf welchem deutsche Ackerbauer hier gedeihen könnten, ist beschränkt. Sie könnten nur in den höheren Lagen des Landes aushalten, während die heißen, zum Theil auch ungesunden Küsten, sowie die der Tierra Caliente angehörigen

Depressionen des Inneren sich für Nordeuropäer nicht eignen. Im Uebrigen würde das Heimischwerden seine Schwierigkeit haben. Zunächst wegen der Racenverschiedenheiten. Kaum  $\frac{1}{5}$  der Bevölkerung ist europäischer Abstammung; die übrigen  $\frac{4}{5}$  sind Indianer oder Mischlinge, bei denen die Unterschiede der Race noch wenig verwischt sind. Sodann die Verschiedenheit der Religion. Die Verfassung des Landes gewährt allerdings die Freiheit der Meinungsäußerung und das Vereinsrecht; sie proklamirt auch nicht ein Bekenntniß als das ausschließliche oder eine Kirche als Staatskirche; diese Vorschriften aber stehen auf dem Papier und sind kraftlos gegenüber der Macht der katholischen Hierarchie und der ihr unterworfenen Sitte. Diese Macht äußert sich z. B. bezüglich der gemischten Ehen, welche die katholische Kirche verwirft. Nach dem Gesetz ist die Civilehe obligatorisch und bürgerlich giltig, in der Praxis müssen die Protestanten, welche eine Katholikin heirathen wollen, vorher zum Katholizismus übertreten, ohne daß ihre Nationalität einen Einfluß übt. Ich kenne einen Fall, wo ein junger deutscher Fabrikant sich diesem Zwange nicht fügen wollte und sich mit der Civiltrauung begnügte. Die Folge war, daß er von der einheimischen Gesellschaft gemieden, daß seine Ehe von der Kanzel als ein Aergerniß gerügt wurde und daß endlich kein Diensthote bei ihm bleiben oder sich in sein Haus vermietthen wollte. Er sah sich endlich gezwungen, nachzugeben und den Glauben zu konvertiren. Daß die Kinder aus Mischehen katholisch getauft und erzogen werden müssen, versteht sich danach von selbst. Wenn dies vermögenden und gebildeten Deutschen widerfährt, wie viel weniger würden protestantische Einwanderer, die gering bemittelt und ohne geistigen Rückhalt sind, dem Gewissenszwange widerstehen können!

Auch mit den Schulen, nach welchen der deutsche Kolonist überall, wohin er kommt, zuerst fragt, ist es übel bestellt. Sie bestehen, abgesehen von den größeren Städten, zur Zeit nur vereinzelt und in dürftigen Anfängen. Die Freiheit des Unter-

richs steht allerdings in der Verfassung, auch ist die Religion von der Staatschule ausgeschlossen, so daß der Errichtung protestantischer Schulen theoretisch kein Hinderniß entgegen stehen würde. Aber diese Freiheit ist praktisch so wenig werth wie die Civilehe, und obenein in der Anwendung dadurch erschwert, wo nicht bedeutungslos, daß die Beschaffung genügender Lehrkräfte und deren Ersetzung mit größeren Kosten verbunden ist, als ackerbauende Kolonisten aufwenden können, es wäre denn, daß sie in großer Anzahl und in kompakten Gemeinden vereint zusammensäßen. Unter dieser Schwierigkeit bei Erziehung ihrer Kinder leiden selbst die deutschen Kaufleute auf das empfindlichste, da die öffentlichen Schulen, ganz abgesehen von der Frage der Religion, unzulänglich, gute deutsche Privatlehrer aber nur mit großen Opfern zu haben und zu halten sind. Es bleibt vielen Eltern kaum etwas Anderes übrig, als sich von ihren Kindern zu trennen und sie nach Deutschland zur Erziehung zu schicken, eine Trennung, die dann besonders schwer wird, wenn die Mutter Mexikanerin ist und der Einfluß ihrer Familie sich geltend macht. Und auch wenn sie durchgesetzt wird, fehlt nicht selten der gewünschte Erfolg, da mehr als der Unterricht die Erziehung in der Familie den Menschen bildet. —

Ich muß abbrechen; der San Francisco-Dampfer ist für Manzanillo avisirt und ich muß mich morgen dorthin aufmachen, um nicht ein zweites Mal sitzen zu bleiben. Ich denke, von dort noch ein Mal zu schreiben, ehe ich Mexiko verlasse.

### XXXIII.

Nach Manzanillo. — Die Lagune von Cuyutlan. — Der Hafen von Manzanillo. — Wirbelsturm. — La Gran Vista.

Manzanillo, März 1882.

Wenn Dir der Name Manzanillo Erinnerungen weckt an den Manzanillobaum, unter welchem Meyerbeer's Selika des Grames wie des Lebens sich entledigt und damit zugleich die Besorgniß, auch ich könnte versehentlich unter einen solchen Giftbaum hier gerathen, so kann ich Dich beruhigen. Der arbos de Mansanillas oder Mancinella wächst weder hier noch überhaupt an der Westküste von Amerika, sondern so viel ich weiß, nur auf den Antillen; dagegen fehlt es nicht an Haiischen, Raymans und Skorpionen, die, wenn auch kein romantisches, so doch ein jähes Ende mir bereiten könnten.

Manzanillo ist die Hafenstadt von Colima; es sieht der Vollendung der Eisenbahn entgegen, welche es mit der Hauptstadt verbinden soll und an der die Arbeiten sei mehreren Jahren im Gange sind. Zur Zeit ist man noch auf ursprünglichere Beförderungsmittel angewiesen, auf eine Wagenfahrt von etwa zwölf Stunden und auf eine Bootsfahrt über die Lagune von Cuyutlan, die sechs Stunden erfordert.

Die Landsleute gaben mir berittenes Geleit und nahmen dann herzlichen Abschied. Der Weg ist angenehm, so lange er durch die Bergkette führt, in welcher die Hochebene zur Küste sich absenkt, geht aber, nachdem er in das Niveau der letzteren getreten ist, in tiefem Sande durch einförmiges, niederes und dichtes Buschwerk. An dem Rio de la Armeria, den wir mit Hilfe verschiedener Relais um Mittag erreichten, hätte die Fahrt fast ein Ende gefunden, da in der Furt des ziemlich breiten und schnellen Flusses, welche durchfahren werden mußte, eines der Maulthiere stürzte; der Wagen wäre zu Falle gekommen,

wäre nicht Don Estevan, der Arriero, ins Wasser gesprungen und hätte die Stränge des Thieres, das eben noch die Rüstern über Wasser hielt, geschickt gelöst. Jenseits trafen wir die Niederlassung der amerikanischen Ingenieure, welche den Bau der Eisenbahn leiten und deren Chef, ein gebildeter und frischer junger Mann, seit fünf Jahren an diesen öden Fleck gebannt war. Daß unter diesen Umständen Besuch gern gesehen wurde konnte nicht Wunder nehmen.

Die Sonne war bereits am Untergehen, als die Lagune in Sicht kam. Sie ist ein altes Stück Meer, das von diesem durch eine schmale Landzunge getrennt ist und mit ihm nur im Südosten durch eine sumpfige Niederung, im Nordwesten bei Manzanillo durch einen Kanal noch in Verbindung steht; durchschnittlich zwei Stunden breit, verengt sie sich etwa in der Mitte durch das Einspringen eines Vorgebirges von der Landseite her eine kurze Strecke bis auf einige hundert Fuß. Das Wasser ist brackig und durch üble Ausdünstungen während der heißen Jahreszeit berüchtigt. Nichtsdestoweniger wird die Bootfahrt darüber dem Wege über die dünenartige Landzunge, der sich mehr als 28 Leguas (62 Kilometer) in tiefem Sande hinzieht, vorgezogen. Ein Boot, mit vier indianischen Ruderern bemannt, unter dem Kommando eines ungewöhnlich corpulenten Steuermannes, war von Manzanillo entgegen gesendet worden und wartete am Ufer. Die Ueberladung des Gepäcks war bald besorgt; ein letzter Abschied von dem freundlichen Begleiter, den Don Christian mir mitgegeben hatte, und das Boot glitt leise in die Wasserfläche. Die Fahrt war außerordentlich angenehm; der Himmel wurde mit dem sinkenden Abend etwas dunstig, aber nicht so trübe, daß der Mond, der dem Vollsein nahe war, dadurch verhüllt wurde; eine kühle Seebrise verwehte alle üblen Gerüche und erfrischte nach der Hitze des Tages. Die Höhen auf der Landseite der Lagune, an deren Fuße sich ausgedehnte Wälder von Kokospalmen hinzogen, blieben

trotz des Abendnebels sichtbar; die vom Ocean trennende Landzunge, am Seeufer von laubreichen, niederen Bäumen bedeckt, längs deren das Boot dahin fuhr, war trotz der späten Stunde voll Leben. Die Einsamkeit der Lage, das viele Laubwerk und der Fischreichtum machen sie zu einem bevorzugten Aufenhalt zahlreichen Wassergevögels: wilde Enten in langen Ketten, silberweiße Reiher, die ihr Nachtmahl fischten, Pelikane und Gänse, schwimmend oder niedrig über dem Wasser streichend; es war eine, wenn auch schweigsame, doch muntere Gesellschaft, die erst zur Ruhe kam, als es dunkel wurde. Nur eine kurze Pause machten die Ruderer in ihrer Arbeit; in etwa fünf Stunden war sie gethan und noch vor Mitternacht war Manzanillo erreicht, wo wieder ein deutsches gastliches Dach mich unter seinen Schutz nahm.

Der Hafen von Manzanillo ist eine natürliche Bucht von 4—5 Miles Breite und sehr gleichmäßiger Wassertiefe. Den Eingang bilden zwei Vorgebirge, die Punta de Carissal im Norden, die Punta de Campos mit dem Sealrock im Süden, deren äußerste Vorsprünge etwa drei Miles von einander liegen. Von dem ersteren Kap, etwa  $\frac{1}{2}$  Mile in See, liegt ein Merkzeichen der Schiffer, die Piedra Blanca, ein steiler hoher Fels von weißer Farbe, die wahrscheinlich von dem Stoffwechsel der darauf nistenden Seevögel herrührt. Rings um die Bay hebt sich ein Kranz bewaldeter Berge, deren flache Abdachung Wälder von Kokospalmen bedecken. Die Stadt Manzanillo liegt auf der schmalen Landenge, welche die Lagune an deren nordwestlichem Ende von der Bay trennt, am Fuße von Hügeln, welche nahe an den Hafen treten, an der Südostseite der Bay. An ihrer Nordseite hängt die letztere mit der Lagune von San Pedro zusammen, einer sumpfigen Wasserfläche, die bei hohem Wasser mit der See Verbindung hat und von einer Fülle von Wassergeflügel und Kaymans bewohnt ist, zugleich die Brutstätte von Fiebern, welche zeitweise den Aufenthalt in

Manzanillo gefährlich machen. Trotz der Güte des Hafens lag zur Zeit nur ein einziges Schiff darin, ein amerikanisches Segelschiff, das Schienen für die Eisenbahn von Colima, deren Ausgangspunkt Manzanillo wird, gebracht hatte und mit Löschung derselben beschäftigt war. Die Eisenbahn durchbricht den Höhenzug, der die Bay von der Lagune von Cuyutlan trennt, überschreitet dann die letztere auf einem Pfahldamm, der beinahe vollendet ist und zwei englische Miles lang wird, und wird dann auf der schmalen Landzunge, welche die Lagune vom Meere trennt, weiter geführt. Für die Entwicklung von Manzanillo würde die Bahn vermöge der günstigen Lage des Hafens von Bedeutung werden, wenn nicht die Erweiterung der Stadt durch die dicht an die Bay tretenden Hügelketten und die Lagune beschränkt wäre. Für die Ausdehnung an letzterer bildet die gesundheitschädliche Beschaffenheit derselben ein Hinderniß; auf der Ost- und Nordseite der Bay, wo das Ufer flach und das Vorland breit ist, steht der Umstand entgegen, daß der Ankergrund weniger sicher ist und daß die nahe Lagune von San Pedra ebenfalls ungesunde Ausdünstungen verbreitet.

Zur Zeit besteht der Ort nur aus zwei kaufmännischen Niederlassungen, der Kirche, dem Zollhause, dem Stadthause und wenigen massiven Häusern, im Uebrigen aus ärmlichen Lehmhütten, in welcher die etwa 800 Köpfe zählende Arbeiterbevölkerung wohnt. Ein Theil derselben findet seinen Erwerb beim Entladen und Leichtern der Schiffe, die anderen treiben am liebsten Handel, der Profit bringt ohne Anstrengung. Es ist ein sorgloses Völkchen, das nur für den Tag lebt. In der Zeit, wo die Schifffahrt geht, verdient ein Arbeiter mit Leichtigkeit 150 Dollars monatlich. Sparen und Zurücklegen ist aber nicht ihre Sache. Ist das Geld verthan, was sehr flink geschieht, so bitten sie den Arbeitgeber um Vorschuß, und dieser schwillt in der Regel so an, daß jene starken Verdienste bereits voraus verzehrt sind, wenn die gute Zeit kommt.

Am Abend des Tages nach der Arbeit machten wir eine Bootfahrt durch den Hafen nach der Klippe der Pelikane, die Gelegenheit bot, die Anfänge der Guanobildung zu studiren, dann nach der Lagune von San Pedra. Auf dem Wege dorthin passirten wir das Wrack eines englischen Vollschiffes, Milnwick Castle, das in der Nähe des Strandes lag und das im letzten Herbst in der Nacht vom 26. Oktober im sicheren Hafen durch einen Orkan zu Grunde gegangen ist, der ebenso ungewöhnlich wie unheilvoll war. Es war ein Wirbelsturm, der von Südost her über Land kam und auf die Bay fiel. Den Tag vorher war gutes Wetter gewesen und kein Anzeichen, insbesondere keine Depression des Barometerstandes hatte den Sturm angekündigt, der um 2 Uhr Nachts unvermuthet losbrach. Mit solcher Stärke, daß er mächtige Bäume abbrach, die massiven Häuser abdeckte und die Strohhütten vom Boden wegriß. Im Hafen lagen fünf Schiffe; der Sturm schleuderte sie auf die felsigen Hügel im Westen der Stadt, so daß sie auf dem Trocknen lagen. Um 7 Uhr Morgens trat Stille ein; dann erhob sich der Sturm von Neuem, aber aus entgegengesetzter Richtung und warf die Milnwick Castle auf die andere Seite der Bay, wo sie zerschellte. Ihr gegenüber blieb als Zeuge der Sturmesgewalt das Wrack eines zweimastigen Schiffes, dessen Steuermann bei dem Bruche des Schiffes das Leben verlor. Nur eines der fünf Schiffe, ein amerikanischer Schoner, wurde gerettet, obwohl es hoch aufs Land getrieben war. Ein amerikanisches Kriegsschiff zog es, wenn auch mit schweren Beschädigungen, auf untergelegten Rollen wieder in sein eigentliches Element. Ungeheuer waren auch die Verheerungen in den Wäldern, namentlich in den Palmenwäldern längs der Lagune von Cuyutlan und auf den Manzanillo gegenüberliegenden Ufern der Bay. Einen traurigen Anblick bot das Wrack des gescheiterten englischen Schiffes, an dem unser Boot hielt. Es war ein fast neues, 1100 Tonnen haltendes Schiff gewesen,

das seine erste Fahrt nicht überlebt hatte. Nun lag es halb auf der Seite; die Kajüte war noch vorhanden und viele Planken des Deckes, aber die Borde waren zerbrochen wie die Masten und die Wellen der Brandung spielten hinüber und herüber in höhnischer Freude, wie die öffentliche Meinung über einen gebrochenen Mann.

Am anderen Morgen bestiegen wir einen der Hügel, die im Westen der Stadt sich erheben, die Gran Vista genannt, von dem man eine weite Aussicht über die Bay, die Lagune und den Ocean hat. Als wir uns daran erfreuend auf der Höhe rasteten, sah ich hoch oben die ersten Fregattenvögel, jene eigenthümliche Mischung des Raub- und Schwimmvogels, die Michelet in seinem „*L'oiseau*“ so wundervoll beschrieben hat, die organischen Lebewesen, die am höchsten über die Erde sich heben. Aus einer Höhe, in welcher sie ungeachtet ihrer Flügelweite von mehr als zwei Meter nicht größer als eine Schwalbe erscheinen, stürzen sie mit der Geschwindigkeit des Blitzes oder eines bösen Gedankens in das Meer hinab, um ein Opfer, das sie aus jener Höhe erspäht haben, zu greifen. Auch ein rothköpfiger Geier stellte sich mir das erste Mal auf der Gran Vista vor. —

Eben donnerte unerwartet ein Kanonenschuß; er kam von der Clyde, dem Panamadampfer, der eingelaufen ist, früher als hier angenommen wurde. Er geht in einigen Stunden wieder ab; ich muß eiligst Abschied nehmen auch von Dix; ich hoffe daß ich von Panamá aus mich wieder melden kann.

### XXXIV.

Verbindung mit Panamá. — An der Westküste von Mexiko. — Acapulco. — St. José de Guatemala. — La Libertad. — Panamá. — Der Kanal durch den Isthmus von Darien. — Die Isthmuseisenbahn. — Bedeutung des Kanals. — Schwierigkeiten des Baues. — Anfänge und Aussichten. — Stellung der Vereinigten Staaten zu dem Unternehmen.

Panamá, April 1882.

Die gesammte Westküste von Mittelamerika hat zur Zeit keine andere regelmäßige Verbindung als die, welche die Dampfschiffe der nordamerikanischen Pacific Mail Steam Ship Company vermitteln. Diese Gesellschaft, die in New-York ihren Sitz hat, läßt jeden Monat zwischen San Francisco und Panamá in beiden Richtungen je ein Schiff gehen, welches bestimmte Häfen in Mexiko und in den Republiken von Centralamerika regelmäßig anläuft und in ihnen eine gewisse Zeit liegen bleibt. Dafür erhält sie von den Regierungen der theiligten Staaten eine jährliche Subvention von 104 000 Dollars und Befreiung von Hafengebühren oder Ermäßigung derselben. Der Verkehr war bei weitem lebhafter, bevor die Eisenbahnverbindung zwischen New-York und San Francisco hergestellt war, weil die Seefahrt über Panamá immer noch bequemer und kürzer war, als die Landreise über den Continent. Er würde es auch jetzt noch sein, wenn die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht alle außer Landes gebauten Schiffe von der Küstenschiffahrt ausschloße und wenn nicht eine gleiche Ausschließung auch von den Häfen in Mexiko und in den centralamerikanischen Staaten, sei es kraft ihrer Gesetzgebung, sei es vermöge einer Vereinbarung mit den Vereinigten Staaten, stattfände. Ohne die Küstenschiffahrt aber, d. h. ohne das Anlaufen beliebiger Zwischenhäfen, läßt der Schiffsverkehr keine Rechnung. Es hat daher weder England noch Deutschland eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung

nördlich von Panamá bisher ins Werk setzen können, wie sehr dies auch von dem Handel der westlichen Häfen zumeist in Mexiko gewünscht wird, dem die amerikanische Gesellschaft vermöge ihres Monopols die Frachtbedingungen diktiert.

Die *Glyde*, die mich in Manzanillo aufnahm, war ein kleines, nicht schnelles Schiff; sie hatte aber wie die meisten der an der Küste fahrenden Schiffe die gute Einrichtung, daß die Kabinen der Passagiere über Deck lagen und mit Jalousie-Fenstern und Thüren versehen waren. Bei der hohen Temperatur, die auch in der Nacht nur wenig niedriger wurde, war dies sehr werthvoll. Die Bemannung des Schiffes bestand fast durchweg aus Chinesen, an die als Matrosen ich mich erst gewöhnen mußte; es waren zum Theil lang aufgeschossene Bursche, aber mit schwacher Muskulatur, deren Mängel sie durch Fleiß und Handgeschick ersetzen. Wenn sie die Böpfe aufgebunden hatten, sahen sie aus wie Weiber; noch mehr, wenn sie am Abend diese Böpfe gegenseitig flochten. Der Kapitain hatte von ihrem Muth und ihrer Zuverlässigkeit in Gefahr eine diesem Aussehen entsprechende Meinung. Von den guten weiblichen Eigenschaften hatten sie jedenfalls nicht die der Reinlichkeit, im Gegentheil, sie waren schmutzige Gesellen mit höchst unsauberen Gewohnheiten. Sie werden als Matrosen für die Küstenfahrt geheuert, weil, abgesehen von ihren bescheideneren Ansprüchen bezüglich der Löhne, besondere Gefahren auf dieser Strecke der Westküste nicht zu bestehen sind und weil sie von der Hitze nicht leiden. Ist diese auch auf Deck zu extragen, so ist sie es doch kaum bei Bedienung der Dampfkessel. Es kommt öfter vor, daß weiße Heizer in Folge der Hitze in plötzlichen Wahnsinn verfallen, insbesondere auf Schiffen mit engen Heizungsräumen. Die Leute stürmen aus dem Kesselraum herauf und springen direkt ins Meer; das Maaß ist eben voll.

Der Kurs, den die *Glyde* nahm, führte sie nicht weit von der Küste ab, so daß deren Umrisse meist sichtbar blieben,

wenn der Tag stieg, durch den lichten, weißen Dunst verschleiert, den die Erwärmung der Luft mit sich bringt. Die Temperatur war in den ersten Tagen sehr hoch, 92 Grad F.; sie sank aber, je weiter südlich wir kamen, zum Theil in Folge nächtlicher Gewitter, die an der Küste niedergingen ohne uns zu erreichen — nur von dem Regen bekamen wir bisweilen etwas ab — zum Theil auch, weil der kalte Meeresstrom vom Süden her auch über den Aequator hinauf bemerkbar wird. Das Meer verdiente hier den Namen des stillen Oceans; es war regelmäßig glatt und ruhig, jedoch wie ohne Bewegung der Wellen so auch ohne thierisches Leben. Ein einziger Fisch zeigte sich, der drei Mal hinter einander fast senkrecht aus dem Wasser emporsprang. Ich hatte auf dieser Fahrt zeitweise die Empfindung, daß das Schiff bergauf führe, vielleicht in Folge der Vorstellung, daß, weil es dem Aequator zugehe, wir in die Höhe müßten, um den weitesten Umfang der Erde zu erreichen.

Wiederholt wurde die Fahrt unterbrochen. Wir liefen die Häfen von Acapulco, San José de Guatemala und Libertad an, um Ladung zu löschen und einzunehmen. Solche Aufenthalte sind für die Passagiere, auch abgesehen von dem Zeitverlust, nichts weniger als erbaulich, so lange man nicht an Land gehen kann. Ueberall ist man im Wege und hat doch nirgend Ruhe. Ist das Schiff vor Anker gegangen und die Formalität der Hafenvisite überstanden, so kommt der Schiffsagent an Bord, um über die Ladung Meldung zu machen, von deren Umfang und Art der Kapitain in der Regel schon im vorletzten Hafen telegraphisch unterrichtet worden ist. Dann werden die großen Luken auf Deck geöffnet, welche zu den Laderäumen führen; die Railing vor ihnen wird ausgehoben, der Krahn, den die Schiffsdampfmaschine bedient, fertig gemacht. Nun kommt eine der flachen schweren Lanchen, welche die Ladung bringen, nach der anderen vom Ufer, um sich an Bord zu legen; die dicken Ketten

des Krahnes rasseln ohne Unterlaß und Ballen auf Ballen schwingt sich auf und versinkt dann in den offenen Leib des Schiffes. Einer der Offiziere zählt und notirt was eingenommen wird, während rüstige Arme drunten die sinkenden Kolli empfangen, um sie von der Kette zu lösen und wegzustauen. Die Poesie der Meeresfahrt geht dabei völlig in die Brüche. Alles athmet auf, wenn die letzte Lanch endlich sich nähert und aus der Zahl der Säcke oder Ballen, welche sie noch bringt, berechnet werden kann, wann die Luken geschlossen und der Anker wird gelichtet werden können. Rasselt die Kette, welche den Anker hebt, so ist dies Musik gegen die Kette des Krahnes.

Acapulco ist der bedeutendste Hafen der Westküste von Mexiko, eine Doppelbucht, die fast die Gestalt einer Pinienkrone hat, so geschützt, daß man im Innern des Hafens des Einganges kaum gewahr wird. Ein starkes Fort schützte ihn ehemals gegen Angriffe der Flibustiers; jetzt ist es im Verfall und so wenig gerüstet, daß Kriegsschiffe das Salut unterlassen, weil es an Pulver für die Kanonen fehlt, den Gruß zu erwidern. Südlich vom Hafen liegt die Lagune, die reich an Alligators und Wasservögeln ist; Cortéz ließ dort neue Schiffe bauen, was besser verbürgt ist, als daß er bei Veracruz diejenigen verbrennen ließ, welche ihn von Kuba dorthin gebracht hatten. Obwohl von Acapulco die Hauptverkehrsstraße von der Küste nach dem Innern führt — die Hauptstadt ist 130 Leguas oder 544 Kilometer entfernt — so ist doch der Schiffsverkehr gering. Außer der Pacific Mail Comp. hält die englische Marine ein Kohlendepot; von Schiffen war außer einem deutschen Segelschiff, dem „Schiller“ aus Bremen, das von Schottland Kohlen gebracht und zur Reise um Kap Horn 140 Tage gebraucht hatte, nur ein amerikanisches Vollschiff im Hafen. Voraussichtlich hebt sich der Verkehr, wenn die Eisenbahn zwischen Acapulco und der Hauptstadt, für welche eine Konzession erteilt ist, hergestellt wird. Die Stadt ist

größer und besser gebaut als Manzanillo und scheint auch gesünder. Ich machte dem Verwalter des deutschen Konsulates einen Besuch und fand in ihm einen ehemaligen Offizier des 47. Regiments, der den Krieg 1870/71 mitgemacht hatte. Außer ihm war noch ein deutscher Schweizer ansässig, der die Vereinigten Staaten als Konsul vertrat. Mit großer Freude gedachten die Herren des Besuches, den Prinz Heinrich im Jahre 1879 Acapulco gemacht und der zu einem Jagdausfluge nach der Lagune benutzt worden war.

Bei San José de Guatemala hat die Natur keinen Hafen gebildet; es hat nur eine offene Rade, auf welcher die Schiffe vor Anker gehen müssen. An der langgestreckten Küste bricht sich das Meer in heftiger Brandung; doch ist der Platz von Wichtigkeit als der einzige Ausgangspunkt der Republik, auf welchem deren Produkte von der Westküste ausgeführt werden, insbesondere Kafe, dessen Anbau sehr zugenommen hat und der als Costarica in den Handel gebracht wird. In neuerer Zeit ist der Bau einer Eisenbahn von San José nach der Hauptstadt Guatemala von einer amerikanischen Gesellschaft begonnen worden, von welcher 30 Leguas fertig gestellt sind. Um der Ungunst der Lage, welche das Land immer gefährlich und zu Zeiten unmöglich macht, abzuhelpen, ist in Verbindung mit der Eisenbahn eine hölzerne Wharf gebaut, welche etwa 1000 Fuß lang über den Bereich der Brandung in das Meer hinausgeführt ist, und an welcher die flachen prahmartigen Boote (lanches), welche die Waaren von und nach den Schiffen überführen, anlegen. Das Anlagekapital hat 300 000 Dollars betragen und verzinst sich vermöge der Höhe der für die Benutzung erhobenen Spesen auf 30—40 Prozent. Jede Person zahlt 2 Dollars; die Abgabe für die Beförderung der Waaren darüber beträgt per Centner ebensoviel, wie die Transportkosten von San José nach Europa. Die Gesetze der Republik gewähren gegen derartige Ausbeutung keinen Schutz.

Ich ging mit dem Kapitain auch hier an Land, was mit einiger Fährlichkeit verbunden war. Es galt nämlich, die Wharf, die einige 20 Fuß über dem Wasser, an einer senkrechten Strickleiter zu erklettern und zunächst deren Enden vom Boot aus, das auf den Wellen auf- und abtanzte zu erfassen. Ich wurde auf die eigentliche Gefahr erst aufmerksam, als der Kapitain, der vorausgeklettert war, mir, als ich mich eben aufziehen wollte, mit Löwenstimme zuschrie: „Beine einziehen!“ eine sehr zweckmäßige Mahnung, da dem darin Säumigen das Boot sein Pedale gegen die Balken der Wharf zu quetschen liebt. Ich verstand sie und rettete meinen unteren Menschen durch eine Bewegung, deren Schnelligkeit und Geschick einem Frosch Ehre gemacht haben würde.

Wenige kaufmännische Niederlassungen und das Gebäude der Zollverwaltung am Strande bilden das St. José, das der Seemann zu sehen bekommt. Das eigentliche Pueblo liegt etwa ein Kilometer landeinwärts und ist eine Kollektion von Lehmhütten um eine von Palmen eingefasste Plaza. Es war vor einigen Jahren die Scene einer kriegerischen Aktion der Engländer, die es besetzten, weil der betrunkene Kommandant der Truppen den englischen Vizekonsul beleidigt und eingesperrt hatte. Sie räumten es erst, nachdem die Regierung der Republik sich zur Zahlung einer Entschädigung von 50 000 Dollars verstanden hatte. Im Hause des jetzigen Vizekonsuls, der zugleich Agent der nordamerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft war, machten wir bis zur Abfahrt des Schiffes Rast. Es lag dicht an der Küste, durch die Kühle begünstigt, welche die Brandung, die dicht unter ihm sich brach, erzeugte. Charakteristisch war, daß hinter dem Hause mehrere große Haufen von eisernen Balken, Trägern und Maschinentheilen lagerten, welche vor einigen Jahren aus England gebracht worden waren, um eine industrielle Anlage zu errichten. Das Unternehmen war ins Stocken gekommen und nun rosteten die kostbaren

Materialien am Boden, ohne daß sich Jemand darum kümmerte. Sie dienten zahllosen Leguanen zum Aufenthalt, schuppigen Eidechsen von fast zwei Fuß Länge, die sich darauf sonnten, oder aus den Lufen hervorlugten, ohne irgend Scheu zu verrathen. Ebenso friedsam und in guter Kameradschaft mit ihnen saßen die schwarzen Nasgeier umher und hielten ihr Mittagsschläfchen; ein guatemalischer Hühnerhof.

Auf dem Rückweg über die Wharf vermieden wir die bedenkliche Strickleiter, da das Meer noch unruhiger geworden war, und ließen uns auf eine andere, ebenfalls eigenthümliche Art in unser Boot befördern, mittelst einer Art großen Vogelkäfigs, den ein Krahn von der Wharf ins Freie schwenkte und dann in das Boot niederließ. Denselben Weg hatte vorher ein Arzt gemacht, der mit seiner jungen Frau und einem Baby von drei Monaten aus Guatemala gekommen war, um über Panamá nach New-York zu gehen. Unser leichtes Boot holte die schwere Lanch ein, welche ihn nebst einer Kafeladung ans Schiff bringen sollte, und die trotz starker Bemannung mit äußerster Mühe gegen Wellen und Gegenwind kämpfte; wir konnten die Passagiere aber nicht aufnehmen, da die arme Frau schwer von der Seekrankheit litt und daher nicht übersteigen konnte. Sie kamen erst nach einer Stunde ans Schiff und mußten auch hier mittelst Krahnes an Bord gehißt werden, indem ein Stuhl hinuntergelassen, und nachdem die Passagiere darauf festgebunden waren, in gleicher Weise wie die Kafesäcke heraufgeschwenkt wurde. Es war nicht zu verwundern, daß die junge Frau während der Luftfahrt ohnmächtig wurde und bewußtlos an Deck kam, ebensowenig, daß das Baby, welches der Doktor zuerst heraufgebracht hatte, in die Kabine neben mir einquartirt wurde; es entsprach dies meinem Rismét; doch führte es sich, da der junge Doktor selbst eine ausgezeichnete nurse war, recht manierlich auf.

In La Libertad, der Hafenstadt von San Salvador=

Honduras, begnügte ich mich, während die Ghyde die Kafeladung vervollständigte, mit dem Anblick vom Schiffe aus, der übrigens bei der freundlichen Lage der Stadt, unter bewaldeten Hügelketten, hinter denen Reihen schön gezackter Berge sich hoben, sehr anmuthig war. Der Hafen ist eine nicht tiefe Einbuchtung zwischen zwei Vorsprüngen der Küste, an denen eine heftige Brandung schäumt. Nach dem Beispiel von San José hat man auch hier eine Wharf ins Meer gebaut mit ähnlichen maßlosen Gebühren für die Benutzung. Leider zeigten sich auf den Berglehnen weite ausgebrannte Flächen und zahlreiche Rauchsäulen, welche an diesem und den folgenden Tagen sichtbar wurden, sobald wir der Küste uns näherten, verkündeten, daß die Geißel der Waldbrände das Land verheerte.

Das Meer bewahrte auch weiter seine Ruhe; es war leblos wie der Verkehr darauf. In der Zeit vom 26. März, wo wir Manzanillo verließen, bis zum 2. April waren nur zwei Segelschiffe und ein Dampfschiff in Sicht gekommen. Dafür entschädigte es uns an den Abenden durch die Herrlichkeit seiner Farbenpracht im Licht des Vollmondes. Ich weiß nicht woran es liegen mag, daß die Erscheinung so viel glänzender war, als ich sie jemals auf nördlichen Meeren gesehen hatte. Der Regen des Lichtes auf dem Wasser, das ein leichter Wind nur wenig kräuselte, erschien wie flüssiges Silber, das aus der Tiefe emporquoll; die unzähligen kleinen Wellen waren flimmernde Schuppen, einander ähnlich und doch jede von besonderer Farbe, in einer gleitenden und dabei zitternden Bewegung, an den Rändern mit Diamanten besetzt, denen gleich die aufspritzenden Wassertropfen leuchteten.

Etwas bewegter wurde die See, als wir der Papagehenbat uns näherten, oberhalb deren der Vulkan von Monitomba, durch Rauchwolken kenntlich, sichtbar geworden war; auch andere Berge zeigten in ihren Formen den vulkanischen Ursprung. Nachdem wir an der Punta Mala östlichen Kurs genommen

und dann gegen Norden gewendet hatten, wehte sogar ein frischer Wind entgegen, der die Luft kühl machte. Die Küste der Bay von Panamá, welche sich gegen Südwesten ausbuchtet, wird allgemach flacher und auch die Kordilleren senken sich ab, je schmaler der Isthmus von Darien wird, der um Panamá seine geringste Breite hat.

Die Rhede von Panamá erreichten wir am Morgen des 5. April, also am zehnten Tage nach der Abfahrt von Manzanillo, bis wohin 1784 Seemeilen gerechnet werden. An demselben Tage sollte programmäßig der fällige Dampfer der englischen Pacific Steam Navigation Company, welche eine Zweiglinie zwischen Calláo und Panamá unterhält, abgehen; jedoch erfreute die Panamá-Zeitung, welche der Agent an Bord brachte, durch die Nachricht, daß der Dampfer der englischen Royal Mail Steam Packet Comp., welche die Verbindung zwischen Westindien und Colon besorgt, Verspätung gehabt habe und daß daher das westliche Schiff erst am folgenden Tage von Panamá abgehen werde. Diese Ankündigung machte es erträglich, daß das kleine Dampfschiff, welches die Passagiere zur Isthmus-Eisenbahn abholen sollte, bis Mittag auf sich warten ließ.

Die Lage der Stadt Panamá fand ich schöner, als ich nach dem Rufe erwartet hatte; die Mauern eines alten Forts, die Thürme der Kathedrale und anderer Kirchen gaben ihr wenigstens aus der Ferne ein zugleich stattliches und malerisches Aussehen. Im Nordwesten liegt etwa eine Mile von der Stadt ab der massige Cerro d'Ancon, im Südosten bilden mit schöner Vegetation bedeckte Hügel, die sich weiterhin zu hohen Bergketten erheben, den Hintergrund. Die Rhede liegt unter dem Schutze dreier kleiner Inseln, von denen die größte, Rao, sich bei Ebbe durch eine Sandbank mit der Nachbarinsel verbunden zeigt. Weiter westlich ist die Inselgruppe von Taboga, Uraca und Taboguilla, die bewohnt und bebaut ist und auf welcher die amerikanische Pacific Mail Comp. ihre Wert-

stätten und Kohleniederlagen hat. Auf Taboga wachsen beiläufig die besten Ananas der Welt, weiß von Farbe, saftig, mit weichem Fleische und von einem unbeschreiblichen Aroma.

Die eigentliche Stadt, San Felipe genannt, liegt auf einer Landzunge, welche die Gestalt einer Speerspitze hat und deren westliches, felsiges Ende sich weit in die See erstreckt, aus der es zur Zeit der Ebbe heraustritt. Hinter der Stadt auf dem Isthmus liegt die Vorstadt St. Ana. Beider Begründung fällt erst in das Ende des 17. Jahrhunderts. Das alte Panamá, zu dem bereits im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts Pedrarias Dávila den Grund gelegt hatte und das den Ausgangspunkt für die Entdeckungen im Süden bildete, hatte der Vulkanier Morgan um 1670 überfallen und zerstört; seine Ruinen liegen etwa drei Miles südlich von der heutigen Stadt. Im Inneren der letzteren sind die Straßen eng aber gut gepflastert und von massiven, mehrstöckigen Gebäuden besetzt. Das Centrum bildet die Plaza mit der Kathedrale und dem bischöflichen Palast, ein großer schmuckloser Platz, den die Ruinen eines umfangreichen Gebäudes, das bei einer Feuerbrunst im Jahre 1879 zu Grunde ging und noch nicht wieder aufgebaut ist, verunstalten. Die Kathedrale ist im richtigen Jesuitenstyl gebaut, das große Portal zwischen zwei niedrigen, viereckigen Thürmen, die ganze Facade etwas windschief, wohl in Folge der Terremotos, welche den Isthmus zu erschüttern pflegen. Das Grand Hotel an der Plaza, das durch theuere Preise und Schmutz einen bösen Namen hatte, ist jetzt der Sitz der zahlreichen Bureaux der v. Lesseps'schen Kanalgesellschaft. Es hat als Hotel einen Nachfolger in einer von der Plaza nach der Eisenbahn führenden Straße erhalten, auf welchen mit dem Namen auch die üblen Eigenschaften des früheren übergegangen sein sollen.

Die Frage, welche in Panamá vor Allem interessirt, ist die der Anlage des Kanals, der Fortschritte sowie der Aussichten

des Unternehmens. Der Gedanke, die Landenge zu durchbrechen, ist so alt wie die spanische Eroberung; er entstand, nachdem die Entdecker sich überzeugt hatten, daß eine natürliche Verbindung der beiden Meere in der Mitte des Erdtheils nicht bestände; es blieb aber bei den Plänen. Die Eisenbahn, welche eine amerikanische Gesellschaft in den Jahren 1850—1855 über den Isthmus gebaut hat, war zwar eine Erleichterung des Verkehrs, die nach der Besiedlung von Kalifornien unerläßlich geworden war; sie war aber und ist nicht entfernt ein Ersatz für den Wasserweg, selbst nicht in dem Maaße, wie sie es sein könnte, weil die Verwaltung, unter welcher sie steht, das ihr zugefallene Monopol derart ausbeutet, daß nur Personen und werthvolle Waaren ihren Weg darüber nehmen können. Der Personengeldtarif ist wohl der höchste, der überhaupt besteht. Die Länge der Bahn beträgt 47 Miles (75 Kilometer), zu deren Zurücklegung vier Stunden gebraucht werden; dafür zahlt die Person 5 £ oder per Kilometer  $1\frac{1}{3}$  Mark. Dem amerikanischen System gemäß besteht nicht mehr als eine Wagenklasse; nur die Neger werden in besonderen, offenen Wagen befördert. Entsprechend sind die Waarenfrachten. Ueberdies hat sich die Gesellschaft gegen die amerikanische Pacific Mail Company verpflichtet, nur solche Waaren aus dem Norden über ihre Schienen zu befördern, welche auf den Schiffen der letzteren Gesellschaft in Panamá anlangen.

Unter diesen Umständen hat das Projekt, einen Wasserweg zwischen den beiden Meeren herzustellen, nicht zur Ruhe kommen können. Es erhielt einen neuen Anstoß, als es gelungen war, den Suez-Kanal, an welchem Jahrtausende vergeblich gearbeitet hatten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht bloß zu vollenden, sondern auch rentabel zu machen und es ist bekanntlich derselbe Mann, dessen Ausdauer und Geschick den neuen Seeweg nach Indien eröffnet hat, der es vermochte, auch für die Durchstechung des darischen Isthmus das Kapital so weit zu inter-

effiren, daß sich eine Gesellschaft für das Unternehmen gebildet und dasselbe in Angriff genommen hat.

An der Nützlichkeit, ja an der Nothwendigkeit, das schmale Erdband wieder zu lösen, durch das erst einer der jüngsten geologischen Hergänge die beiden amerikanischen Kontinente scheinbar lose an einander geknüpft hat, kann wohl Niemand zweifeln, der ein Mal einen Globus angesehen, noch weniger, wer ein Mal die Reise um das Kap Horn gemacht hat. Europa und der Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika werden dadurch der Westküste des gesammten amerikanischen Kontinentes um die Hälfte näher gebracht. Die Verkürzung des Seeweges von London beträgt nach Valparaiso 1400, nach San Francisco 3300, nach Sidney 2200 Seemeilen, von New-York nach denselben Plätzen 2700, 4700 und 3800 Seemeilen. Ostasien kommt Europa zwar nicht wesentlich näher, soweit es sich um Dampfschiffe handelt, welche jetzt unter Benutzung des Suez-Kanals den Weg machen, wohl aber für Segelschiffe, die jetzt noch um das Kap der guten Hoffnung gehen, und auch für jene wird die Fahrt erheblich erleichtert sein; für den Osten und die Mittelstaaten von Amerika wird Ostasien überhaupt erst erschlossen, sobald der Kanal von Panamá fahrbar wird.

Für die Erweiterung und für die Richtung des Handels wird dieser Kanal eine neue Epoche bilden und den von Suez voraussichtlich an Bedeutung in diesen Beziehungen übertreffen. Er übertrifft ihn allerdings auch in Ansehung der zu überwindenden Schwierigkeiten.

Soweit das Projekt bis jetzt zu übersehen ist, soll der Kanal eine Länge von 74 Kilometer erhalten, während die Länge der Luftlinie zwischen den angenommenen Endpunkten 55 Kilometer beträgt. Von der Strecke entfallen 49 Kilometer auf ebenes Terrain; 25 Kilometer müssen durch die Felsen geschlagen werden, aus welchen die Absenkung der die Wasser-

scheide bildenden Cordillere besteht. Die Dimensionen des Kanalbettes sind auf 22 Meter am Grunde, auf 50 Meter in der Höhe des Wasserpiegels, mit einer Zusammenziehung auf 25 Meter innerhalb des in Felsen zu treibenden Abschnittes, und auf eine Tiefe von 8,5 bis 9 Meter vorgesehen. Der höchste Punkt des zu durchschneidenden Bergrückens liegt 180 Fuß über dem Meere, während die Isthmus-Eisenbahn 256 Fuß darüber ansteigt. Von der Kanalstrecke fällt der längere Theil mit 45 Kilometer auf den östlichen Abfall, der kürzere mit 19 Kilometer auf die Westseite; auf jenem soll das Bett des Rio Chagre von seiner Mündung ab theilweise benützt werden, im Westen der Rio Negro den Kanal aufnehmen. Der Uebergang zwischen den beiden Flußläufen soll durch einen Tunnel oder einen Einschnitt gewonnen werden. Einer Ergänzung bedarf der Kanal auf beiden Seiten durch Molenbauten, welche wegen der Beschaffenheit des Meeresgrundes weit vorgetrieben werden müssen.

Die natürlichen Hindernisse sind daher schon hiernach erheblich größer, als bei dem Kanal von Suez, der obwohl im Ganzen erheblich länger (154 Kilometer) durchweg in ebenem, gleichartiges und leicht zu bearbeitendes Terrain gelegt werden konnte und obenein in seinem Laufe mehrere ausgedehnte, natürliche Wasserbecken vorfand. Es kommt dazu, daß die Fluthhöhe in den beiden zu verbindenden Meeren sehr verschieden ist, im Golfe 9 Fuß, an der Küste des Pacific 27 Fuß, und daß der Rio Chagre in der Regenzeit rasch und hoch anzuschwellen pflegt, so daß er die Wassermassen nicht fassen kann und austritt. Wie dem zu begegnen, ob es insbesondere möglich sein werde, den Fluß abzdämmen und den Wasserüberschuß in Sammelbassins zu halten, die ihn dann zur Speisung des Kanals abgeben könnten, ist noch offene Frage, ebenso, ob die Höhe von Culebra mittelst eines Tunnels zu durchbohren, der eine Länge von 7—8 Kilometer erhalten

müßte, oder ob sie bis zur vollen Höhe auszusprengen sein werde.

Nicht das geringste natürliche Hinderniß endlich ist die Ungunst des Klimas, das Fieber erzeugt, deren Keime besonders beim Aufbrechen frischen Bodens sich verbreiten und die so zahlreiche Opfer fordern, daß die Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte Noth macht. Beim Kanal von Suez stellte der Machtpruch des Chedive den Baumeistern Fellahs zur Verfügung, die gegen niederen Lohn arbeiteten und in deren Reihen es keine Lücken gab, weil Ersatz stets bereit war.

Fragt man in Panamá, was von den Leistungen der Compagnie zu sehen sei, so wird man auf das ehemalige, angeblich für den doppelten Betrag seines Werthes erworbene Grand Hotel gewiesen, in welchem die Ingenieure und andere Beamten die Vorarbeiten machen und auf den Bau von Beamtenhäusern und Lazarethen, die oberhalb der Vorstadt Sta Ana errichtet werden. Jene Vorarbeiten bestehen, soweit sie außerhalb der Bureaux zur Erscheinung kommen, in Beobachtungen der Windstärke und Fluthhöhe auf der Seite des Pacific und in der Richtung der Linie, welcher der Kanal folgen soll, behufs Vornahme der Vermessungen. Die Hospitale in der Nähe von Sta Ana sollen für 400 Kranke Raum gewähren; sie werden ungemein solide konstruirt und sollen nebst den zugehörigen Wohnungen der Aerzte und Beamten einen Kostenaufwand von 2 Millionen Francs erheischen. Ein etwas ominöser Anfang. Mit den eigentlichen Kanalarbeiten ist auf der Westseite noch nirgend begonnen. Im Osten soll bei Colon ein provisorischer geschützter Hafen angelegt werden und sollen die Ausgrabungsarbeiten von ihm aus 16 Kilometer weit landwärts noch in diesem Jahre beginnen. Ein bezüglicher Vertrag wegen Ausschachtung von 6 Millionen Kubikmeter Boden ist mit einer Firma in San Francisco abgeschlossen, allerdings wie argwöhnische oder mißgünstige Stimmen in der amerika-

nischen Presse sich vernehmen lassen, ohne daß Aussicht auf Erfüllung bestände. Die Firma habe keine Mittel, die Preise seien so niedrig, daß die Arbeiten dafür nicht geleistet werden könnten und der Vertrag sei nichts als ein Manoeuvre, um den Ankauf der Kanalaktien in Wall Street plausibel zu machen.

Wenn die Sache bisher nicht weiter gediehen ist, so liegt dies jedenfalls nicht an dem Mangel an Ingenieuren und sonstigen Beamten; eher, wenn das Urtheil hiesiger Beobachter richtig ist, an einem Ueberfluß „leitender Persönlichkeiten“, die einander hemmen und denen vielfach mehr die Protektion einflußreicher Aktionaire als ihre Befähigung zu einer Anstellung verholzen hat. Ein amerikanisches Blatt findet, daß die Ingenieure Gentlemen seien mit einer ausgesprochenen Vorliebe für elegante Pferde, Damen und Hunde und daß 85 Prozent von ihnen sich besser für die Boulevards von Paris qualifiziren, als für die harte und schwierige Kanalarbeit. Mag dies auch numerisch übertrieben sein, so ist doch sachlich genug des Wahren darin, wie der Besucher auch weniger Tage glaubhaft findet, wenn er das Treiben auf der Plaza und um das ehemalige Grand Hotel beobachtet.

Die Zahl der Arbeiter, welche zur Zeit beschäftigt werden, wird auf etwa 5000 veranschlagt; sie sind zumeist Eingeborene von Cartagena oder Neger aus Jamaika, welche dem Klima widerstehen; weiße Arbeiter, welche von außen kommen, werden bald weggerafft. Auch unter den europäischen Ingenieuren und Beamten fordert der Tod zahlreiche Opfer, die ihm durch unvernünftige Lebensweise, insbesondere durch Unmäßigkeit im Trinken und durch den ungewohnten Aufenthalt in den Sümpfen zufallen. Niemand zählt die Todten und spricht von ihnen. Civilstandsregister werden in Panamá nicht geführt. Wie mörderisch aber das Klima ist, mag daraus entnommen werden, daß von einem Bataillon, das aus Bogotá vor einem Jahre

in der Stärke von 500 Mann in Panamá eingerückt ist, innerhalb dieses Jahres 300 gestorben sind. Bezeichnend ist, daß die Chinesen, die auch hier zahlreich vertreten sind, sich zu den Kanalarbeiten nicht hergeben; sie halten Stores, sind Gärtner, Barbieri, Wäscher und Doktoren anderer freier Künste, überlassen die harte Arbeit dagegen den Negern. Auch letztere können in der Woche bei trockenem Wetter nicht mehr als fünf, bei nassem nicht mehr als drei Tage arbeiten, die übrige Zeit sind sie krank oder träge. Dabei ist das Leben theuer. Man sagt, daß ein Arbeiter seinen täglichen Unterhalt mit weniger als 60 Cents nicht bestreiten könne; der gezahlte Tagelohn von 1 Dollar wäre dafür nicht ausreichend, wenn alle Tage gearbeitet werden könnte; da dies aber nicht der Fall, langt er nicht für den Arbeiter, geschweige denn für seine Familie. Es steht danach zu besorgen, daß es bei umfassender Aufnahme der Arbeiten an Händen fehlen werde, oder daß Preise angelegt werden müssen, welche über die bisher gewährten stark hinausgehen. Als ein Fehler in dieser Beziehung wird gerügt, daß die Erbauung von Arbeiterhäusern, mit welcher hätte begonnen werden sollen, bisher unterblieben ist.

Bemerkenswerth ist, daß die Vereinigten Staaten an der Herstellung des Kanals bislang ein besonderes Interesse nicht gezeigt haben, es sei denn negativ, oder soweit die Politik mitspielt, ausschließend. Bemerkenswerth, weil in der That die Vereinigten Staaten den hauptsächlichsten Nutzen von dem Kanal ziehen werden, jedenfalls weit beträchtlicher als Europa. Allerdings läuft die Durchstechung des Isthmus auch gewissen und sehr wichtigen Interessen in den Vereinigten Staaten entgegen, denen der transkontinentalen Eisenbahnen, welche von dem Kanale eine ihnen nachtheilige Konkurrenz besorgen, und es mag daher wohl kommen, daß in der amerikanischen Presse vorwiegend abfällige Urtheile über das Unternehmen, seine Leitung und seine Aussichten zum Ausdruck kommen, sowie daß das amerikanische

Kapital sich gegen den Ankauf von Aktien sehr spröde zeigt. Allein, auch abgesehen davon, scheint das Vertrauen auf die Durchführung des Projekts in den Vereinigten Staaten gering zu sein, wenigstens unter der gegenwärtigen Verwaltung, an deren Fähigkeit zur Bewältigung der enormen Schwierigkeiten man Zweifel hegt. Jedenfalls zieht man es vor, die Franzosen das Lehrgeld zahlen zu lassen; mögen sie den Ruhm der Initiative haben, wenn nur der Kanal selbst den Amerikanern verbleibt, und je weniger Opfer diese selbst dafür bringen, desto besser.

Daß der Kanal den Amerikanern, d. h. den Vereinigten Staaten verbleibe, obwohl sie dafür nichts aufwenden wollen, dafür haben sie nicht versäumt Sorge zu tragen, soweit es zur Zeit durch diplomatische Aktion geschehen kann. Du erinnerst Dich der famosen Note von G. Blaine, durch welche er die europäischen Regierungen ersuchte, sich keinen Illusionen darüber hinzugeben, daß der Isthmus von Darien unter anderer Botmäßigkeit stehe, als unter derjenigen der Vereinigten Staaten; es werde zwar allen Nationen frei stehen, den Kanal zu Handelszwecken zu benützen, aber jeder Versuch einer oder mehrerer anderer Nationen, sich die politische Kontrolle über denselben zu sichern, oder die Durchfahrt bewaffneter Schiffe in einem Kriege, an welchem Nordamerika oder Columbia theilhaftig seien, zu erzwingen, werde ebensowenig zulässig sein, wie die Passage bewaffneter Kräfte einer fremden Nation über Eisenbahnen der Vereinigten Staaten oder von Columbia, welche die atlantische und die pacifische Küste verbinden. Die Vereinigten Staaten würden auf ihrem Recht bestehen, alle nothwendigen Vorsichtsmaafregeln gegen den Transit über den Isthmus zu ergreifen, der in irgend einer Beziehung ihrem Interesse zu Lande oder zur See nachtheilig sein könnte; sie würden diese Maafregeln lediglich im Einverständniß mit Columbia treffen, eine Einmischung Europas aber als eine Herausforderung betrachten,

sich auch ihrerseits in die internationalen Streitigkeiten Europas einzumischen.

Gleichzeitig wurden die Vereinigten Staaten von Columbia an den Vertrag erinnert, welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1846 mit Nueva Grenada geschlossen haben und welcher die formelle Unterlage für das von Nordamerika in Anspruch genommene Recht abgeben soll. In jenem Vertrage garantirten die Vereinigten Staaten positiv und wirksam die Neutralität des Isthmus von Darien bezüglich jeder interoceanischen Verbindung, die auf ihm oder über ihn hergestellt werden möchte, die Erhaltung des freien Transit von See zu See und ebenso die Rechte der Souverainetät und des Eigenthums der Vereinigten Staaten von Columbia — damals Nueva Grenada — an dem Terrain des Isthmus, als eingeschlossen in die Grenzen des zu jenem Staatenbunde gehörigen Staates von Panamá. Mr. Blaine fand, daß es einer Bestätigung dieser Garantie oder einer Zustimmung anderer Mächte nicht bedürfte und insinuirte dies den europäischen Mächten, damit sie sich die Finger nicht verbrennen möchten.

An der Erhaltung des Garantievertrages hat zunächst Columbia ein Interesse und es fragt sich, ob es diese Erhaltung wünscht oder ob es von dem Vertrage zurücktreten will und kann. Indes ist die Berufung auf den Vertrag überhaupt kaum ernsthaft zu nehmen, nicht für mehr als ein Mäntelchen, um die erneuerte Auflage der Monroëtheorie, daß Amerika den Amerikanern gehöre, etwas aufzupuzen. Auch ohne den Vertrag würden die Vereinigten Staaten gegebenen Falles so weit gehen, wie ihr Interesse fordert und ihre Macht sie dazu in Stand setzt. Daß diese Theorie in einem Falle wieder prädicirt wird, wo es sich nicht um politische Differenzen zwischen amerikanischen Staaten handelt, oder um irgend einen Angriff auf die Unabhängigkeit einer der Republiken Amerikas, sondern um ein friedliches, auch den Nutzen der Vereinigten Staaten för-

berndes Werk, das obenein nicht mit amerikanischem, sondern mit europäischem Gelde gebaut wird, erachten manche Stimmen für sehr unzeitig; vielleicht aber hat die Warnung weniger eine politische als eine finanzielle Bedeutung. Der Hinweis, daß das Unternehmen durchaus in dem Machtbereiche der Vereinigten Staaten liege und von ihnen unbedingt abhängig sei, könnte wohl die Unternehmer darüber aufklären sollen, daß sie gut thun würden, vor Allem die dort maassgebenden Interessen zu berücksichtigen, oder richtiger, mit den Interessenten sich auseinanderzusetzen.

Sieht man von dem Leben ab, welches der Kanalbau nach Panamá bringt, so bleibt wenig übrig. Die Stadt ist zwar die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der ein Glied der Columbia-Konföderation bildet und bei dem geringen Umfange der dem Bunde vorbehaltenen Rechte eine fast unbeschränkte Souverainetät genießt; sie hat aber so wenig wie der Staat selbst mit seinen 220 000 Einwohnern, außer durch ihre Lage an dem Uebergangspunkte des Isthmus, irgend eine besondere politische oder kommerzielle Wichtigkeit. Von der Bevölkerung, die auf 10—12 000 geschätzt wird — irgend eine Statistik besteht nicht —, gehört die Mehrzahl der schwarzen Race an, oder ist gemischten Blutes aus allen möglichen Verbindungen und Kreuzungen, im Durchschnitt ein träger, schmutziger, indolenter Menschenschlag, den auch eine bessere als die bestehende Verwaltung schwerlich würde heben können. Das Fort an der Spitze der Halbinsel, auf welcher San Felipe liegt, hat militairisch keinen Werth; es beherbergt die Kaserne der Bundes-truppen und das Gefängniß und bietet auf seiner Höhe einen Spazierweg, von welchem man eine ausgezeichnet schöne Aussicht auf die Rhede mit den bewaldeten Inseln hat, sowie auf die Küste, die von der ganzen Ueberfülle tropischen Pflanzenwuchses bedeckt ist. Die schwüle Hitze, welche bei unserer Ankunft geherrscht hatte, wurde ein wenig gemildert durch einen

kurzen aber heftigen Regen, der gestern Nachmittag niederging, der erste, den ich seit länger als vier Monaten am Lande gesehen habe, und es war danach ganz angenehm, auf dem Fort am späten Abend im Mondschein zu spazieren.

Von der Ungewißheit über die Fortsetzung meiner Reise bin ich seit gestern befreit; die Nachrichten, die ich von Hause erhalten habe, lauten so günstig, daß ich den Weg nach Süden nehmen kann, statt, was ich besorgte, den Heimweg über den Isthmus nehmen zu müssen. Auch von einer andern Ungewißheit bin ich befreit, deren ich nur erwähne, weil sie die Unbeständigkeit menschlichen Glückes illustriert. Ich hatte schon in Colima gelesen, daß der Dampfer „Liber“, auf dem ich von Havanna nach Veracruz gefahren war, auf der Rückfahrt von dort nach St. Thomas bei der Insel Domingo vor dem Hafen von Plata gescheitert und total verloren gegangen wäre; nur die Passagiere und die Post wären gerettet worden. Das Unglück war am hellen Tage geschehen und dadurch herbeigeführt worden, daß der Kapitain unterlassen hatte, einen Booten an Bord zu nehmen. Das gute Schiff, auf dem wir so heiter gewesen, ein Wrack, und der junge Kapitain, der vor wenigen Wochen noch so fröhlich ins Leben gesehen, nun ein gebrochener Mann! Die Nachricht hatte mich deshalb bewegt und außerdem auch berührt, weil das Schiff einen Theil meines Gepäcks von Havanna nach St. Thomas mitgenommen hatte, von wo es hierher weiter spedirt werden sollte. War es gerettet oder nicht? es enthielt alle meine Empfehlungsbriefe und anderen Hilfsmittel für Südamerika; ich vernahm daher mit nicht geringer Freude, daß es nicht bloß geborgen, sondern auch weiter gesendet und bereits wohlbehalten hier angelangt war. Auch mit einem Koffer kann man ein frohes Wiedersehen feiern. Noch heut Abend gehe ich mit ihm nach Callao.

### XXXV.

Von Panamá nach Ecuador. — Meerleuchten. — Zwischenhäfen. — Ueber den Aequator. — Guayaquil. — Gelbes Fieber. — Zustände in Ecuador. — Payta. — Die Bay von Calláo. — Quarantaine. — Calláo. — Lima. — Wirkungen des Krieges.

Lima, April 1882.

Wer Panamá zur Zeit der Ebbe verläßt, ohne sich des Dampfzugs zu bedienen, der von der Eisenbahnstation nach den auf der Rhede liegenden Schiffen mit weitem Umweg fährt, muß das Felsenplateau passiren, das die Halbinsel bildet, auf welcher die Stadt liegt und das bei weichender Fluth allmählig über das Wasser heraus tritt. Besonders angenehm ist diese Passage nicht, die etwa eine Viertelstunde in Anspruch nimmt, da die Steine mit einer schleimigen, grünlichen Schicht von Schlamm und Moosen überdeckt sind, von denen der Fuß leicht abgleitet, mit der Chance, in eine der Vertiefungen zu fahren, welche in und zwischen den Steinen sich finden, und die mit Wasser gefüllt sind. Die Untiefe über dem Felsen gestattet auch kleineren Segelbooten nicht, unmittelbar anzulegen, so daß zunächst ein Flachboot bestiegen werden muß, um das größere Boot zu erreichen.

Weit draußen auf der Rhede bei Taboga lag der „Islay“, der mich aufnehmen sollte, ein stattlicher Dampfer der englischen Pacific Steam Navigation Company, der Zweiglinie angehörig, welche zwischen Panamá und Valparaiso die Küstenschiffahrt pflegt. Fast hätte ich ihn nicht erreicht. Als wir nahe dem Ziele waren, versah es der Gehilfe des Bootsmanns beim Einziehen des Segels; er brachte es so gegen den steifen Wind, daß das Boot, von einer breiten Sturzwelle übergossen, nahe am Kentern war. Nur eine geschickte Wendung des Steuerers hob es glücklich heraus, ehe wir gleich einem Theile der Bagage ins Schwimmen geriethen.

Der Islay verließ erst am Abend (6. April) die Rbede, nachdem der letzte Eisenbahnzug die Passagiere über den Isthmus gebracht hatte, welche mit der Royal Mail nach Colon gekommen waren. Es war eine Anzahl junger englischer Juristen, die nach Lima gingen, um dort in einem vor einem englischen Gerichte schwebenden Prozesse eine Beweiserhebung vorzunehmen, Vertreter beider Parteien mit einem Richter des Londoner Gerichtshofes. Das Streitobjekt war, wie ich später beiläufig hörte, etwa fünf Millionen Mark und in der Bank von London deponirt; es konnte die Reisekosten danach wohl tragen. Außer ihnen kam General Prado an Bord, der traurige Expräsident von Peru, der bei Beginn des Krieges mit Chile nach der ersten Niederlage der Peruaner sein Land verlassen hatte, angeblich, um in den Vereinigten Staaten Schiffe und Waffen zu kaufen und den der Diktator Piérola demnächst aller militairischen Grade entsezt und seines Bürgerrechts verlustig erklärt hatte.

Es ging auf den Aequator zu, wo die Sonne scheinrecht steht, und folgeweise das heißeste mathematische Klima sein muß; aber es war gegen alle Erwartung kühl auf dem Meere und wurde es jeden Tag mehr, namentlich des Abends. Die jungen Engländer, die sich systematisch in Weiß ausgerüstet hatten, von dem indischen Kortheilm mit Mullschleier bis zu den Leinenschuhen, suchten ihre dicksten Hosen aus der Tiefe des Koffers und was sie an Blankets mitführten kam wieder zu Ehren. Das Süßwasser an Bord hatte nur 20 Grad R., das Seewasser nur 13 Grad R. Das morgendliche Bad in letzterem, das auf englischen Schiffen selbstverständlich ist, brachte unter diesen Umständen eine wirkliche Abkühlung. Der Wind, der aus Südwest von dem Pole wehte und die kalte Meeresströmung, die er von dort mitbrachte, erklärten die auffallende Depression. Der Himmel war in der Regel den Tag über bedeckt und hellte erst am Abend auf, wo die Wolken schichten am



Horizonte durch die sinkende Sonne so erleuchtet wurden, daß keinen Glauben finden würde, wer es beschreiben könnte oder malen möchte. An mehreren solcher Abende hob sich, wenn die letzten röthlichen Schimmer verglommen, am nordwestlichen Himmel ein Zodiakallicht von merkwürdiger Helligkeit, dessen Spitze fast bis zum Zenith reichte, sogar mit einem schwachen Gegenschein im Südosten. Dann wurden die Magellanswolken sichtbar und das belobte Wunder des Sternenhimmels der Antipoden, das südliche Kreuz, das indessen die Erwartung des Nordländers nicht erfüllt. Uebertroffen werden aber die Erwartungen durch eine andere glanzvolle Erscheinung, das Leuchten des Meeres. Ich hatte es schon in den letzten Nächten an der mexikanischen Küste wahrgenommen; in seiner vollen Pracht erschien es aber erst südlich von Panamá, besonders, wenn der Himmel dunkel war und wenn der Wind weniger stark wehte. Was Aehnliches ich davon in unseren nordischen und selbst im mittelländischen Meere gesehen, trat dagegen zurück wie die Farbe und der Duft unserer Blumen gegen die der tropischen Blüthen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß das Schiff zeitweise im Feuer schwimmt; in jeder Welle, die es verdrängt, funkelt es wie von unzähligen Brillanten, noch richtiger, wie von zerstücktem, elektrischem Lichte, aber nicht gleichfarbig, sondern in allen Nüancen von Blau und Grün schillernd und das Wasser durchleuchtend, daß man meint, auf den Grund sehen zu können. Besonders prächtig ist es im Kielwasser des Schiffes, das unter dem Drucke der Schraube sich in zwei breiten, schaumgekräuselten Strömen weit hinauszieht, die bei Tage aussehen wie Gletschereis, und in denen nun die hellere Farbe des Wassers den Glanz der in ihm leuchtenden Körper um so stärker reflektirt, je tiefer dessen Bewegung reicht. Die Medusenart, welche das Leuchten hervorbringt, ist von den verschiedensten Größen; es gibt ihrer, die einen Fuß und mehr Länge zu haben scheinen, länglich gewundene Blasen, deren Begrenzung man deutlich erkennt und

die völlig durchsichtig erscheinen, ohne daß ein besonderer Sitz des Lichtes oder eine verschiedene Stärke desselben erkennbar wäre, während andere dazwischen flirren wie Satelliten der großen Planeten. Ueber den Kurs des Schiffes hinaus ist das Leuchten schwächer oder erscheint wenigstens so, derart, daß man glauben möchte, es wäre durch die Bewegung des Schiffes eine besondere Steigerung hervorgebracht. Es ist dies jedoch nur insofern der Fall, als durch die Umröhlung des Wassers mehrere der leuchtenden Körper an die Oberfläche gebracht werden und als zugleich das Schiff den einzigen Standpunkt für die Beobachtung abgibt. Bewegen sich die Wellen, so werden auch entfernt vom Schiffe auf den gehobenen Flächen stärkere Erleuchtungen sichtbar. Ist die See dagegen ruhig, so erscheinen erleuchtete Flächen neben dunklen, vielleicht je nachdem eine größere Menge der phosphoreszirenden Thiere sich der Oberfläche nähert oder aus einem nur ihnen bekannten Grunde sich auf einer Stelle sammelt; eins der zahllosen Geheimnisse, welche die Tiefe birgt, die Tiefe, die am Tage so baar alles organischen Lebens scheint und in der doch unzählbare Millionen von organischen Wesen den Kreis des Lebens beginnen und schließen, auch hier wie auf der Erdrinde nach demselben Gesetze des Kampfes ums Dasein.

Der Islay hatte planmäßig verschiedene Häfen anzulaufen, wodurch die Fahrt bis Callao, das in direkter Linie von Panama 1535 Seemeilen entfernt ist und in sieben bis acht Tagen erreicht werden kann, um einige Tage verlängert wurde. Zunächst Buenaventura in der weiten Choco Bay, die ein Halbkreis dicht bewaldeter Berge einschließt, ein Dorf von etwa 60 ärmlichen Hütten, das nur von Weitem malerisch aussah, dann am nächsten Tage Tamaco, ein Dörfchen auf einer Insel, das womöglich noch ärmlicher erschien als Buenaventura, dem aber ein weißer Kirchturm mit einem Kreuze darauf, das aus dem dichten Grün hervorsah, die Dürftigkeit wie die Fremdheit

milderte. Das Läuten seiner Glocke war das Einzige, was äußerlich an den heiligen Ostertag erinnerte, selbst auf einem englischen Schiffe. Zahlreiche Kanoes kamen an das Schiff, Einbäume bis zu drei Fuß Breite, der Länge nach durch Ausleger gegen das Umschlagen geschützt, um Früchte, an denen das Land reich ist, zum Kaufe zu bieten: Lemonen, Aguacates, Kokosnüsse, vor Allem die trefflichen Ananas oder pineappels, mit denen die Schiffe sich hier reichlich zu versehen pflegen. Der Expräsident Prado verließ hier das Schiff, angeblich, um sich zu seiner Familie zu begeben, die ein kleines Gut in der Nähe bewohnt, nach Anderer Meinung, um über Land nach Peru zu gehen, wo er noch immer hoffe, wieder zur Gewalt zu gelangen. Ausnehmend schön war die Ausfahrt aus der Bay, die mit kleinen, palmenbedeckten Inseln durchsetzt ist und deren südliches Ufer durch Felsen von oft bizarrer Form gebildet ist, die üppiges Grün bekleidet, wo nur eine Wurzel hat Raum finden können. Auch heller, grüner Rasen, den die häufigen Nebel in Frische erhalten mochten, erfreute das Auge seit langer Zeit zum ersten Male.

In der Nacht zum Ostermontage passirten wir die Linie, ein Ereigniß, wenngleich nur in der Einbildung. Schade, daß man davon nicht besser wird, wie nach weit verbreitetem Glauben der Bordeauxwein. Es fällt fast schwer zu glauben, daß es so ganz unmerkbar geschieht; so sehr hat die dicke Linie, die auf dem Globus und den Karten den Aequator darstellt, sich der Vorstellung eingeprägt, daß man meint, sie müsse auch in der Wirklichkeit sichtbar werden. Von den komischen Festlichkeiten, mit denen nach den Seegeeschichten, die wir von Jugend auf gelesen, das Passiren der Linie gefeiert werden soll, ist auf den modernen Passagierschiffen keine Spur vorhanden. Kein Neptun mit dem Dreizack, auf dessen Befehl die Neulinge mit dem Kerbholze barbirt werden, kein Stürzen ins Meer, das ein ungeheurer Kübel voll Salzwasser darstellt, keine Nymphen und

Tritonen, nichts von Allem. Nur auf manchen Segelschiffen und auf Kriegsschiffen mit einem heiteren Kommandanten hat sich etwas von diesem alten Seemannshumor erhalten. Von den Postschiffen, die alle vier Wochen zwei Mal unter dem Aequator durchfahren, kann es billigerweise nicht verlangt werden, zumal wenn die Bemannung, wie auf dem Islay, aus Mestizen und Negern besteht.

In der Frühe des nächsten Morgens (11. April) weckte ein Kanonenschuß, welcher die Einfahrt in die Mündung des Guayaquil bezeichnete. Die Isla de Puna, die in dem Eingange der von der Mündung gebildeten Bay liegt, ist der Sitz der Zollverwaltung von Ecuador, für welche der Schuß als Meldung galt, und welche einen ihrer Beamten zur Begleitung des Schiffes an Bord sandte. Die Stadt Guayaquil, der wichtigste Hafen des nördlichen Theils von Südamerika und das Entrepôt von Ecuador, liegt etwa 40 Miles oberhalb der Mündung am Strome, den wir zunächst aufwärts fahren mußten. Er ist ein mächtiger Wasserlauf, wohl  $1\frac{1}{2}$  Miles breit, der jetzt von den Hindernissen befreit ist, welche früher die Schifffahrt auf ihm schwierig machten. Er wälzte uns sein schmutzig gelbes Wasser zwischen flachen Ufern entgegen, auf denen das Gelände in Folge der Regenzeit in frischem Grün leuchtete, stellenweise mit niedrigen Bäumen bestanden, theilweise aber auch von hohem Walde bedeckt, dem Luftwurzeln der Bäume und dichte Schlinggewächse das Aussehen des Urwaldes gaben. Er soll von Alligatoren wimmeln wie ein afrikanischer Fluß. Doch blieb uns nähere Bekanntschaft versagt.

Die vorwiegend sumpfige Beschaffenheit der Ufer, welche Fieber erzeugend ist, macht es erklärlich, daß menschliche Wohnstätten spärlich sind; nur vereinzelte, jämmerliche Fischerhütten zeigten sich in der ersten Stunde. Erst in der Nähe der Stadt kamen Gebäude mit Ziegeldächern, aber so konstruirt, daß die Häuser nicht auf dem Boden, sondern auf hohen Pfählen

standen, also veritable Pfahlbauten. Diese lustige Bauart hat den Zweck, die Bewohner vor den Gefahren der häufigen Ueberschwemmungen, vor den aufsteigenden Miasmen und auch vor den Mosquitos zu schützen, welche den Luftzug nicht vertragen und von denen behauptet wird, daß sie über 30 Fuß vom Boden sich nicht erheben. Die Stadt, welche gegen zehn Uhr in Sicht kam, bot von Weitem ein nicht übles Bild. Ein waldiger Höhenzug, der Cerro de la Cruz, welcher sie im Norden umschließt, gibt einen guten Hintergrund für die stattlichen Thürme ihrer Kirchen und für die lange Reihe hellgetünchter, zweistöckiger Häuser, welche am Strome entlang, die Calle de Malecon bilden. Leider ist sie in einen Swamp hinein gebaut, der die Brutstätte böser Fieber ist und unter diesen namentlich das gelbe Fieber begünstigt, das in gewissen, fast regelmäßigen Perioden verheerend auftritt und fast niemals ganz zu erlöschen scheint. Der schlechte Boden, die Abschließung der Luft durch den Gebirgszug, und die Abwesenheit jeglicher gesundheitspolizeilicher Sorgfalt wirken zusammen, den schlimmen Zustand permanent zu machen. Auffällig war der Wechsel der Temperatur, sobald das Schiff in den Bereich des Stromes gekommen war; der frische Hauch des Meeres wich mehr und mehr einer heißen und schwülen Luft, die außerordentlich drückend war, selbst in dieser relativ kühlen Jahreszeit.

In der Stadt bezeichnete man das gelbe Fieber als im Erlöschen; doch war in der letzten Nacht noch ein Matrose im Hospital daran gestorben. Da das Schiff dicht am Ufer vor Anker gegangen war und vor Abend nicht auslaufen konnte, war ich an Land gegangen, in der Absicht, den deutschen Konsul zu besuchen und die Möglichkeit einer Exkursion nach Quito mit ihm zu besprechen. Der Aufenthalt in der Stadt hatte wenig Anziehendes. Der ausgesprochen üble Geruch in den Straßen und das Bewußtsein, daß das gelbe Fieber irgend wo lauern möchte, mochten die Stimmung bedrücken. Die Straßen

der Stadt, insbesondere die Hauptstraße, die Calle de Mercaderes, sind leidlich gepflastert, waren aber öde. Der Verkehr bewegt sich hauptsächlich am Strome, wo zahlreiche Kaufläden unter den vorgebauten, oberen Stockwerken der Häuser sich befinden, und wo auch der Kleinhandel in dem Schatten der Ueberbauten sich ausbreitet. Die Bevölkerung, die dort sich bewegte, fast ausschließlich indianischen oder gemischten Blutes, sah ärmlich aus. Die Geschäfte gingen schwach; die Ursache lag zum Theil in der Jahreszeit, welche den Verkehr nach dem Innern beschränkte, zum Theil in den Rückwirkungen des peruanisch-chilenischen Krieges und der Unsicherheit der politischen Zustände des eigenen Landes. Quito, die Hauptstadt des Staates, ist mit der Küste durch eine Straße noch nicht verbunden. Oberhalb Guayaquil, wo der Fluß alsbald sich verengt, fährt ein Flußdampfer auf demselben aufwärts noch eine Tagereise. Darüber hinaus gibt es nur Saumpfade, auf denen das Maulthier das einzige Transportmittel ist. Nach der Regenzeit, die im Dezember beginnt und bis April oder Mai dauert, sind auch diese schwer passirbar. Die leichten Brücken sind weggerissen, die angeschwollenen Wasserläufe haben Sümpfe gebildet, in denen Roß und Reiter stecken bleiben; selbst im günstigsten Falle kam dann der Weg nach Quito nicht in weniger Zeit als einer Woche zurückgelegt werden.

Der Handel beschränkt sich für den Export zumeist auf die Bodenprodukte des Landes; die Industrie ist wenig entwickelt. Das hauptsächlichste Gewerbe ist die Herstellung von Matten und Hüten aus Palmenblättern, die gebleicht und, in dünne Streifen zerschnitten, zu den Geflechten verarbeitet werden, welche im Handel nach Panama benannt zu werden pflegen, obwohl dort die betreffende Gewerbtätigkeit nicht betrieben wird. Im Innern des Landes besteht wohl einige Kleinindustrie, ihre Erzeugnisse kommen aber nicht in den Handel.

An der Regierung des Landes, das der Form nach eine

republikanische Verfassung hat, ist das einzig Beständige der Wechsel. Eine militairische Erhebung folgt der andern, und dem Sieger fällt die Gewalt zu. Der zeitige Präsident, ein General Veintemilla, der seit 1878 an der Herrschaft ist und dessen Wahlperiode ihrem Ende naht, kam vor einiger Zeit nach Guayaquil, um seine Wiederwahl zu betreiben. Bei den ausgeschriebenen Wahlen betheiligte sich die Bevölkerung in keiner Weise. Gleichwohl erließ der Präsident eine Proklamation, in welcher er sich als einmüthig gewählt bezeichnete und bereit erklärte, dem Wohle des Landes das Opfer zu bringen, daß er die Wiederwahl annähme. In Quito versuchte ein General Vernaga Widerstand, indem er die Garnison antreten ließ, um sie zu seiner Proklamirung als Staatschef zu bestimmen. Die Frau des Generals Veintemilla, Marietta, erschien in Begleitung eines Obersten mit einem Revolver in der Hand zur rechten Zeit, und ihrer Beredsamkeit gelang es, die Soldaten zu überzeugen, daß sie zu Gunsten ihres Gatten zusammenberufen wären, derart, daß der Prätendent nicht mehr zu Worte kam. Unter diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß wenig oder gar nichts zur Hebung der Wohlfahrt des Landes geschieht.

Der Kriegszustand in Peru, der dort dem Handel schwere Wunden geschlagen hat und von dem ein Ende nicht abzusehen ist, hat zur Folge gehabt, daß mehrere Deutsche von dort nach Guayaquil sich geflüchtet haben, so daß jetzt die Zahl derselben zwischen 40 und 50 beträgt; jedoch ist nur ein deutsches Haus von Bedeutung neben vier bis fünf kleineren im Handel thätig.

Meine Pläne für eine Reise ins Innere erwiesen sich als nicht ausführbar. Ich wäre so gern dem Chimborazo näher gekommen, den wir in unserer Jugend noch als den König aller Berge zu ehren gelernt haben; allein Alles vereinte sich gegen die Tour: die schlechte Beschaffenheit der Wege, das Fieber, das den zur Vorbereitung der Reise erforderlichen Aufenthalt in Guayaquil mindestens ungemüthlich machte, die

Schwierigkeit, sichere Begleitung zu erhalten, die bei den Umständen des Landes nicht entrathen werden konnte; und am Ende hätte der Mühe der Lohn gefehlt, da der hohe Herr es liebt, sich in Wolken zu hüllen. Wer Glück hat, kann ihn allerdings auch von Guayaquil aus sehen, doch wiederfährt es nur Sonntagkindern, daß sie gerade einen der seltenen Tage treffen, wo Seine Majestät sich unbewölkt zeigt.

Ghe ich die Stadt verließ, hatte ich noch die Ueberraschung einen Zug Soldaten zu sehen, welche preußische Pickelhauben trugen. Es waren die alten hohen Gebäude, die bei uns den Spitznamen der „Tulpen“ führten, unter denen die kleinen, braunen Kerle marschirten, und unter denen sie fast verschwanden. Sie waren nach der Ausrangirung in Preußen hier angekauft worden, um als Helme für die Feuerwehr verwendet zu werden, dann aber, sei es aus Mangel, sei es aus Freude an der schönen Gestalt, den Truppen zu Schutz und Schmuck gegeben worden.

Die Hoffnung, daß wir noch vor Abend würden auslaufen können, verwirklichte sich nicht. Wir hatten noch eine böse Nacht vor Guayaquil zu bestehen, lästig durch Schwüle der Luft und blutdürstige Mosquitos. Erst am anderen Morgen (12. April) ging es den Strom wieder hinab und hinaus ins kühle Meer, nunmehr entlang der Küste von Peru. Im Ganzen eine wenig ergötzliche Fahrt, auf welcher die Erwartungen gründlich getäuscht werden. Die Küste von Peru, soweit sie zu Gesicht kommt, — und dies ist häufig der Fall, — ist von einer Oede und Schroffheit, die kaum übertroffen werden kann, und die nach der Leppigkeit der Vegetation von Guayaquil doppelt auffällt. Fast durchweg steile Felsen, die hart zum Ufer abfallen und auch für den bescheidensten Pflanzenwuchs keinen Raum zu haben scheinen, es sei denn in schmalen Thälern, in welchen die spärlichen Wasseradern der Küstentordilleren ihren Weg zum Meere suchen. Es ist dies die Folge nicht nur der

geologischen Gestaltung, sondern auch und zwar vorwiegend des Mangels an atmosphärischen Niederschlägen, an welchen es trotz der unmittelbaren Nähe des Meeres fehlt. In Bayta, wo wir am Morgen des nächsten Tages in der Frühe einliefen, hatte es seit dem Jahre 1878, also seit länger als vier Jahren, nicht mehr geregnet, und es wurde auch fürs laufende Jahr jede Hoffnung darauf als ausgeschlossen angesehen. Dem entsprechend war das Aussehen des Ortes, der, aus wenigen Häusern bestehend, dürr und trift auf einem sandigen, grauen Ufer lag, das unmittelbar hinter ihm zu unwirthlichen Felsen anstieg.

In einer Art Reaktion gegen diese Dürre ließ der Kapitain des Islay in diesen Tagen alle Waschteufel los. Keine Ecke, kein Winkel, der nicht ausgefeist, und was noch schlimmer, demnächst nicht ausgefirnißt wurde. Kaum hatte man sich arglos ein ruhiges Plätzchen gesucht, so kamen die schweigenden Matrosen mit Wasserkübeln, Schlauch und Schrubber, und los ging die Ueberschwemmung, daß kaum Zeit zur Flucht blieb. Eine Hauswäsche, auch die gründlichste, ist im Vergleich damit ein harmloses Spiel.

Am Morgen des 15. April näherten wir uns Callao, der Hafenstadt von Lima, dessen Bay ein ausnehmend schönes Bild gewährt. Die Insel San Lorenzo, die ihr im Westen vorliegt und ihr Deckung gegen Schwellungen des Meeres gibt, ist zwar ein kahler Fels, der jeder Vegetation entbehrt, aber er fällt in sanfter Abdachung gegen die Bay ab, und die hellgelbe Farbe des Steins hebt sich im Sonnenschein anmuthig gegen die Bläue des Meeres. Auf der Ostseite treten die Höhenzüge, die bisher schroff zur Küste absanken, in einem weiten Bogen zurück und steigen dann in mächtigen Reihen auf, eine hinter der anderen, scheinbar ohne Ende und in allen Abstufungen der Färbung.

Am Hafen selbst lagen zahlreiche Schiffe unter der Gut eines chilenischen Panzerschiffes. Schon seit frühem Morgen hatte auf dem Islay alles zur Landung sich vorbereitet; die

zahlreichen Weiber auf dem Hinterdeck, deren Schlafstätten durch Decken eingehegt waren, hatten unbefangen unter freiem Himmel ihre Toilette gemacht, deren wichtigste Bestandtheile ein großer, silberner Kamm für das volle dunkle Haar und ein Schleppkleid zu sein schienen. Auch die übrigen Passagiere hatten das Ihrige gethan; beim Breakfast war Abschied genommen, Karten waren getauscht, wir sahen der Hafenvisite entgegen, die nur abzuwarten war, ehe wir an Land durften. Sie kam denn auch endlich, aber — mit dem Landen war nichts; der kleinen Dampfjacht entstieg ein Mann, dann stieß sie schleunigst wieder ab. Dieser Mann war der Arzt, der ankündigte, daß wir eine Quarantaine zu bestehen hätten, weil in Guayaquil, von wo wir kamen, nach dem Berichte des Konsuls das gelbe Fieber herrschte. Eine Untersuchung des Schiffes fand nicht statt; eine Remonstration, daß wir gesund wären wie die Fische im Wasser, hatte, wenn sie gemacht wurde, keinen Erfolg. Der Doktor, der wenig Vertrauen einflößte, da er eine eingefallene Nase und Triefaugen hatte, quartierte sich auf dem Schiffe ein; wir mußten die gelbe Flagge hissen, als Zeichen, daß wir unrein und verdächtig wären, und weit zurück auf die Außenrheede fahren, wo wir einsam zu liegen hatten. Und dort drüben Callao, so nahe im festlichen Sonnenschein, und darüber hinaus, an die erste Wand der Cordillere geschmiegt, Lima, das mit seinen Thürmen und stolzen Häusern so vornehm und stattlich herüber sah! Wie lange die Haft dauern würde, Niemand wußte es zu sagen. Die Koffer wurden wieder geöffnet, die weggestauten Bücher wieder vorgefucht, die Betten von den Stewards frisch bezogen; das Schiff wurde jetzt zum Hôtel, das Herberge und Kost gegen Extrabezahlung gab. So galt es denn das Unvermeidliche mit Gelassenheit zu tragen.

Zur Betrachtung der Bay war nun die Gelegenheit gründlich gegeben. Die Sicherheit der Lage, die sie, außer dem Schutz durch die Insel San Lorenzo, der Freiheit des Wassers von

Untiefen und Klippen und einem vorzüglichen Ankergrund verdankt, ist zu allen Zeiten dieselbe, so daß Unfälle fast unbekannt sind. Den Seeleuten ist weiter erwünscht, daß das Wasser der Bay regelmäßig eine um etwa 2 Grad C. geringere Temperatur hat, als das des offenen Meeres, welchem Umstande beigemessen wird, daß die Schiffe von dem Carcoma (Holzwurm) und ähnlichen Feinden frei bleiben. Bemerkenswerth sind sodann noch zwei Erscheinungen: ein zeitweiliger Wechsel der Farbe des Wassers von Blau zu Hellgrün bei eintretender südwestlicher Strömung, der so augenfällig ist, daß man die scharze Grenze beider und das Fortschreiten des grünen Wassers deutlich sehen kann, sodann das Entstehen eines starken Geruchs von Schwefelwasserstoffgas, der von dem Grunde der Bay aufsteigt und bisweilen so arg wird, daß er für die Mannschaft der vor Anker liegenden Schiffe unerträglich wird. Noch neuerlich hatte ein Kriegsschiff sich genöthigt gesehen, weil die Besatzung von dem Giel erregenden Gestank erkrankt war, behufs deren Erholung in die offene See zu gehen. Das erstere Phänomen habe ich selbst beobachtet, das letztere kenne ich zu meiner Genugthuung nur aus der Mittheilung Anderer.

Unsere Schiffshaft nahm am dritten Tage ein unerwartet frühes, aber erwünschtes Ende. Ein zweiter Arzt erschien an Bord, die Mannschaft wurde einer flüchtigen Besichtigung unterzogen, dann fiel die gelbe Pestflagge, und das Schiff war frei. Ob sich der Nasenlose inzwischen von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatte, oder ob es wirksamer gewesen war, daß der Capitain sich weigerte, die Post auszuliefern, indem er schloß, daß, wenn das Schiff infizirt wäre, auch die Briefe es sein müßten, blieb dahingestellt. Wir erfreuten uns jedenfalls der Erlösung. Auch die verlorenen Tage mußten verschmerzt werden nach Till Eulenspiegels Rath. Es hätte ja weit schlimmer werden können, am schlimmsten, wenn wirklich ein Kranker an Bord gewesen wäre, da alle Gesunden dann ohne Möglichkeit

des Entweichens und ohne zulängliche Hilfe ebenfalls an das Schiff gebunden gewesen wären. Die Quarantaine wird da, wo die Passagiere nicht sämmtlich ans Land gebracht, und die noch Gesunden von den Kranken getrennt werden können, zu einer wahrhaft barbarischen Grausamkeit.

Calláo machte durch Sauberkeit und eine gewisse Frische einen überwiegend freundlichen Eindruck, dem das Gefühl der eben gewonnenen Freiheit noch etwas zu Gute kommen mochte. Der ältere Theil der Stadt, die zwischen 35 und 40 000 Einwohner zählen soll, hat enge, gewundene Straßen, die unter dem Drucke von Festungsmauern angelegt worden, aber nichts weniger als düster sind. Dies liegt mit am Klima, dem nachgerühmt wird, daß es alle Zeit gut sei. Es regnet zwar niemals, aber die Hitze wird nicht drückend. Die Seebrise setzt regelmäßig um 11 Uhr und um 2 Uhr Nachmittags kräftig ein und kühlt die Luft; auch die Nächte sind kühl, nur die Morgen häufig schwül und nebelig. Die jetzige Stadt ist verhältnißmäßig jung. Im Jahre 1746 wurde die alte Stadt völlig vernichtet, indem bei einem Erdbeben das Meer sie überfluthete. Die Schiffe wurden eine Mile weit von der Küste ins Land getragen; 6000 Menschen verloren ihr Leben. Eine andere, für die Zeit charakteristische Gefahr hatte sie vorher glücklicher bestanden, die Belagerung, mit welcher ein holländischer Pirat, Jakob Clerk, im Jahre 1624 sie durch fünf Monate bedrängte, indem er mit einer Macht von 11 Schiffen, 240 Kanonen und 1600 Mann sich davor legte, ohne sie zu zwingen zu können.

Die Bedeutung der Stadt war vermöge ihrer günstigen Lage früher eine wesentlich militairische; sie war in spanischer Zeit sehr stark befestigt; heute haben die Befestigungen keine Bedeutung mehr. Die Forts von San Sebastian und San Rafael sind zwar noch vorhanden, aber das Kastell San Felipe, der Schlüssel von Peru, ist nicht mehr befestigt und dient als

Zollhaus. Dagegen hatte die Stadt als Handelshafen vor dem Kriege mit Chile einen großen Aufschwung genommen, nachdem in den Jahren 1871—74 Docks erbaut und ausgedehnte Quais mit Dampfkränen angelegt worden waren, die mit den nach Lima und Chorillos führenden Eisenbahnen durch Schienengleise in Verbindung gesetzt waren. Auch war durch Anlegung eines großen gemauerten Bassins, der Darsena, ein sicherer und befestigter Hafen für die Kriegsflotte geschaffen worden. Zur Zeit, nach dem für Peru durchweg ungünstigen Ausgange des Krieges mit Chile, liegen die Geschäfte schwer darnieder, und es ist wenig Aussicht auf ihre Wiederbelebung, so lange der Krieg nicht auch formell beendet ist. Es gilt dies noch mehr von Lima als von Calláo, da letzteres wenig eigenen Handel hat, sondern vorwiegend Agentur der Hauptstadt ist. Viele vermögende Leute sind vertrieben oder freiwillig fortgegangen; der Staatskredit und die Geldverhältnisse sind zertrümmert; die Unsicherheit der politischen Lage schließt jedes weitfichtige Unternehmen aus. Dazu kommt, daß in Calláo alle für peruanische Häfen bestimmte Schiffe aus- und einflariren und daß die hier verzollten Waaren, auch wenn sie nach anderen Häfen der peruanischen Küste wieder ausgeführt werden, nach der Bestimmung der chilenischen Machthaber von Neuem den Eingangszoll entrichten müssen.

Calláo wurde bereits am Anfang April 1880 blockirt und ist es während des ganzen Krieges geblieben. Unmittelbaren Schaden hat es während desselben nicht gelitten; es hatte nur eine schlimme Schreckensnacht zu bestehen, als nach der Schlacht von Chorillos (15. Januar 1881) die geschlagene peruanische Armee sich in marodirende Banden auflöste, die in Verbindung mit dem Pöbel raubten und plünderten. Die Kaufläden, zumal der Chinesen, die bei Unruhen hier die ersten Opfer zu sein pflegen, wie in Europa ehemals die Juden, wurden erbrochen und die Waaren gestohlen und zerstört; ihre Häuser

wurden angezündet und die Eigenthümer, welche sich zu vertheidigen wagten, ermordet. Die verlorenen Werthe bezifferten sich auf Millionen. Erst der Vereinigung der Fremden, welche sich zu bewaffneter Abwehr zusammenthaten, gelang es, der Verbrecher Herr zu werden; dann nahmen die einrückenden chilenischen Truppen die Wiederherstellung der Ordnung in starke Hand.

Callao ist mit Lima, das etwa sieben Kilometer davon entfernt ist, durch zwei parallele Eisenbahnen verbunden, deren eine von einer englischen Gesellschaft erbaut ist, und deren andere den Anfang der dem Staate gehörigen Andesbahn bildet. Sie führen über eine meist sandige und einförmige Ebene, die in geringer Neigung zur Küste abfällt, da Lima nur 134—156 Meter über dem Meere liegt.

Die Hauptstadt von Peru ist so alt, wie die Eroberung des Landes. Franzisco Pizarro selbst hat sie 1535 begründet, am Ausfluß des Rimac aus der Cordillere, indem er den Grundstein zur Kathedrale legte und ihr den stolzen Namen „ciudad de los Reyes“, Stadt der Könige, gab, nach der einen Annahme zu Ehren der heiligen drei Könige, weil am 6. Januar der feierliche Akt geschah, nach anderer Meinung zu Ehren von König Karl und Königin Johanna. Das Wapen der Stadt spricht für beide Meinungen, da es die Initialen der königlichen Namen, zugleich auch drei Kronen und einen strahlenden Stern zeigt, wie er die Könige aus dem Morgenlande nach Bethlehem führte. Der spätere Name „Lima“ soll durch eine den Indianern eigene Aussprache des Wortes „Rimac“ entstanden sein. Pizarro machte auch die Disposition für die Erbauung der Stadt durch Auslegung der Stadtviertel (manzanas), welche die gleichmäßige Seitenlänge von 150 Varas erhielten, und der Straßen, welche sich rechtwinkelig schneidend so angelegt wurden, daß in den Sommermonaten immer auf der einen Seite Schatten ist, ausgenommen, wenn die Sonne

im Zenith steht. Ich entnehme diese Notizen aus einem alten Buche, das mir in die Hände gefallen ist, der Beschreibung der „Reise in die Südsee“, welche ein französischer Ingenieur, Frezier, in den Jahren 1712—1714 im Auftrage des Königs von Frankreich unternommen hat, um die schwachen Seiten der spanischen Besitzungen in Südamerika, von welchen damals Fremde grundsätzlich fern gehalten wurden, zu erforschen. Eine hohe Mauer von Lehmziegeln, welche in jener Zeit die Stadt zum Schutze gegen die Indianer umgab, ist erst im Jahre 1870 gefallen. Im Uebrigen ist Lima, obwohl Erdbeben, insbesondere im 17. Jahrhundert, ihm stark zugesetzt haben, in Eintheilung und Lage unverändert geblieben, wenn es auch im Laufe der Jahrhunderte wesentlich erweitert und verschönert worden ist. In jenen alten spanischen Zeiten war es der Sitz des Vicekönigs und alle Macht und Pracht des an Bodenschätzen reichen Landes, dessen Ausbeutung die spanischen Regenten wie überall meisterlich verstanden, floß hier zusammen. Der alte Frezier erwähnt als einen Beweis des Brunkes und Reichthums der Bewohner, daß in der Stadt 4000 Kaleschen vorhanden gewesen seien, und erzählt dann die Geschichte von dem Einzuge des Herzogs von Palata im Jahre 1682, dem zu Ehren die Straßen de la Mercedez und de los Mercaderes, durch welche der Zug sich bewegte, mit Silberbarren an Stelle der Pflastersteine dicht belegt gewesen seien, deren Werth ihm auf 320 Millionen Francs angegeben wurde, und welche den nach Spanien zu schickenden Tribut darstellten. Auch nach dem Sturz der spanischen Herrschaft in diesem Jahrhundert war Lima als Hauptstadt der neuen Republik so lange Erbin des alten Wohllebens, als aus den Minen und später aus Guano und Salpeter leicht erwerbene Mittel flossen, die es ihr erlaubten, als die üppigste und glänzendste Stadt Südamerikas berühmt zu bleiben. Jetzt trauert die Stadt der Könige in Sack und Asche, nachdem der peruanische Staat in Stücke

gegangen und keine Hand sich findet, die stark und mächtig genug wäre, ihn aus den Trümmern wieder aufzubauen. Nicht wörtlich in Asche, da sie von einer Belagerung oder Zerstörung während des Krieges verschont geblieben ist, aber siech und verkommend unter der Auflösung der politischen Ordnung und den enormen Opfern an Geld und Kredit, welche der unglückliche Krieg erfordert hat. Außerlich tritt dies allerdings dem Besucher nicht sofort entgegen; die chilenischen militairischen Machthaber halten die Ordnung kräftig aufrecht und der Tagesverkehr geht seinen Gang. Aber schon nach wenigen Tagen fühlt auch der Fremde den schwülen Druck, der auf der Stadt lastet und die Unterbindung alles gesunden Lebens. Peru ist zur Zeit ohne Regierung. Der Präsident und die Minister sind mit den meisten höheren Beamten außer Landes; die Armee ist aufgelöst; Handel und Gewerbe liegen danieder, soweit sie nicht für die nächsten Bedürfnisse zu sorgen haben. Die chilenische Regierung, die alle wichtigen Punkte besetzt und in Lima eine Besatzung von 4000 Mann hält, läßt sich zwar die Sorge für die öffentliche Sicherheit mit Erfolg angelegen sein, darüber hinaus aber geschieht nichts oder nur das Unerläßlichste, was als Förderung der Landeswohlfahrt bezeichnet werden könnte. Ihre Organe sind nach Meinung der Peruaner nur darauf bedacht, so viel Geld als möglich aus dem Lande zu ziehen, und beschränken sich auf diese Aufgabe, die sie allerdings mit ebenso viel Eifer wie Geschick lösen sollen. Dieser Zustand dauert über Jahr und Tag seit den für Peru ungünstigen Kämpfen von Chorillos und Miraflores und der Einnahme von Lima, welche die Frucht der chilenischen Siege war. (17. Januar 1881.) Niemand ist da, der Frieden schließen wollte oder könnte. Verschiedene der zahlreichen peruanischen Generale ziehen mit Truppenresten in den transandinischen Provinzen oder in den Cordilleren herum und führen unter Raub und Erpressung gegen die Einwohner eine Art Guerillas-

Krieg; jedoch hat keiner von ihnen Macht und Ansehen genug, um durch einen der Anerkennung des Landes sicheren Vertrag mit Chile den Kriegszustand zu enden, oder, wenn er sie hätte, fehlt ihm der Muth auf die harten, von Chile gestellten Bedingungen, welche eine beträchtliche Landabtretung fordern, einzugehen; er müßte besorgen, dafür nach dem Abzug der chilenischen Truppen, der Tradition entsprechend, aufgehängt zu werden. Versuche in dieser Richtung, die verschiedentlich auch unter Vermittlung fremder Staaten gemacht worden sind, haben keinen Erfolg gehabt. Die Agonie des Staates dauert fort, und Niemand vermag zu sagen, wann der traurige Zustand enden wird. In Peru ist man soweit, daß man diesem langsamer Sterben die Einverleibung des ganzen Landes in Chile vorziehen würde; wenigstens sind die Ausländer der Ansicht, daß die Annexion beim Volk keinen Widerstand finden würde, wie dieses auch den Krieg nicht gewollt habe. Die Gleichheit der Sprache und der Lebensgewohnheiten würden darüber leicht hinweg helfen, um so eher, als die bisherige chilenische Verwaltung, wenn auch hart und rücksichtslos in ihrem Auftreten, sich doch Anerkennung erworben hat.

Diese Physiognomie, welche der Ausdruck der politischen Lage ist, nimmt zur Zeit die Aufmerksamkeit auch des ausländischen Besuchers in Anspruch. Die Stadt hat im Uebrigen mit anderen Städten spanischen Ursprungs die Disposition gemein, nach welcher an der Plaza die Kathedrale und die Regierungsgebäude liegen, und die Eigenschaft, daß sie aus der Ferne den besten Anblick gewährt. Die Plaza ist jetzt verhältnißmäßig öde: die Bäume sind verdorrt, von dem fröhlichen Treiben, das sie früher belebt haben soll, wenn am Abend die Militairmusik spielte, ist kaum mehr als die Erinnerung vorhanden. Dasselbe gilt von der Alameda del Aho, die entlang dem Rimac nach der Plaza de Toros führt und von der

„Alameda de Decalzos“, die von dem Kloster der Barfüßler (Decalzos) den Namen hat.

Bedeutend als Gebäude sind mehrere Kirchen, deren die Stadt, welche Sitz des Erzbischofs ist, 67 zählt, und einige der Mönchs- und der Nonnenklöster, an denen sie ebenfalls nicht arm ist. Die Kathedrale, ein Bau von schönen Dimensionen, in dem üblichen Styl und mit den üblichen, geschmacklosen Verzierungen, birgt die Reste von Franz Pizarro, der, wie die meisten der Konquistadores, durch Mörderhand fiel (1541). Von künstlerischem Werthe möchte nur das Kloster der Franziskaner sein, das einen bemerkenswerthen Kreuzgang hat. Die Wände desselben sind mit bunten Fliesen ausgelegt, auf denen die Zahl 1620 das Jahr der Erbauung angiebt. Die Pfeiler tragen Bildnisse von Heiligen und Märtyrern, darunter ein Crucifixus mit einer Doppellanze durch die Brust. Ueber dem Kreuzgange ist ein zweiter Gang mit offenen Steinbögen in guter Arbeit, und aus beiden blickt man in und auf einen Garten, der nicht groß, aber voll auserwählter, tropischer Gewächse ist, die auch jetzt zum Theil in voller Blüthe stehen. Die Privathäuser sind durchweg von einfachem Bau, meist zweistöckig, aus Adobes errichtet, nur die Grundlagen aus Stein oder Ziegelwerk, die Dächer flach. Eigenthümlich sind Ausbauten an den oberen Stockwerken mit zahlreichen Glasfenstern, die aber die neue Bauordnung nicht mehr gestattet. Wasser, aus dem Rimac abgeleitet, fließt in bedeckten Rinnen durch die Straßen.

Der Verkehr in letzteren muthet durchaus europäisch an. Tramways mit offenen Wagen, Miethskutschen, Kaufläden, Beleuchtung: allerwegen nichts Exotisches. Nur die Tracht der Frauen unterscheidet sich durch den Manto, ein shawlartiges Tuch, das um den Kopf und die Brust gelegt, und das von den Frauen aller Stände getragen wird. Der Manto ist stets von dunkler Farbe, aber von verschiedenen Stoffen, von grobem

Wollgewebe bis zum crêpe chinois mit kostbarer Stickerei. Er läßt das Gesicht frei, bedeckt aber das Haar, den Hals und die Taille, er wird mit Vorliebe am Vormittage getragen, insbesondere für den Besuch der Frühmesse, da er, wie Sachkenner meinen, des Frisirens überhebt und ein weitgehendes Negligé der Unterkleider gestattet. Für die Kirche ist er überhaupt unerläßlich; ein moderner Damenhut, den eine kühne Neuerin in der Messe aufzusetzen gewagt hatte, erregte Entsetzen, derart, daß der Geistliche demnächst von der Kanzel ihn ein Gräuel nannte und die Trägerin nöthigte die Kirche zu verlassen. Daß trotz der Einfachheit der Farbe und des Schnittes der Manto kleidsam ist, und daß die Damen von Lima verstehen, ihn mit Geschmack zu tragen, versteht sich; er wäre sonst trotz der Vorliebe der Pfarrer dafür längst außer Mode. Ich fand meinerseits dies durch den Augenschein bestätigt, als ich am letzten Sonntage mit einem hier wohnhaften Landsmann an der Kirche der heiligen Agnes vorüber ging, gerade, als das Hochamt vorüber war. Die Kirche steht bei den Damen von Lima in besonderer Gunst, und da die Damen von Lima fromm sind, so war sie sehr besucht gewesen. Ich will nicht verbergen, und es wird mir vergeben werden, daß ich in der Nähe der Hauptthür stehen blieb, um die Matronen und Töchter des Landes passiren zu sehen; ich durfte es, da ich dabei keineswegs allein war, sondern eine große Anzahl alter und junger Männer ebenfalls warteten, die offenbar kein ethnographisches Interesse hatten. Es lohnte auch die Mühe, denn in der That gab es eine ungewöhnlich große Menge feiner Gesichter und edler Gestalten, zu denen der spizenbesetzte Manto oder der an Festtagen seine Stelle vertretende Schleier ganz allerliebft stand. Die Schönheit war von jeher in Lima heimisch; schon der alte Frezier hebt dies hervor, allerdings mit dem etwas bedenklichen Zusatz, daß nur der Gegensatz zu der Mulattin die Frauen schön erscheinen ließe. Das naive Bewußtsein davon spricht



sich in einer Eigenthümlichkeit aus, die anderweit Anstoß erregen würde, daß nämlich die Photographieen schöner Frauen aus der besten Gesellschaft öffentlich verkauft werden, und die Originale sich freuen wenn es geschieht. Ich fand gelegentlich ein solches photographisches Bild, das eine schöne und vornehme Frau von Lima darstellt, und erwarb es, obwohl ich nicht Aussicht hatte sie kennen zu lernen, schon um der Art willen. wie es das anmuthige Tragen des Manto zeigt. Mein Begleiter, der die Dame kannte, bemerkte demnächst, daß er ihr davon erzählen würde, und daß er sicher wäre, ihr damit etwas Angenehmes zu sagen.

Wie in Mexiko, so werden auch hier die Frauen im Allgemeinen höher gestellt als die Männer, welche der Lust zur Arbeit und guten Sitte im Durchschnitt entbehren sollen; sie sind nicht bloß die schönere, sondern auch die bessere Hälfte der Menschheit. Eine Bestätigung dafür ist, daß sie gegen die chilenischen Truppen, welche die Stadt besetzt halten, gesellschaftlich sich unbedingt abschließen. Leider soll gerade unter den Frauen der höheren Stände große Noth herrschen, weil viele Gatten und Väter in der Verbannung sind oder Stellung und Vermögen in Folge des Krieges verloren haben.

---

## XXXVI.

Klimatische Verhältnisse von Peru. — Eisenbahnen über die Andes. — Die Bahn von Oroya. — St. Bartolomé. — Spitzkehren. — Puente del Infernillo. — Chicla. — Die Bergkrankheit. — Chorillos und Miraflores und deren Zerstörung durch die Kämpfe im Januar 1881.

Lima, April 1882.

Lima hat nur zwei Jahreszeiten, Winter und Sommer, ohne hervortretende Uebergänge. Im Winter, der von Juni

bis Dezember dauert, sinkt die Temperatur nicht unter 12 Grad und steigt nicht über 18 Grad R. In den sechs Sommermonaten bewegt sie sich zwischen 18 und 28 Grad R. Dabei ist eine Besonderheit der Luftschwere bemerkenswerth, welche bewirkt, daß das Barometer mit einer solchen Regelmäßigkeit steigt und fällt, daß es als Uhr dienen kann. Um 5 Uhr Morgens beginnt es zu steigen bis 0,009 Meter und bleibt auf diesem Stande von 9 bis 11 Uhr; dann sinkt es bis 4 Uhr Nachmittags und bleibt wiederum drei Stunden von 4 bis 7 Uhr unverändert, um demnächst wieder zu steigen. Die Atmosphäre ist immer von Feuchtigkeit gesättigt, zumal im Winter; jedoch regnet es nur im Juli und August. Das Klima ist danach milde und gesund. Es hat außerdem den Vorzug, daß man bei Ausflügen nicht ängstlich wegen des Wetters zu sein braucht, es sei denn, daß man nach den Andes hinauf will oder darüber hinaus, denn dort gelten andere Bedingungen.

Du weißt, daß in Peru an mehreren Stellen der kühne Versuch gemacht worden ist, die Andes mit Eisenbahnen zu übersteigen, in der Absicht, dem weiten, von der Natur begünstigten Lande an den sanft geneigten Abhängen der östlichen Cordillere durch Verbindung mit dem Meere Absatzwege zu eröffnen, welche zuvor völlig mangelten, und es damit der Kultur zugänglich zu machen, die ebenfalls fast völlig mangelte. Während die Westküste eine Reihe von Wüsten ist, die nur durch schmale Thäler getrennt werden, in welchen die von den Cordilleren abfallenden Wasser den Boden fruchtbar machen, trockene und sandige Steppen, bisweilen durchschnitten von steilen Höhen und von Hügeln beweglichen Sandes, ist die Ostseite des Gebirges, soweit bekannt, von einer Ergiebigkeit des Bodens, welche als unerschöpflich bezeichnet wird. Dieses große Quellengebiet des Amazonenstromes aber ist noch wenig erforscht. Noch auf der neuesten Karte von Peru, die mir in

Lima zu Gesicht gekommen ist und die Paz Soldan im Jahre 1877 herausgegeben hat, ist jenes ganze Terrain, das etwa die Größe von Frankreich hat, mit dem Namen „Bosques de los Indios“, Wälder der Indianer, bezeichnet, Urwald, den auf Hunderten von Meilen der Fuß eines weißen Mannes noch nicht betreten hat.

Jene Versuche sind bisher Stückwerk geblieben. Die eine der Eisenbahnlinien im Süden des Landes sollte von Mollendo und Arequipa nach Puño am See von Titicaca, der mit Dampfschiffen befahrbar ist, und dann weiter nach La Paz, der Hauptstadt von Bolivia geführt werden, das dadurch einen direkten Zugang zum stillen Ocean erhalten haben würde. Sie ist nur nach Puño gediehen. Eine zweite, wichtigere und schwierigere Unternehmung war die Erbauung einer Bahn, welche von Lima aus über die Andes nach Oroya jenseit der Hauptkordillere geführt und von da ab mit verschiedenen Zweigbahnen nach Osten fortgesetzt werden sollte, bis sie einen schiffbaren Zufluß des Amazonenstroms erreichte, der von dort Schiffe in den atlantischen Ocean tragen kann. Diese Bahn ist nur bis Chicla, das noch unterhalb der Scheitelhöhe diesseits der Andes liegt, ausgebaut und in Betrieb gesetzt worden, ohne daß Aussicht auf ihre Weiterführung in absehbarer Zeit besteht. Beide Eisenbahnen sind das Werk eines unternehmenden Amerikaners, Henry Meiggs, der sie von der Regierung zu der Zeit in Kontrakt genommen hatte, wo der Glaube an die Unversiegbarkeit der Einnahmen aus den Guanolagern noch bestand. Die erstere Bahn wurde 1874 in Betrieb genommen, die letztere erst einige Zeit vor dem Ausbruch des Krieges. Während des Krieges ist der Betrieb eingestellt und auf der Oroya-Linie erst seit einigen Wochen mit der Beschränkung wieder aufgenommen worden, daß wöchentlich nur drei Züge von Lima nach Chicla abgelassen werden, welche je nach dem Tage der Auffahrt von da zurückkehren.

Ich konnte es mir nicht entgehen lassen, die höchste Eisenbahn der Welt zu befahren, nicht bloß um des Reizes willen, eine Höhe, welche derjenigen des Wetterhorns gleich kommt und den Scheitel der Gotthardbahn um mehr als das Doppelte übersteigt (3752 Meter : 1154 Meter) mittelst Dampf zu erreichen, sondern auch, um die gewaltige Gebirgsnatur der Andes und die zu ihrer Bewältigung ausgeführten ingenieösen Bauten zu sehen, deren Großartigkeit selbst dem Laien verständlich wird.

Die Station der Eisenbahn in Lima liegt am Rimac, in dessen Thal sie auch aufwärts geführt ist. Der Fluß hat oberhalb der Stadt in der Ebene bis an die Cordillere ein weites, flaches Bett, dessen Ufer er oft überschwemmt und das außer der Regenzeit in viele und schmale Rinnsale zerfällt, welche zwischen Kies und Sandbänken sich durchwinden. Da die Niveauverhältnisse Bewässerung gestatten, so erfreut sich das Auge ausnahmsweise des frischen Grüns von Weideland und jungem Zuckerrohr, das in dem Alluviallande des Rimac wohl gedeiht, und welches auf einer Anzahl von Ingenios zumeist unter Anwendung chinesischer Arbeiter gebaut wird. Abgesehen davon ist die Vegetation dürrig; nur eine ungewöhnlich schöne Weide (*Humboldtiana*), die auch in Mexiko häufig ist, hebt sich durch die Feinheit ihrer frühlinggrünen Blätter und die graziose Form ihrer Zweige anmuthig über dem Schilf und über unendlichem Ricinus, die neben ihr das Feld beherrschen. Der in seinen Ansprüchen so bescheidene Eukalyptus ist auch hier bereits in kleinen Anpflanzungen vertreten; er scheint überall mit den Chinesen eingewandert, denen er an Genügsamkeit und Säßlichkeit ähnelt.

Außer den Zuckeringenios werden nur wenige und zerstreute Niederlassungen sichtbar; die Ruinen eines Pulvermagazins auf einem Hügel und angebrannte Häuser erinnern an die Kämpfe, die im Januar des vergangenen Jahres hier gekämpft worden sind. Die in dieser Jahreszeit todten Acker-

felder sind von der Straße und von einander durch massive Mauern aus Adobes geschieden, die wie Festungswälle aussehen. Es ist im Ganzen ein vorwiegend ödes Bild.

Als wir um 8 Uhr von der Station ausfuhren, lag noch ein leichter Nebel über der Fläche, den aber die Sonne verdrängt hatte, als der Zug sich Santa Clara näherte, wo der Fluß aus dem Felsenthore der Cordillere tritt. Bis zu dieser Station, die 22 Kilometer von Lima entfernt ist, steigt die Bahn nur um 277 Meter und zwar bei der sanften Abdachung des Terrains sehr allmählig. Von da ab ändert sich der Charakter. Die Bergketten, aus denen der Rimac hervorsticht, sind nackt und zerrissen, selbst ohne eine Spur von Vegetation zwischen den unzähligen Blöcken und Trümmern, in welche die Oberfläche zerbrochen ist. Das gelbgraue Gestein erglüht in der Sonne, als wäre in ihm das Feuer noch nicht erloschen, das es einst aus der Tiefe empor gehoben haben soll. Die Bahn führt dem Laufe des Rimac entgegen, der in seinem unteren Theile ein mäßiges Gefälle hat; sie steigt in Anschmiegun an das felsige Ufer des Flusses bis San Bartolomé, 68 Kilometer von Lima, auf 1533 Meter oder im Durchschnitt 2,8:100.

In San Bartolomé machte der Zug den ersten längeren Aufenthalt. Ihm zu Ehren war eine Küche im Freien zur Bereitung des Lunch und ein indianischer Fruchtmarkt unter einer überdachten Halle, auf welchem Orangen, Chiramohas, Platanos, Käse und rothe Zwiebeln, letztere ein Gegenmittel gegen die Bergkrankheit (sorocho), feil geboten wurden. Die Verkäuferinnen, indianische Frauen, die am Boden kauerten, waren typisch von den Indianerinnen in Mexiko nicht wesentlich verschieden; die gleiche Farbe der Haut, des Haares und der Augen, die ebenso blitzten wie in ihrer Art die Zähne; auch den Reboffo trugen sie wie jene, jedoch auf dem Kopfe Stroh- hüte in der Weise unserer Männerhüte. Zwischen ihnen und den Waaren waren zahlreiche Babies, die entweder, am Boden

liegend, an der Brust der Mutter tranken oder nach der Sättigung in holder Natürlichkeit mit den runden Beinchen in der Luft strampelten. Um die Station, an welcher das Thal sich etwas weitet, waren die ersten Bäume, Pappeln, von künstlicher Anpflanzung. Als wir weiter fuhren, zeigten sich auch Anfänge natürlicher Vegetation auf den Hängen der Berge, in welche der Lauf des Rimac eingesenkt ist, wie auf den dahinter sich erhebenden Höhen; hier ein Kaktus, der auf dem platten Felsen wächst, eine streitbare Pflanze, die wie ein Pionier anderen die Wege ebnet, dort ein Anflug von Grün, der auf den Höhen zunahm, auch wilder Heliotrop in großen, vereinzelt Büschen, dessen duftende Blüthen die ersten Blumen am Wege waren. Als der Zug sich langsam aufwand, hoch über dem Bette des Rimac, wurden auf den weniger jähren, gerundeten Berglehnen seines nördlichen Ufers Abstufungen sichtbar, die wie verwischte Ackerfurchen aussahen. In der That sollen zu der Zeit der Inka Theile des Thales angebaut gewesen sein und jene Rücken die Spuren davon tragen, was um so wahrscheinlicher ist, als sie zumeist an den Seiten schmaler Schluchten sich finden, in denen zur Regenzeit oder zur Zeit der Schneeschmelze Wasser zum Rimac nieder rinnen, aus denen Bewässerungskanäle gespeist werden konnten.

Von solchem stillen Fleiße des Ackerbaues ist heute nur wenig zu sehen; dagegen erscheint menschliches Können in glänzendem Lichte in den Arbeiten, welche die Eisenbahn durch das Thal hinauf gezwungen haben. Bald hinter San Bartolomé beginnt, da das Thal sich verengt und zugleich immer jächer ansteigt, der Kampf des Ingenieurs mit den widerstrebenden Naturgewalten. Sie sind durch Tunnels, durch Fels einschnitte, durch Brücken und Viadukte in ununterbrochener Folge bezwungen und durch eine Führung der Bahn in Windungen und Schleifen, die ihr eine Länge geben, welche mehr als das Doppelte der geraden Entfernung beträgt. Hinter Matucana (2374 Meter

über dem Meere, 101 Meter von Calláo) nahm ich zuerst die sogenannten Spitzkehren wahr, auf welchen die Bahn an steilen Wänden, wo für Kurven kein Raum war, in die Höhe geführt ist. Die Bahn bildet dann ein aufwärtsgehendes Zickzack und wird in der Art befahren, daß der Zug, wenn er die Spitze des Winkels auf der einen Seite erreicht hat, auf ein Ausfahr- gleis gebracht und dann entweder durch die Lokomotive, welche an ihrer Stelle vor dem Zuge geblieben, nach Umstellung der Weiche auf der im spitzen Winkel abgehenden nächsten höheren Linie aufwärts bis zur nächsten Spitze gestoßen wird, wonächst dann die Lokomotive in die dritte Linie ihn wieder zieht, oder daß die Lokomotive auf der Drehscheibe gewendet und am bisherigen Ende des Zuges vorgelegt wird. Die erstere Prozedur des abwechselnden Stoßens durch die Lokomotive geschah auf unserer Fahrt regelmäßig, selbst durch gekrümmte Tunnels hindurch; bei der Kürze des Zuges, der nur aus zwei Personen- und zwei Güterwagen bestand, und bei der Langsamkeit, mit welcher die Bewegung vor sich ging, war dies ohne besondere Gefahr. Die Weichen bediente der Kondukteur des Zuges, dessen ganzes Personal außer ihm nur aus dem Lokomotivführer und Heizer bestand; Bahnwärter waren nirgend bemerkbar. Solche Spitzkehren wiederholten sich nun öfter; es gab Strecken, wo drei Linien im Winkel gebrochen über einander lagen, jede 100 Meter höher als die andere, auf denen dann der Zug wechselweis gezogen und geschoben wurde.

Je höher der Zug stieg, desto großartiger wurde die Scene. Die Bergketten, welche das Thal des Rimac bilden, der in seinem oberen Laufe bis San Mateo diesen letzteren Namen führt, haben durch Massenhaftigkeit wie durch Wildheit und Starrheit der Formen etwas Ueberwältigendes. Der Fluß, an Reinheit und Farbe des Wassers und durch stürmische Bewegung ein wahrer Alpenbach, das einzig Lebendige in dieser Oede, zeigt in dem Schaum und in dem Tosen seiner stürzenden Wellen

die ganze Schwere des Kampfes, den es gekostet hat, diese gigantischen Felswälle zu brechen, die nur in zahllosen Windungen und Krümmungen seinem Drängen nachgegeben haben. Wie hoch auch diese Thalwände waren, an einzelnen Wendungen der Bahn, die einen freien Ausblick gewährten, zeigten sich immer noch höhere Bergketten dahinter, zum Theil schon umschleiert von abendlichen Nebeln, welche die allgemach sinkende Sonne rosig färbte. Welch ein unsäglich erhabenes Bild von ihren Gipfeln nieder zu dem Bette des Flusses, über welchem die Bahn Hunderte von Fuß in den Felsen gegraben ist! Besonders schön war der Niederblick da, wo die Bahn aus einem Tunnel trat, um nach kurzer Zeit ins Dunkel eines anderen einzumünden. Zeitweilig verengte sich die Thalsohle so, daß es unmöglich schien, neben dem Flußlaufe könnte die Eisenstraße noch Platz haben. In der That ist es an einer Stelle nothwendig geworden, für den Bach ein neues Bett durch die Felsen zu sprengen, um sein altes Bett für die Bahn zu benutzen. Donnernd stürzt er sich in starkem Falle in den ihm gewiesenen Tunnel, der ihn erst nach langem Laufe wieder frei giebt. Puente del Infernillo heißt nicht ohne Grund die Brücke, welche zwischen zwei Tunnels 165 Fuß hoch über dem Katarakt den Bach überspannt.

Die fahrplanmäßige Zeitdauer der Fracht von Lima nach Chicla (139 Kilometer) ist acht Stunden. Sie konnte nicht inne gehalten werden, weil wir in Matucana einen längeren Aufenthalt gehabt hatten, um einen entgegenkommenden Extrazug, mit dem der französische Gesandte am Tage zuvor aufwärts gefahren war, abzuwarten, sodann, weil gegen Abend die Maschine defekt wurde und wir auf freier Strecke halten mußten, um sie nothdürftig wieder in Gang zu bringen. Es war dies gerade an jener Höllenbrücke, und ich darf sagen, daß der unsichere Schein der Fackel, bei welchem der Maschinist seine Arbeit verrichtete und der wechselnd mit den rothglühenden

Kohlen der Lokomotive in das tiefe Dunkel über den Katarakt hin zitternde Lichter warf, etwas von, wenigstens dem Vorhose, der Hölle hatte.

Zum Glück wurde der Schaden soweit ausgebessert, daß wir, wenngleich langsam, vorankamen und nach 8 Uhr Abends Chicla, den zeitigen Endpunkt der Bahn, erreichten. Ein Deutscher, Namens Schulze, hält dort nahe der Station ein Gasthaus, Hôtel Trasandino, obwohl er seines Zeichens eigentlich Viehhändler ist. Elegant war es eben nicht, aber es gab ein Unterkommen für die Nacht und das war willkommen, da die Höhe von 12 279 Fuß, in welcher die Station liegt, in der Temperatur sich empfindlich geltend machte. Am anderen Morgen, wo ich selbst zusah, zeigte das Thermometer im Freien 4°, im Schlafzimmer 7° R. Das Pueblo, welches den Namen Chicla trägt, liegt unterhalb der Bahn jenseit des Flusses und ist ein Aggregat von kleinen, ohne Ordnung umhergestreuten Häusern, die nur deshalb von Stein sind, weil Palmenblätter und Stangen in dieser Höhe nicht angebracht sein würden; abgesehen davon, sehen sie ärmlich genug aus. Eine Strecke oberhalb der Station ist ein großer Tunnel projektirt, dessen Durchschlagung aber noch nicht vollendet. Der Betrieb geht deshalb über Chicla noch nicht hinaus. Indessen ist dies noch nicht der höchste der erforderlichen Tunnelbauten, der vielmehr erst auf Höhe von 4629 Metern\*) das Gebirge in einer Länge von 3849 Metern durchbrechen soll und dabei noch 267 Meter unter der Höhe des Passes über die Kordillere (4896 Meter) bleibt. Von Oroya, das schon jenseit des Passes (auf 3775 Meter Höhe) liegt, ist die Fortsetzung der Bahn in der Weise geplant, daß sie unter Ausfendung von Zweigbahnen nach den Silberminen des Cerro de Pacca und nach dem Distrikt von Junin auf Chanchamayo an einem der Quellflüsse

\*) Die Jungfrau ist 4167 Meter, der Mont Blanc 4810 Meter hoch.

des Amazonas geführt werden soll. Diese Fortsetzung ist aber kaum Zukunftsmusik zu nennen, nachdem der bisherige Bau bereits die Summe von 27 Millionen Soles oder etwa 220 Millionen Mark verschlungen haben soll und bei den zerütteten Verhältnissen des Staates die Ausbringung der weiteren Kosten, die nicht geringer sein würden, außer der Möglichkeit liegt. Man erzählt allerdings, daß die Erben des Bauunternehmers Henry Meiggs, der vor einigen Jahren gestorben ist und der von der peruanischen Regierung noch einige Millionen Pfund Sterling zu fordern haben soll, dieser das Anerbieten gemacht haben, den Bau der Bahn auf ihre Kosten zu vollenden, wenn ihnen der Betrieb so lange überlassen würde, bis der Staat im Stande wäre, die aufgewendeten Kosten ihnen zu ersetzen; doch sei dieses Anerbieten ohne Antwort geblieben. Von einer Verzinsung des angelegten Kapitals ist natürlich keine Rede. Auch die Betriebs- und Unterhaltungskosten können bei der Geringsfügigkeit des Verkehrs nicht gedeckt werden; sie werden es auch schwerlich werden, wenn die Bahn bis zu dem vorgesteckten Ziele durchgeführt und in Betrieb gesetzt würde, da alle Voraussetzungen für eine Alimentation des Eisenbahnverkehrs fehlen, die Menschen und die Kultur, und da keine Hoffnung gehegt werden darf, daß beide, wie dies in den Vereinigten Staaten der Fall, dem Zuge der Eisenbahn folgen werden.

Aber auch wenn eine Besiedelung der Montaña, wie die Hochebene und das Land an den Ostabhängen der Andes genannt werden, rascher geschehen möchte, als die natürlichen und politischen Verhältnisse des Landes irgend wahrscheinlich machen, und wenn die Ansiedler dem Boden reiche Erzeugnisse abgewinnen möchten, was im Bereich der Wahrscheinlichkeit liegt, so würden doch die Kosten des Transportes über das Gebirge bei der Kostbarkeit des Betriebes so hoch gestellt werden müssen, daß nur wenige, sehr werthvolle Artikel sie tragen könnten. Deutsche Ansiedler, die auf ihren Niederlassungen jenseit der

Kordillere Kafe gebaut, haben dies insofern erfahren, als ihnen die Kosten des Transportes auf der in Betrieb gesetzten Eisenbahnstrecke allein so hoch zu stehen kamen, wie der Preis des Kafe in Callao stand. In ihrer zeitigen Unvollständigkeit jedenfalls hat die Bahn nur Werth für die armselige Bevölkerung des Rimacthales und für die wenigen Touristen, welche es reizt, nach Chicla zu fahren. Sie ist ein Triumph der Ingenieurkunst, aber wirthschaftlich ein Mißverständniß. Politisch wäre sie zu rechtfertigen, wenn sie das Mittel böte, die von der Staatsgewalt nur lose erfaßten transandinischen Provinzen fester in die Hand zu nehmen. Aber die Regierung, welche Einsicht, Bestand und Muth genug hätte, die Kultur in jene Provinzen zu tragen, hat Peru noch nicht gesehen, und vergeblich fragt man, wann und woher sie kommen soll.

Außer der großartigen, wenn auch öden Gebirgsumgebung bietet Chicla nichts, was fesseln könnte. Von dem Sorcho, der Bergkrankheit, war ich verschont geblieben, auch ohne daß ich das Gegenmittel der rothen Zwiebeln angewandt hatte, und ich kann daher nur aus der Tradition berichten, daß sie sich in dumpfem Kopfschmerz, Uebelkeit, Athemnoth und Schlaflosigkeit äußert und durch die Dünne der Luft entstehen soll. Ganz unbekannt ist sie mir übrigens nicht, da ich einmal einen in den Symptomen ähnlichen Zustand auf dem Kreuzspiz in Tyrol durchgemacht habe; ich weiß genug davon, um das Leiden überaus peinlich zu finden. Aber obwohl gesund mußte ich doch davon absehen, länger zu bleiben oder etwa eine längere Exkursion nach der Höhe zu unternehmen, weil marodirende Banden ehemaliger peruanischer Soldaten die Gegend unsicher machten. Ich kehrte vielmehr am anderen Tage nach Lima mit dem abgehenden Train zurück, der die Fahrt in dieser Richtung in 6½ Stunden machte, also um vieles rascher erledigte als die Auffahrt. Eine Draisine, die keinen Aufenthalt macht, kann abwärts in zwei Stunden fahren. Bei dem hellen

Lichte des Morgens konnte für die Beobachtung nachgeholt werden, was bei der Auffahrt die Dunkelheit dem Blicke entzogen hatte, insonderheit die Betrachtung des Riesenviadukts von Barrugas, der sich bei einer Länge von 525 Fuß über die Thalsohle 252 Fuß erhebt. Die Fahrt blieb dieses Mal ohne hindernden Zwischenfall, doch mußten wir ebenfalls ein Mal auf freier Strecke halten, weil eine Reihe Lamas auf dem Bahnkörper vor der Maschine einhertrabte und die Geleise nicht verlassen wollte, so lange der hinter ihnen herbrausende Zug im Gange war. Das Lama ist das Kameel Perus an Geduld, Ausdauer und Genügsamkeit, für alle Wege im Gebirge das brauchbarste Lastthier. Es ähnelt dem Kameel, von dessen Kopf der seinige eine Miniaturausgabe zu sein scheint, auch darin, daß es einer Ueberlastung sich mit äußerster Beharrlichkeit widersetzt. Ich hatte am Morgen einen beladenen Zug auf einem Saumwege über die Berge herabsteigen sehen, die sich über Chicla erheben. Die Thiere waren erheblich größer als die Exemplare, welche wir in unseren zoologischen Gärten zu Gesicht bekommen, meist von hellgelber Farbe und, obwohl circa 30 an der Zahl, nur von einem Treiber begleitet. Die Art, wie sie abwärts stiegen, war ganz eigenthümlich; sie gingen nicht in einer Reihe, wie meist die Maulthiere thun, sondern mit einer gewissen Freiheit der Ordnung und anscheinend ohne ein Gefühl der Last, welche sie trugen, den Kopf etwas zurückgebeugt und mit einer großen Zierlichkeit der Bewegung die schlanken und kräftigen Beine setzend. Zeitweise hielt das eine oder andere einige Sekunden, nicht um auszuruhen, sondern wie um die Gegend zu übersehen und dann den elastischen Gang wieder zwanglos aufzunehmen. Auch die Lamas, welche auf der Eisenbahn als dem bequemsten Wege liefen, waren beladen und ließen, nachdem es dem Treiber gelungen war, sie von der Bahn zu bringen, und der Zug nach dem Halt langsam weiter fuhr, auf der Berglehne stehend, ihn mit neugierigem Auge

passiren. Aus ihrem Berufe als Transportmittel wird sie diese Eisenbahn noch nicht so bald verdrängen.

Nach diesem Besuche eines Werkes friedlicher Arbeit, das, wenn auch übereilt unternommen und unvollendet, doch den Geist, der es geplant und in Angriff genommen hat, zu achten zwingt, besuchte ich in den nächsten Tagen einige Stätten, an welchen der Krieg seine zerstörende Arbeit verrichtet hat, die ehemaligen Pueblos von Chorillos und Miraflores. Bei und in ihnen sind im Januar vorigen Jahres die Kämpfe geschlagen worden, welche den Ausgang zu Gunsten der Chilenen entschieden und ihnen mit der Hauptstadt das ganze Land überliefert haben.

Chorillos, dicht am Meere im Südosten der Bay von Callao gelegen, im Süden durch eine Reihe baumloser Hügel abgeschlossen, war eine Sommerfrische und ein beliebter Badeort für die feine Welt von Lima, von dem es mittelst der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen ist. Es war ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern mit allem Komfort eines Luxusbades und voll heiteren Wohllebens in seinen glücklichen Tagen. Jetzt ist es ein Haufen von Schutt und Trümmern. In den Straßen, in denen der Kampf am heftigsten gewüthet hat, stehen nur einzelne Umfassungsmauern; Brand und Geschosse haben die Häuser verzehrt, deren Ruinen unter halb verbrannten Bäumen ein Bild der Zerstörung zeigen, welches das Herz traurig macht. Der Kampf hat länger als fünf Stunden gewährt; jedes einzelne Haus mußte mit Sturm genommen werden. Die Löschung des Brandes war dadurch unmöglich, daß die Vertheidiger selbstthätige Bomben in die Straßen gelegt hatten, deren Explosionen die Löschmannschaft hemmten. Das Feuer wüthete so Tag und Nacht und hat nur wenige Häuser unverseht gelassen, darunter eine große Markthalle, in welcher zur Zeit wenige Verkäufer Früchte und Krabben feil hielten. Ein Bataillon Chilenen hält den Platz besetzt; einige Händler und

Kneipwirthen sind außerdem die einzigen Bewohner. Nicht besser sieht es in Miraflores aus, das ebenfalls in der Nähe der Küste, aber näher an Lima liegt oder gelegen hat, und von dem auch fast wörtlich gesagt werden kann, daß kein Stein auf dem andern geblieben ist. Hier haben die Verluste vorwiegend Deutsche getroffen, welche sich in wohl eingerichteten Landhäusern angesiedelt hatten. Was Feuer und Geschosse verschont hatten, fiel in plündernde Hände, wie man sagt, in solchem Umfange, daß Schiffsladungen davon nach Chile gebracht wurden. Ein Landsmann, Theilhaber an einer Eisfabrik, hat allein den Muth gehabt, sein Haus so weit wieder herzustellen, daß er es mit seiner zahlreichen Familie bewohnen kann. Der geräumige und schöne Garten, in welchem er uns empfing, war wie eine blühende Insel inmitten der Verwüstung; die Natur hatte die Zerstörung überwunden und neues Leben aus den Ruinen sprossen lassen.

Die Kämpfe in Chorillos und Miraflores sind offenbar mit großer Erbitterung geführt worden. Der Präsident Piérola hatte zur Sicherung von Lima einen doppelten Gürtel von Befestigungswerken anlegen lassen, die so armirt waren, daß sie für uneinnehmbar gehalten wurden. Der äußere derselben stützte sich auf den Morro Solar, einen steilen, von sandigem Boden bedeckten Berg von 270 Meter Höhe, in welchen die Hügelkette im Süden von Chorillos ausläuft. Die Chilenen hatten in der zweiten Hälfte des Dezember ihre Armee in dem kleinen Hafen von Curayaco wenige Stunden unterhalb Chorillos unter großen Schwierigkeiten gelandet, ohne Widerstand zu finden, und waren dann an den Rio Lurin vorgerückt, wo sie Anfang Januar 1881 der peruanischen Armee gegenüberstanden, nur durch eine Distanz von 14—15 Kilometern getrennt. Ihre Landung hätte bei einiger Aufmerksamkeit und Entschlossenheit auf Seiten der peruanischen Heeresleitung verhindert und die chilenische Armee nach derselben ins Meer gedrückt werden

können, wenn ein Angriff rechtzeitig unternommen worden wäre. Man sagt, daß Piérola ihn unterlassen, um die Chilenen mit größerer Sicherheit und größerem Ruhme vor den Befestigungen von Lima zu vernichten. Auch demnächst war die Sorglosigkeit der Peruaner so groß, daß sie von den Bewegungen der Chilenen ohne jede Nachricht waren; sie hatten weder Kundschafter noch Vorposten. Man nahm an, daß die Chilenen nicht den Muth haben würden, gegen die Festungslinien anzu-  
rennen, obwohl die ganze bisherige Kampagne erwiesen hatte, daß es den Chilenen an Muth und Entschlossenheit durchaus nicht fehlte. In der Morgenfrühe des 13. Januar griffen sie denn auch unvermuthet die Redouten unter dem Morro Solar an und nahmen sie sowie die Stadt mit großer Bravour. Die peruanischen Truppen mußten sich auf die zweite Linie zurückziehen. Durch Vermittelung des diplomatischen Korps in Lima kam ein Waffenstillstand zu Stande, der bis Mitternacht des folgenden Tages dauern sollte. Noch vor Ablauf desselben erneuerte sich jedoch der Kampf, wie seitens der Peruaner behauptet wird, weil die Chilenen ihre Geschütze in bessere Positionen brachten, nach chilenischer Meinung, indem die Peruaner unter direktem Bruch der Bedingungen aus der verschanzten Stellung von Miraflores das Feuer gegen die überraschten Chilenen wieder eröffneten. Diese hielten jedoch nach einigem Schwanken nicht bloß ihre Positionen, sondern nahmen demnächst, unterstützt durch ihre Flotte, Miraflores und vollendeten damit die Niederlage der Peruaner, die sich in voller Flucht nach Lima warfen, ohne sich noch einmal sammeln zu können.

Ich habe den Schlußakt des Krieges skizzirt, weil ich mich gerade auf der Scene desselben befunden habe. Es wäre weder vom artistischen noch vom logischen Gesichtspunkte zu empfehlen, jetzt noch etwas über dessen Anfang und Verlauf zu sagen, wenn ich auch weder einen Roman noch ein Drama schreibe. Vielleicht darf ich es von Chile aus, wenn ich den anderen

Theil der Kämpfer gesehen und von ihrer Auffassung der Sache etwas vernommen habe.

Uns in Deutschland hat dieser Krieg so kühl gelassen, wie ehemals der Bierphilister blieb, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen“, wie ich glaube, ohne rechte Erkenntniß seiner Bedeutung. Wenn er auch nach der geltenden Annahme um Guano und Salpeter entstanden ist und wenn er auch kein Krieg im Maßstab derjenigen war, welche in Europa in den letzten Jahrzehnten geführt worden sind, — alle drei betheiligten Staaten haben zusammen nie mehr als 50 000 Mann im Felde gehabt, — so hat er doch das Schicksal der ganzen Westküste von Südamerika auf Jahrzehnte hinaus bestimmt und in seinem Gesamtverlauf die Ueberlegenheit der Chilenen an Umsicht, Ausdauer und Tapferkeit über ihre Gegner in so hellem Lichte gezeigt, daß ihnen der Anspruch auf die Hegemonie nicht wohl wird streitig gemacht werden können. Daß die damit verbundene Umgestaltung der politischen Lage auch für den deutschen Handel von großer Bedeutung ist, der auf dieser Westküste weit mehr Umfang und Werth hat, als man in der Regel glaubt, wird klar, wenn man sich etwas näher um die Verhältnisse kümmert als bezüglich dieser entlegenen Völkerschaften und ihrer etwas verächtlich behandelten Staatenbildungen außerhalb der kaufmännischen Kreise bei uns üblich ist. Ich bitte daher schon im Voraus um wohlwollende Nachsicht für eine etwaige Kriegsepisode.

Morgen gehe ich nach Calláo, um nach Valparaiso auf einem deutschen Schiffe mich einzuschiffen. Das verspricht an sich schon eine gute Reise, um so mehr also auf der Via al Paraiso, dem Wege zum Paradiese.

### XXXVII.

Von Calláo nach Valparaiso. — Auf der Uarda. — Die Bay von Pisco. — Guanolager. — Mollendo. — Arequipa. — Arica mit dem Monte Morro. — Zerstörungen durch Erdbeben. — Handelsverhältnisse. — Antofagasta. — Salpeterwerke. — Silberschmelzen. — Das Erdbeben vom 9. Mai 1877. — Tortoralillo. — Kupferschmelzwerke. — Der Aconcagua.

Valparaiso, Mai 1882.

Ein deutsches Schiff ist deutscher Boden, ein Stück Heimath. Die „Uarda“, die am 24. April aus der Bay von Calláo ging, stand an Größe und Eleganz der Einrichtung zwar beträchtlich hinter dem englischen „Islay“ zurück, der mich dorthin gebracht hatte, aber ich gab beides gern gegen das angenehme Gefühl unter deutscher Flagge zu fahren. Der Kapitain, ein biederer, tüchtiger Holsteiner, die Mannschaft nicht eine Mischung aus Chinesen, Negern und Halbindianern wie die Crew auf den Schiffen, auf welchen ich bisher an der Westküste gefahren, sondern blonde, hochgewachsene Deutsche und Skandinavier, die Ordnung und Reinlichkeit, welche auf deutschen Schiffen herkömmlich herrschen, in Etwas auch die deutsche Kost, machten zusammen den Aufenthalt auf der Uarda trotz der ziemlich langen Dauer der Fahrt sehr angenehm. Wie das Schiff zum Namen der Aegyptierin gekommen ist, entzieht sich meiner Wissenschaft. Alle Schiffe der hamburger „Kosmos“-Gesellschaft, welche diese Linie befahren, tragen solche alte ägyptische Namen: „Menes“, „Theben“, „Rhamses“, vielleicht weil die Schiffe ursprünglich für ägyptische Fahrt bestimmt waren, oder aus Liebe eines der Leiter der Gesellschaft, vielleicht auch seines Töchterleins, für die ägyptischen Geschichten von Georg Ebers. Für letzteres spricht, daß der Dichter der Uarda ein Exemplar seines gleichnamigen Romans mit einem sinnigen Gedichte gewidmet hat. Außer dem Namen hatte das

Schiff noch etwas Undeutsches, was mir aber bei Weitem empfindlicher war: die Gepflogenheit der Gesellschaft, ihre Frachtbriefe, Konnossemente und andere Schiffspapiere nur in englischer Sprache abzufassen und die Frachten in englischem Gelde zu berechnen. Ich konnte einen plausiblen Grund dafür nicht heraus bekommen. Die Linie dient vornehmlich dem deutschen Handel an der Ost- und Westküste von Südamerika; ihre Schiffe legen in England nicht an und nehmen keine direkte Fracht dorthin. Zu verstehen wäre es, wenn die Frachtbriefe und Deklarationen in spanischer Sprache abgefaßt wären als der Sprache der Länder, in deren Häfen die Schiffe verkehren und klariren müssen; aber warum englisch? Ich hörte hier die Vermuthung aussprechen, es geschähe, weil die englische Sprache besser die zahlreichen Klauseln deckte, durch welche die Gesellschaft sich gegen die Ansprüche der Verfrachter schützte. Hoffentlich gibt es bessere, mir unbekannte Gründe. Inzwischen dachte ich nicht ohne Beschämung an die Aeußerung des etwas hochfahrenden Kapitäns eines englischen Schiffes, mit dem ich zuletzt gefahren, daß Deutschland im Seewesen nichts Eigenes habe; alle seine Gesetze und Einrichtungen seien von England entlehnt oder ihm nachgeahmt, denn England „rules the sea“. Etwas von diesem Selbstgefühl sollte übertragbar sein.

Die Fahrt, welche bis zum 4. Mai Abends währte, obwohl die Entfernung zwischen Callao und Valparaiso nur 1445 Seemeilen beträgt, wurde dadurch verlängert, daß die „Narda“ fünf Zwischenhäfen anlaufen mußte, um Ladung einzunehmen. Schon am Morgen nach der Abfahrt erreichten wir die Bay von Pisco, wo 1100 Ballen Baumwolle eingenommen wurden, ein Geschäft, das den ganzen Tag in Anspruch nahm, da die Lanchen langsam kamen und das Ueberladen trotz der Anstrengung und der Geschicklichkeit der dabei beschäftigten Neger in Folge der unruhigen See sehr viel Zeit kostete. Ein chilenisches Kriegsschiff hielt auch hier die Wacht, seine fried-

liche Stimmung dadurch erweisend, daß es mit der Wäsche der Mannschaft bis an die Wimpel behängt war. Die Bay wird durch die Halbinsel Paracas im Süden und die Ballista- und Chincha-Inseln im Westen gebildet. Die Stadt liegt im Osten der Bay einige Kilometer von der See über der flachen Küste, hinter welcher sandige Dünen sich erheben, im Hintergrund die hohe Kette der Cordilleren. Ueber den Bereich der heftigen Brandung erstreckt sich ein eiserner Pier fast ein Kilometer ins Meer hinein. Der Name der Stadt ist an der Küste bekannt durch die Fabrikation eines Branntweins, der aus Trauben gewonnen und nach ihr benannt wird. Wichtiger als hierdurch war sie früher durch die Gewinnung des Guano, der auf den Chincha-Inseln abgelagert war und seit 1839—40 nach Europa, zuerst nach England, ausgeführt wurde. Die Lager sind jetzt nahezu erschöpft, nur auf der südlichsten der drei Inseln ist die Ausbeutung noch im Gange. Ein Ersatz fand sich in ergiebigen Lagern, die im Jahre 1874 weiter im Süden aufgefunden und auf Rechnung des Staates bearbeitet wurden. Die Untersuchung ergab sogar, daß der hier gefundene Guano den der Chincha-Inseln vermöge seines größeren Stickstoffgehaltes an Werth übertraf. Diese Lager sind an der Küste von Tarapacá an der Mündung des Loaflusses (21 Grad 23 Min. südlicher Breite), am Pabellon de Pica (20 Grad 58 Min.), auf der Klippe von Guanillos (21 Grad 15 Min.) und auf den Inseln Lobos und Afuera, von denen das des Pabellon de Pica den besten, das der letzterwähnten Inseln den geringstwerthigen Guano liefern soll. Alle diese Lager sind zur Zeit in den Händen der Chilenen, die sie entweder für eigene Rechnung ausbeuten, oder soweit sie für Rechnung von Hypothekengläubigern, deren Rechte anerkannt worden sind, ausgebeutet werden, von der Ausfuhr einen Zoll erheben, der 25 Prozent des Werthes und soweit dieser letztere 9 Lst. per Ton übersteigt, von 50 Prozent, erheben.

Von dem Seegevägel, dessen Seßhaftigkeit die Ansammlung des Guano zu verdanken ist, sieht man noch jetzt in der Nähe der Hauptlagerstätten zahlreiche Vertreter, die stellenweise weit- hin die Wogen beleben; doch soll ihre Zahl sich durch eine Pest, die in den 50er Jahren besonders stark unter ihnen gewüthet hat, sehr vermindert haben.

Die Fahrt ging von Pisco an der buchtenreichen, aber öden Küste entlang, die meist in Sicht blieb, bei kühler Luft (15 Grad R.) auf Mollendo zu, den Hafen, an welchem die Eisenbahn von Puño und Arequipa, die zweite Andes-Bahn, einmündet. Da wir bei Nachtzeit wegen der noch dauernden Blockade nicht einlaufen durften, fuhren wir unter halbem Dampfe und bekamen die Stadt erst am Morgen des 27. April zu sehen. Sie liegt über steilem Ufer, an dem eine starke Brandung sich bricht. Dem Südwestwinde offen liegend, ist der Hafen heftigen „Swells“ (Meeresswellungen) ausgesetzt, welche die Schiffe rollen machen und das Land erschweren. Geeigneter als Mollendo wäre für den Ausgang der Bahn Islay, die alte Hafenstadt von Arequipa gewesen, das etwas nördlich von Mollendo auf einer steil abfallenden Klippe unter dem Monte Islay liegt, dessen Höhe (3340 Fuß) und charakteristische Formen ihn zu einem Wahrzeichen der Schiffer machen. Es hat einen Hafen mit gutem Ankergrunde, der durch vorliegende Eilande geschützt ist und eiserne Molen. Nichts desto weniger wurde Mollendo gewählt, man sagt, weil der damalige Präsident von Peru in der Nähe Terrain besaß, das er der Eisenbahn mit Vortheil verkaufen konnte. Es ist ein Pueblo von etwa 100 niedrigen Häusern ohne irgend welche eigene Bedeutung. Die Eisenbahn, die nach Arequipa führt und weiter an den Titicacasee, erreicht nicht die Höhe der Oroya- bahn und wird so wenig wie jene vollendet werden, obwohl dieser Weg der einzige ist, auf dem Bolivia seine Produkte, die hauptsächlich in der Wolle von Lama und Vicuña, sowie in

Peruvian Bark bestehen, ausführen kann. Arequipa ist von einer hoch berühmten Schönheit der Lage unter den Schneegipfeln der Cordillere; auf einer Insel des Sees von Titicaca stand zur Zeit der Inka der gefeierte Sonnentempel; Gründe genug, um die Fahrt dorthin wünschenswerth zu machen. Aber die Eisenbahn, die im Kriege von den Chilenen theilweise zerstört worden, war erst seit einigen Wochen wieder im Gange und zwar so, daß wöchentlich nur zwei Züge nach Arequipa und einer von dort nach Puño abgelassen wurden. Für die Rückkehr derselben bestand keine Sicherheit, da der Guerillakrieg sich im Gebirge noch weiter schleppte. Ich mußte unter diesen Umständen mir die Lust zu einer zweiten Andes-Fahrt, wie groß sie auch war, vergehen lassen. Ueber Arequipa erfuhr ich, daß dort etwa 60 matrikulirte Deutsche leben und daß drei Handelshäuser von Bedeutung in deutschen Händen sind. Das eine von ihnen hat der Regierung von Bolivia gehörige Kupferminen in Pacht, leidet aber unter den von den Chilenen auf die Ausfuhr gelegten Zöllen. Es hat außerdem Pflanzungen von Chinabäumen in Bolivia angelegt, die mehrere Millionen Pflanzen enthalten und bereits Ertrag bringen. Die jungen Pflanzen werden mit 1 Real per Stück bezahlt und sind nach fünf Jahren ertragsfähig, indem die Bäumchen theilweise geschält werden. Das vormals gebräuchliche Fällen der Bäume behufs Gewinnung der Rinde (Cascarilla) ist neuerlich durch Gesetz verboten. Neben den Deutschen sind Engländer im Handel thätig. Im Allgemeinen drückt jedoch die Unsicherheit der politischen Verhältnisse schwer auf die Geschäfte. Dazu kommt, daß die Eingebornen den Ausländern mißgünstig sind und ihnen mit Mißtrauen begegnen, indem sie ihnen vorwerfen, daß sie die Besetzung von Mollendo durch die Chilenen begünstigt hätten, um die Eröffnung desselben für den Importhandel zu erreichen. Obwohl Arequipa über 7000 Fuß hoch liegt, gedeihen doch Gerste, Mais und alle Gemüse, selbst Wein und

Pfirsiche, letztere allerdings nur in Gärten. Die Regenzeit beginnt Ende Dezember und währt bis Ende März; eine zweite, leichtere Regenperiode folgt im August, in der übrigen Zeit ist ständig heiteres Wetter. Diese dürftigen Auskünfte mußten den Augenschein ersetzen. Ich konnte mich inzwischen von Deck aus in die Betrachtung der Küste vertiefen, welche von den Herrlichkeiten, die dahinter liegen, nichts ahnen ließ. Auffällig war, daß an der Abdachung der abschließenden Bergkette große Strecken mit einer weißlichen Asche bedeckt waren, die vulkanischen, wenngleich unvordenklichen, Ursprungs sein soll. Wie hoch diese Flecken an der Berglehne hinaufreichen, wurde erst in der kurzen Abenddämmerung deutlicher sichtbar; sie erschienen in allen Falten des Terrains wie Schnee im März, den der Wind getrieben.

Obwohl wir starken Gegenwind hatten, lief die brave *Narda* die 135 Seemeilen bis *Arica* doch in 14 Stunden und brachte uns am Morgen des 29. April auf die Rhede. Die Küste ist auch hier überwiegend sandig und öde, so daß die Stadt passender *Arida* heißen würde. Spuren von Vegetation sind nur längs des kleinen Baches, der im Norden der Stadt durch die Ebene fließt, bemerkbar. Im Süden der Bay tritt ein steil abfallender, zerklüfteter Felskopf, der *Monte Morro*, ins Meer vor, der mit weißlichem Sande bedeckt und deshalb von der See weit sichtbar ist. Er war am 7. Dezember 1880 der Schauplatz eines heftigen Kampfes, in welchem die Chilenen die starken Befestigungen des 150 Meter hohen Berges mit großem élan, aber auch unter großen Verlusten nahmen und der ihnen den Besitz von *Arica* sicherte. Die deutsche Fregatte „*Hansa*“ lag damals auf der Rhede. Noch jetzt wird dankbar erwähnt, wie sie ihre Aerzte mit Verbandmitteln und Medikamenten nach dem Sturme ans Land schickte und mit wie großem Eifer und wieviel Einsicht diese der Behandlung der zahlreich Verwundeten sich annahmen. Auf einem niederen Felsen vor dem *Monte Morro* liegt ein kleines Fort, das zur

Zeit unbefestigt ist, doch hielt auch hier ein chilenisches Kriegsfahrzeug die Wacht. An den Krieg erinnerten außer ihm die Ruinen von Häusern, längs der Kette sandiger Hügel, die vom Monte Morro sich ins Land zieht. Sie sind beim Kampfe um Arica in Brand geschossen worden. Abgesehen davon und ungeachtet der sandigen und unfruchtbaren Umgebung präsentirte sich die Stadt stattlich und einladend genug, um ihr einen Besuch zu machen. Die Kirche, die auf freiem Platze stehend von Weitem wie ein Bau von Sandstein erschienen war, erwies sich bei näherer Betrachtung als aus Eisen hergestellt; auch ihr Inneres täuschte die Erwartung. Auf den Altären wahre Götzenbilder von hölzernen Heiligen, am schlimmsten behandelt ein Bild des Gekreuzigten in reichen Spitzengewändern über einem rosafarbenen Unterkleide.

Einen guten Eindruck machte Bau und Ordnung des Zollhauses, in dessen vier mit Quadern belegten, geräumigen Plätze umgebenden Speichern reichliche Waarenvorräthe lagerten. Das gesellige Leben schilderte ein junger Deutscher ungeachtet der Dede der Gegend als ergötzlich. Sie hatten an Weihnachten in vier Tagen fünf Bälle gehabt, zu welcher außerordentlichen Leistung allerdings ein außerordentlicher Anlaß in der Anwesenheit des amerikanischen Kriegsschiffes „Alaska“ gelegen hatte. Geht man durch die Stadt, so versteht man nicht recht, wo diese Feste ihre Stätte finden; die Häuser sind niedrig und anscheinend nur für Stores eingerichtet; doch ist diesen spanischen Häusern nie zu trauen. Daß die Straßen überraschend reinlich waren, wurde als ein Verdienst der chilenischen Verwaltung bezeichnet, die aus den bei Uebertretungen verfallenen Geldbußen eine erhebliche Einnahme machen soll und deshalb scharfe Aufsicht führt.

Trauriges hat Arica durch Erdbeben erfahren. Schon 1605 hat, wie der alte Frezier erzählt, ein Erdbeben oder richtiger Seebeben es zerstört. Ähnliche Katastrophen haben

es dann wiederholt, zuletzt 1868 und 1877 heimgesucht. Bei der letzteren hob sich die See in einer Welle, deren Höhe auf 65 Fuß geschätzt wurde, und warf diese auf die Küste, die ungeheure Wassermasse bis an die vorher erwähnte Kirche wälzend, die über 750 Meter vom Strande entfernt ist. Sie nahm weg, was ihr entgegenstand; die Molen wurden fortgerissen, die Station der Eisenbahn, welche am Ufer entlang nach Tacna führt und alles Betriebsmaterial derselben wurde vollständig zerstört und in Trümmern nach allen Richtungen geworfen. Was von Häusern diesseits der Kirche stand, wurde weggeschwenmt, darunter ein aus Holz erbautes geräumiges Haus, in welchem die Geschäftsräume des bremer Handelshauses Dauelsberg und Co. sich befanden. Wie es stand, wurde es durch die Welle von dem Boden abgehoben und bis in die Nähe der Kirche, wo es sitzen blieb, getragen. Da es in seinem Verbande fest geblieben war, wurde es später mittelst untergeschobener Walzen auf seinen alten Platz zurück gebracht und dient nun wieder seinem früheren Zwecke. Eigenthümlich ist es dabei auch einem amerikanischen Kriegsschiffe ergangen, das beim Erdbeben am 13. August 1868 gescheitert und als Brack aufs Land geworfen worden war. Die Fluthwelle am 9. Mai 1877 nahm es von dort weg und trug es eine Meile weiter in nordwestlicher Richtung von der Stadt ab, jedoch wieder näher an die Küste, wo es jetzt in der Mitte auseinander gebrochen liegt. Vielleicht bringt es eine dritte Welle wieder in sein altes Element.

Der Handel in Arica ist vorwiegend nur Agentur- und Kommissionshandel. Der Eigenhandel hat seinen Hauptsitz in dem schon erwähnten Tacna, das mit Arica durch eine 45 Miles lange Eisenbahn verbunden ist, welche an der Küste in nordwestlicher Richtung und dann allmählich nach dem 1880 Fuß hohen Tacna aufsteigt. Hier wie dort liegt der Handel in den Händen deutscher Kaufleute und einiger bedeutender eng-

lischer Häuser. Der vor einiger Zeit ventilirte Plan, eine Eisenbahn direkt von Arica nach La Paz zu führen, wodurch der Bolivianische Handel in Arica seinen Ein- und Ausgang fände, würde, wenn ausgeführt, Tacna eliminiren; doch liegen die Verhältnisse zur Zeit nicht so, daß an eine solche Ausföhrung zu denken wäre.

Die Einnahme ihres Cargo an Kuhhäuten, Kupfererzen, Blockzinn und Wolle hielt die Uarda bis zum Abend vor Arica fest. Als die Sonne unterging, wurde die Kette der Andes, die am Tage durch dichten Nebel verhüllt gewesen war und die Umrisse ihrer Schneehäupter nur zeitweise und unbestimmt hatte durchblicken lassen, klarer. Die südlichste Gruppe der hier sichtbaren Schneeberge bilden vier Gipfel, von denen der Guatieri oder Chama ein noch thätiger Vulkan ist von regelmäßiger Kegelform und einer auf 22 000 Fuß geschätzten Höhe. Nördlich von ihm erheben sich zwei massige Berge, die von der Kreolenbevölkerung Mellizos (Zwillinge) getauft sind, während ihre indianischen Namen Chingara und Parinacota sind. Auch von dem ersteren wird behauptet, daß er als Vulkan noch nicht emeritirt sei. Als die Sonne sank und die über dem Horizonte stehende Wolkenwand sowie das Meer in Feuer getaucht schienen, verklärten sich auch die Häupter der Schneeberge zu rosigem Lichte, als gäben sie den Scheidegruß der Sonne wieder.

Als das Dunkel hereingebrochen war, ging die Uarda in See ihrem nächsten Ziele, Antofagasta zu, das sie am 1. Mai früh erreichte. Es liegt im Südosten an der weiten Bay, die zwischen dem Monte Moreno und dem Monte Jara sich in die Küste einbuchtet, insofern nicht günstig, als der vor ihm liegende Theil der Bay den Südwestwinden ausgesetzt ist, während der nördliche, dem Verkehre nicht dienstbare Theil, die Bay von Chimbo, besser geschützt ist.

Der Platz hat eine besondere Bedeutung durch die Pro-

duktion von Salpeter und Silber und als Anlaß und Ausgangspunkt des Krieges mit Chile. Durch Schönheit dagegen ist er so wenig ausgezeichnet wie Arica. Er liegt in dem Deserto (der Wüste) von Atacama, einem Theile der Küstenprovinz, welche Chile, Peru und Bolivia verbindet oder richtiger trennt und der sich von Copiapó bis über den Loasfluß erstreckt. Dieser Deserto ist eine besonders regenlose Gegend, bedeckt zum Theil mit einem dunkelbraunen oder schwarzen, beweglichen Sande, in anderen Theilen mit enormen Haufen von Kies und Steinen, die so scharfkantig sind, daß die Guanaco-Jäger auf der Jagd selbst die Füße ihrer Hunde durch Schuhe von Thierhaut schützen müssen.

In dieser Wüste von Atacama waren im Anfang der 60er Jahre Kupfererze und an der Küste bei Mejillones Guanolager, später auch Salpeterlager gefunden worden, welche vornehmlich von Chile aus mit chilenischen Arbeitern, die sich dort ansiedelten, ausgebeutet wurden. Damit bekam die Wüste, die bisher werthlos geschienen hatte, ein Interesse, das auch die bisher latente Frage der Souverainetät darüber zur Erörterung zwischen Chile und Bolivia brachte, deren Grenzen innerhalb des Bereiches derselben streitig waren. Die Differenz wurde im Jahre 1866 durch einen Vertrag beigelegt, in welchem Chile anerkannte, daß die südliche Grenze von Bolivia bis zum 24. Breitengrad sich erstreckte, also das bisher streitig gewesene Terrain mit umfaßte, in welchem aber zugleich verabredet wurde, daß die beiden Staaten sich zur Hälfte in den Ertrag aus dem Guano von Mejillones, sowie desjenigen theilen sollten, der in Zukunft auf dem Terrain zwischen dem 23. und 25. Breitengrad gefunden, ebenso der Ausgangszölle, welche von Mineralien auf diesem Terrain erhoben werden möchten. Im nächsten Jahre wurde auf dem streitigen Terrain bei der Forschung nach Silbervorkommen ein ausgedehntes Lager von Roh-Salpeter und Borax nahe an der Küste aufgedeckt, für dessen Ausbeutung

chilenische Unternehmer von der bolivianischen Regierung gegen eine Steuer und gegen die Verpflichtung zur Herstellung der nothwendigen Bauten die Concession erhielten. Im Jahre 1868 hatte, wo heute Antofagasta liegt, nur ein einzelnes Fabrikgebäude gestanden, das von der See aus schwer erkennbar war. Es war daher auf einem der Hügel, welche dicht hinter der Küste aufsteigen, mit weißer Farbe ein großer Anker gemalt, um den geeigneten Ankerplatz anzuzeigen. Dieses Zeichen ist noch vorhanden, aber für den Zweck nicht mehr erforderlich. Denn die Unternehmer gingen alsbald daran eine Mole zu errichten, die nöthigen Fabrikgebäude herzustellen und eine Eisenbahn nach den Fundstätten zu bauen. So entstand Antofagasta, das heut etwa 100 Häuser zählen mag. Der Anblick der Stadt ist nicht sonderlich gefällig, da der Boden, soweit das Auge reicht, absolut vegetationslos ist. Kleine Gärten im Innern der Häuser werden mittelst destillirten Meerwassers erhalten. Süße Quellen oder Flußwasser gibt es nicht, sehr selten etwas Regenwasser.

Ich war mit dem Capitain an Land gegangen und fand in einem Socius der deutschen Firma Döll und Compagnie einen freundlichen Begleiter zu den Salpeter- und Silberwerken, welchen der Ort seine Entstehung und seinen Aufschwung verdankt.

Das Hauptunternehmen in Salpeter betreibt eine Aktiengesellschaft (Compania Salitre y Ferrocarril de Antofagasta), bei welcher viel chilenisches Kapital theilhaftig ist, die aber technisch und kaufmännisch von Engländern geleitet wird. Zur Heranschaffung des Materials, das in geringer Tiefe unter der Oberfläche in Schichten von verschiedener Mächtigkeit ansteht, dient die schon erwähnte Eisenbahn, die schmalspurig und etwa 100 Miles lang ist; sie bringt es an die Salpeterwerke, die nahe an der Küste liegen und ebenso einfach als zweckmäßig disponirt sind. Die Caliche (Rohsalpeter) wird mittelst Paternosterwerke in einen etwa 60 Fuß hohen eisernen Tank

gehoben und in demselben durch Dampf gekocht. Die Flüssigkeit läuft in ein System von offenen, eisernen, hoch liegenden Behältern ab, in denen das Wasser verdampft. Das Nitrat sinkt auf den Boden, das Chlornatrium lagert sich darüber. Das erstere wird unmittelbar aus den Verdunstungsgefäßen in Eisenbahnwagen geladen, die auf zwischenliegenden Schienen herangefahren werden; das Kochsalz wird nicht benutzt. Aus der konzentrirten Flüssigkeit wird auch Jod gewonnen, von welchem die Caliche etwa 1 Prozent hält. Es geschieht nach Zuführung von Schwefelsäure in Calciniröfen in üblicher Weise. Das Werk producirt zur Zeit monatlich im Durchschnitt 75 000 Centner Salpeter, ist aber in Größe der Produktion und im Ertrage zurückgegangen. Man erklärt dies durch die Verringerung des Salpetergehalts, welche die gegenwärtig geförderte Caliche zeigt. Während früher dieser Gehalt sich auf 35 Prozent stellte, beschränkt sich jetzt die Ausbeute auf 17—20 Prozent, nach anderer Angabe auf 16½ Prozent, also auf nicht voll die Hälfte der früheren.

Das Etablissement hat eigene, umfassende Reparaturwerkstätten, deren es bei seiner Isolirung auch nicht entbehren kann. Für die Umsicht der Leitung spricht weiter, daß es zahlreiche Arbeiterwohnungen erbaut hat und durch eine Bibliothek und andere Bildungs- und Erholungsmittel auch für das geistige Wohl der Arbeiter Sorge trägt. Nicht erfreulich war mir die Bemerkung, daß chilenische Arbeiter den deutschen vorgezogen werden; sie sind nüchterner und leisten das Doppelte.

Außer dieser Gesellschaft sind noch mehrere Unternehmungen mit der Ausbeutung des Materials im Innern des Landes beschäftigt, deren Etablissements etwa 22 Leguas von der Küste entfernt liegen. Sie müssen die Kohlen hinauf und den fertigen Salpeter an die Küste schaffen, was in Carretas durch Maulthiere geschieht, haben aber dieser Erschwerung gegenüber den Vortheil ausreichenden süßen Wassers, das an der Küste

fehlt und durch destillirtes Meerwasser nicht gleichwerthig ersetzt wird.

Der Gewinnung von Silber sind zwei Unternehmungen gewidmet, die sociedad beneficiador de metales, eine chilenische Aktiengesellschaft, und das establecimiento de fundition de Bellavista, das in den Händen eines deutschen Bergmanns aus Baden und eines Engländers liegt. Die Erzminen liegen im Innern. Auch hier wird ein Rückgang des Gehalts behauptet, der 2 Prozent nur ausnahmsweise übersteigen soll. Die erstere Anlage scheidet aus den gemahlten Erzen das Silber mittelst Quecksilbers aus, wobei ich mit Genugthuung bemerkte, daß die Stahl tires an den Rädern des Quetschwerkes die Marke: „Krupp, Essen“ trugen. Die wöchentliche Produktion wird auf 90 000 Mark angegeben. Die zweite Anstalt schmelzt die Erze, die neben dem Silber auch Blei enthalten, mit einem Zusatz von Kalk und treibt die Edelmetalle auf dem Treibherde ab. Sie prosperirt dabei so, daß ihr sachkundiger Leiter beabsichtigt, sie zu erweitern, um auch Kupfererze zu verhütten.

Als die hohe Schule des Bergbaues gilt hier Freiberg in Sachsen. Wer unter den jungen Chilenen sich ihm widmen will, strebt danach, dort seine Studien zu machen.

Von dem Erdbeben am 9. Mai 1877 hat auch Antofagasta gelitten, wengleich die Gewalt der Fluthwelle durch vorspringende Berge gebrochen worden ist. Dieses Erdbeben hat eine ungewöhnliche Ausdehnung gehabt, und in Verbindung mit der Bewegung des Meeres, zu der es den Anstoß gegeben hat, ganz enormen Schaden verursacht. Aus einer Druckschrift, in welcher alle erreichbaren Nachrichten darüber zusammengestellt worden sind und welche im Jahre 1878 in San Jago veröffentlicht worden ist, ergibt sich, daß das Erbeben der Erde 3—5 Minuten gedauert hat, daß aber die dann folgende Bewegung des Meeres in gewissen Zwischenräumen mehrere Tage hindurch, allmählig abnehmend, gewährt hat. Der Mittelpunkt scheint der

Vulkan von Santo Pedro de Atacama gewesen zu sein. Die Fluthwelle hat die Westküste von Amerika von Ancud auf der Insel Chilö (42 Grad südlicher Breite) bis zur mexikanischen Küste getroffen, wo sie in Acapulco (17 Grad nördlicher Breite) bis auf die Plaza de Armas inmitten der Stadt geworfen worden ist. Das ergibt eine Breitenerstreckung über mehr als 59 Grade oder 885 geographische Meilen. In der Längsrichtung reichte die Erderschütterung östlich bis nach La Paz. Die Meeresbewegung hat sich bis nach den Sandwichs-Inseln erstreckt, wo sie am 10. Mai um 4 Uhr früh unter gleichzeitig starker Thätigkeit des Vulkans von Killaneo das Land überschwemmt hat.

Ueber den Verlauf der Erscheinung in Antofagasta (23 Grad 41 Min. südlicher Breite) findet sich eine besonders eingehende Mittheilung, die ich bei dem Interesse, welches Du dem Gegenstande widmest, in den Hauptzügen vorlege. Sie besagt: „Am 9. Mai Abends 8 Uhr 30 Minuten begann die Erde zu schwanken, erst langsam, dann allmählig stärker bis zu dem Punkte, daß die Gebäude sich beugten wie Rohr; die Erde schien zu weichen unter den Pflanzen, und das Knarren der Bäume, das Zusammenschlagen der Glocken und das Zammern, Wehklagen und Beten derer, welche um Erbarmen flehten, war schrecklich, um die Sinne zu verlieren. Kein Geräusch ging voran, wie dies sonst gewöhnlich der Fall ist. Die Schwankung war plötzlich und anscheinend von Norden nach Süden. In den Kaufläden und Häusern blieb nicht eine Flasche, nicht ein Krug ganz in den Schränken; alles lag am Boden, in Stücke zerbrochen. Die Dauer wurde von denen, die etwas Besinnung behielten, auf 2—3 Minuten geschätzt. Kaum hatten die Bewohner des Ortes wieder Athem schöpfen können, so ertönte ein furchtbarer Schrei: „„Das Meer, das Meer kommt!““ Das Meer von Antofagasta, das sonst immer stürmisch und bewegt

ist, war bis jetzt ohne Bewegung geblieben; aber plötzlich stürzte sich eine ungeheurere Welle über die ersten Gebäude, welche längs der Küste stehen, und riß sie weg, Boote und andere Fahrzeuge wurden bis auf die Plaza de Armas der Stadt geworfen. Das Beben war vorher im Hafen länger als fünf Minuten durch Schwanken der Schiffe empfunden worden; einige Minuten nachher zog sich das Meer zurück, indem es den ganzen Innenhafen trocken ließ und die unter Wasser liegenden Felsen, welche ihm als Barre dienen, entblößte. Dann folgte der Rückfluß, der eine Strömung erzeugte mit einer Schnelligkeit von acht Miles in der Stunde; er warf sich auf das Land in einer vertikalen Höhe von drei Meter über die gewöhnliche Fluth. Der Kompaß erfuhr minutenlang nach dem Erdbeben eine Ablenkung Nordwest von einer Cuarta mehr oder weniger. Das Barometer sank plötzlich über 0,002 Meter; die Luft war heißer als in den Augenblicken vor dem Erdbeben. Die Sturzwellen war nicht gleich denjenigen, welche der Wind erzeugt, sondern eine plötzliche Erhebung des Wassers, die das Bleiloth auf 3,5 Meter angab, und bewegt in mächtigen Strömungen in der Richtung von West nach Ost und wechselweise. Die Strömungen wechselten alle zehn Minuten. Die Erschütterung, welche an Bord durch das Anschlagen des Wassers hervorgerufen wurde, ähnelte der bei starkem Schleifen des Schiffes über felsigen Grund.“

Auch in der Bucht von Mejillones erreichten die Wellen eine Höhe von 11,5 Fuß über das gewöhnliche Niveau, alles niederreißend, was entgegenstand.

Zur Zeit ist von den Folgen dieses gewaltigen Naturereignisses in Antofagasta nichts mehr wahrzunehmen. Auch im Kriege ist es gut weg gekommen. Die Chilenen besetzten es unmittelbar nach der Kriegserklärung (am 14. Februar 1879) und haben es nicht wieder verlassen. Es wurde zwar von der peruanischen Flotte bald darauf beschossen, jedoch ohne

daß sonderlich Schaden angerichtet wurde, da die meisten der geworfenen Bomben ohne Ladung waren.

Am anderen Tage (2. Mai) ging es weiter gegen Süden nach dem letzten Zwischenhafen, dem von Tortoralillo, wo die Uarda noch eine Ladung von Kupferbarren erwartete. Die Küste erschien auch hier, soweit sie in Sicht kam, öde, der Himmel war meist bedeckt, die Temperatur sank bis auf 13 Grad R. Ein kleines Vögelchen in der Größe einer Lerche, das vom Lande abgekommen war, begleitete flatternd stundenlang das Schiff; bisweilen versuchte es auf einer der Spieren auszuruhen, bei jedem Laute oder jeder Annäherung flog es scheu wieder ab, obwohl ihm kein Leid geschehen wäre. Außer dem armen Thierchen war nichts Lebendes zu sehen.

Tortoralillo, das wir am 4. Juni früh erreichten, ist, wenn möglich, noch grauer und unfruchtbarer als Antofagasta. Es besteht aus einem ausgedehnten Kupferschmelzwerke der Gebrüder Vicuña aus Valparaiso, mit den dazu gehörigen Arbeiterwohnungen, und aus zwei kleinen, mehr nach dem Innern liegenden, gleichartigen Werken. Die letzteren waren zur Zeit außer Thätigkeit, während die sechs Schornsteine des Vicuña'schen Werkes schwere Rauchsäulen entsendeten, die der Wind in langen Schwaden über die See trug. Die reichen Erze werden per Maulthier aus dem Innern gebracht; doch wird nur Kupferregulus gewonnen. Das große Werk, das etwa 200 Arbeiter beschäftigt, steht unter der Leitung eines in Chile geborenen Deutschen, der seine Studien in Deutschland gemacht hat und der nun seit fünf Jahren allein hier haust, ohne jeden Verkehr, außer mit den Kapitänen der passirenden Schiffe und außer gelegentlichen Geschäftsreisen nach Valparaiso. Ich bestieg einen der Hügel, an deren Abhänge das Werk liegt. Das Einzige, was dem Boden entsproß, waren Kaktus und Nachtschatten. In solcher Umgebung muß das Leben hart sein; doch hatte die Gewohnheit es dem jungen Ingenieur

so erträglich gemacht, daß er nicht daran dachte, sich zu beklagen.

Mit weiteren 80 Tons Kupfer im Leibe dampfte die *Narda* am Abend wieder hinaus auf das offene Meer, das ein steifer Wind etwas unvirthlich machte. Jedoch wurde nicht nur die Küste grüner, je mehr wir *Balparaiso* uns näherten, auch der Himmel klärte sich am Nachmittage des 5. Mai und war gnädig genug, den *Aconcagua*, den mächtigsten Berg der südlichen *Kordilleren* (6835 Meter) in unverhüllter Majestät zu zeigen. Er erschien, als die Sonne unterging, über den vorderen Bergreihen, an welchen die Wolken niedergegangen waren wie eine Riesenfeste mit Mauern und Zinnen, welche tiefroth in den Sonnenstrahlen aufglühten. Es wurde jedoch nochmals Abend, ehe *Balparaiso* sich zeigte, und zu spät, als daß wir noch in den inneren Hafen hätten gelangen können. Wir mußten vielmehr draußen warten, thaten es aber auch gern, da die Stadt mit ihren unzähligen Lichtern im weiten Halbrund amphitheatralisch aufsteigend in der klaren Mondnacht ein Bild gewährte, an dessen Anblick man sich wohl erfreuen konnte.

### XXXVIII.

Valparaiso. — Die Quinta in den Zorras. — Straßenleben. — Öffentliche Denkmäler. — Arturo Pratt. — Der Krieg zwischen Chile und Peru. — Ursachen desselben. — Zwistigkeiten mit Bolivia. — Besetzung von Antofagasta. — Erklärung des Krieges an Peru. — Seekrieg. — Gefechte bei Dolores und Tacna. — Absetzung der Präsidenten von Peru und Bolivia. — Schlacht bei Tacna. — Einnahme von Arica. — Versuche zur Vermittelung des Friedens. — Kampagne von Lima. — Einnahme von Lima. — Schwierigkeiten des Friedensschlusses.

Valparaiso, Mai 1881.

Valparaiso zögerte am Morgen etwas, ehe es sich sehen ließ; es hatte sich einen leichten, weißen Nebel wie ein Nachtgewand übergelegt und schien darunter einen langen Morgenschlummer zu halten. Die Uarda war schon früher munter geworden und hatte kurz nach 7 Uhr bereits ihren Ankerplatz dicht an der Stadt erreicht. Der Nebel hatte sich in einen starken Thau niedergeschlagen und die Stadt, sowie der Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen lagen nun im Schein der siegreichen Morgen Sonne.

Valparaiso ist nicht wie andere spanische Städte, obwohl es alten Ursprungs ist; das Terrain hat die Anwendung der üblichen Schablone nicht gestattet; vielmehr hat es sich auf einem schmalen Küstensaume einrichten müssen, welcher dem weiten Halbrund von Hügeln vorliegt, die in knapper Entfernung hinter dem Ufer zum Theil schroff und unvermittelt bis zur Höhe von 200—300 Metern aufsteigen. Das ging wohl in der spanischen Zeit, in welcher die Stadt sich besonderer Gunst nicht erfreute und mit aller Absichtlichkeit auf dem Standpunkte eines bloßen Ein- und Ausladeplatzes für San Jago, zu dessen Hafen es schon früh (1544) erklärt worden war, gehalten wurde. Frezier, der es 1712 besuchte, bemerkt, daß es aus nur 100 Häusern und 2 Klöstern bestand, die ohne Ordnung durcheinander lagen,

und von etwa 150 Familien bewohnt wurden. Seitdem ist es eine selbstständige Handelsstadt geworden, die bedeutendste an der ganzen Westküste, die in stetiger, aufstrebender Entwicklung für ihre circa 100 000 Einwohner mit dem engen Küstenstreifen sich nicht begnügen konnte, wie günstig auch für den Schiffsverkehr die lange Uferstrecke sein mochte. Es hat sich zunächst in der Länge ausgedehnt, soweit es anging, und es darin auf mehr als drei Kilometer gebracht. Dann hat es die Hügel, die hinter ihm sich erheben, erstiegen und Raum gewonnen, indem es in den zahlreichen Schluchten zwischen ihnen sich angesiedelt hat, oder auf Abhängen, die abgegraben wurden, oder auf der lustigen Höhe selbst. Als auch dies für die Geschäftsbedürfnisse nicht mehr reichte, hat man begonnen die Erde der Hügel ins Meer zu schütten und auf dem so verbreiterten Strande Raum für neue Straßen geschaffen, deren Grund und Boden zu den geschätztesten gehört. So liegt denn jetzt die Stadt halbmondförmig um die ganze Bay herum wie auf einem großen Amphitheater, das nach der Arena des Hafens schaut, auf welchem die Schiffe aller Nationen ihren unblutigen Wettstreit kämpfen und von welchem aus sie selbst ein reiches und prächtiges Bild gewährt, zumal im jungen Morgenlichte. Das Paradies würde ich mir allerdings anders denken. Doch soll es auch anders hier gewesen sein, als der alte Juan de Saavedra im Jahre 1535 den ersten Grund der Stadt legte. Palmen und immergrünes Gebüsch sollen damals die Küste bedeckt und den Platz wohlgefällig gemacht haben; deshalb legte er ihm den Namen seines Heimathortes in Kastilien, an welchen er durch die Lieblichkeit der Küste erinnert worden sein soll, bei.

Durch die Hügelkette ist die Stadt zwar vor dem starken Andrang der Südwest- und Westwinde geschützt, dagegen liegt sie gegen Nord-Nordost bis West-Nordwest offen und daher den Nord- und Nordwestwinden ausgesetzt, die insbesondere in der Zeit von Juni bis September stark wehen und dann bisweilen

den Schiffen im Hafen sehr unbequem werden. Den frischen Winden, die sie in der einen oder anderen Jahreszeit durchwehen — es soll in Valparaiso immer Wind sein —, wird beigemessen, daß die Stadt von dem gelben Fieber, der Cholera und ähnlichen schlimmen Gästen bisher frei geblieben ist.

Wie Du weißt, lebt mir in Valparaiso ein Freund, den ich vor Jahren in Berlin gewonnen habe. Von meiner Ankunft unterrichtet war er an Bord gekommen und führte mich nun in sein Landhaus (Quinta), das in den Zorras liegt, einem ansteigenden Thale mit vielen kleinen Nebenthälchen, durch welches die Landstraße nach San Jago führt, etwa  $\frac{3}{4}$  Stunde von der Stadt. Auf einer Hügellehne an einer Schlucht, durch welche ein frisches Bächlein fließt, mitten in einem Garten, in welchem trotz des nahenden Winters unter sorglicher, gärtnerischer Pflege noch zahlreiche Blüthen dufteten, hat diese Quinta eine Lage, die schon eher paradiesisch genannt werden könnte. Darin ein glückliches Familienleben, blühende Kinder — es war nicht schwer heimisch zu werden und doppelt angenehm nach so langer Seefahrt. Mit dem Gastfreunde, der seit vielen Jahren hier lebt und wirkt und in erfolgreicher Thätigkeit das Land gründlich kennen gelernt hat, fuhr ich täglich zur Stadt, er zu den Geschäften, die er übrigens behufs der Rückkehr ins Vaterland bald aufzugeben gedenkt, ich zum Flaniren oder Studiren. Daheim gab es dann heitere Zeit im Spiel mit den Kindern oder in anregenden Gesprächen, wenn Landsleute aus der Stadt oder der Nachbarschaft zu Besuch kamen. Wie schön war es auch, am Morgen aus dem offenen Fenster zu sehen, wenn an einem blühenden, geißblattartigen Schlinggewächs, das sich gegenüber an der Wand zum Dache hinauf rankte, ein Kolibripärrchen sein Frühstück einnahm, oder einen Spaziergang über die waldigen Hänge der Hügel zu machen, auf deren Höhe ein frischer Seewind wehte, und von denen die freundlichen

Landhäuser, die in den zahlreichen Seitenthälern sich erstrecken, sichtbar wurden. Wie schnell flogen die Tage!

Die Lage von Valparaiso bedingt, daß sie wenige, aber langgedehnte Hauptstraßen hat, die sich dem Ufer einerseits, dem Fuße der Hügel andererseits anschmiegen und daher nicht gerade laufen. In ihnen bewegt sich hauptsächlich der Verkehr, den Tramways in der ganzen Länge der Stadt vermitteln. Die Unternehmer machen, da die Ausdehnung der Stadt zur Benutzung zwingt, ein glänzendes Geschäft, indessen erst, seit sie den Preis von 10 Centavos auf die Hälfte herabgesetzt haben; vorher waren sie dem Bankerott nahe. Die Längsstraßen durchschneiden kurze Querstraßen, die bis an die Hügel führen, von denen die Cerros Alegre und de la Concepcion am meisten bewohnt sind, oder in die schmalen Schluchten hinein, welche in die Wände der Cerros eingewaschen sind. Die Stadt hat wenig hervorragende Gebäude, und was an öffentlichen Gebäuden etwa zu nennen wäre, ist mit Ausnahme von einigen alten Kirchen modern. Dafür bewegt sich in den Straßen ein stets reger Verkehr, der besonders lebhaft in dem der See zunächst liegenden Theile, dem sogenannten Puerto fluthet. Indessen glaubt man kaum in einem spanisch redenden Lande zu sein. Die Mehrzahl der Firmen ist deutsch oder englisch, und beide Sprachen werden auf der Straße vorherrschend gesprochen. Das internationale Wesen macht sich auch in der Tracht geltend. Bei den Frauen ist zwar der Manto auch hier in Gebrauch, jedoch wenig dicht, daneben aber sind es, anders als in Lima, auch leichte Rembrandt-Hüte und andere rad- und sattelartige Hüte, besonders am Nachmittage, wo die europäischen Damen ausgehen.

Von öffentlichen Denkmälern prägt sich der Erinnerung das des Lord Cochrane, Grafen Dundonald, auf der Plaza de la Intendencia ein, eines ebenso kühnen wie geschickten englischen Seemanns, der, nachdem er in England unschuldig zum Pranger

verurtheilt war, als Admiral die chilenische Flotte während und nach dem Unabhängigkeitskriege kommandirte und die spanische Flagge aus dem stillen Ocean vertrieb. Er starb, nachdem er auch in Griechenland gekämpft hatte, nach seiner Restitution in England im Jahre 1860 als Admiral in hohen Ehren. Die Statue in Valparaiso errichtete nach seinem Tode die Dankbarkeit der Bürger, welche die Kosten durch eine Subskription aufbrachten. Zur Zeit hat Chile einen nationalen Seehelden in Arturo Pratt, der im ersten Abschnitt des Krieges mit Peru im Kampfe gegen den peruanischen Monitor Huascar bei Iquique das Leben verlor, aber hohen Ruhm gewann. Die chilenische Flotte, die von Iquique, der Hauptstadt der Provinz Tarapacá, abgegangen war, um Callao zu blockiren, hatte vor Iquique nur zwei Schiffe zurückgelassen, die Esmeralda unter Pratt als Kommandanten und die Cavadonga. Von den überlegenen peruanischen Panzerschiffen Huascar und Independencia am 21. Mai 1879 angegriffen, nahmen die Schiffe den ungleichen Kampf auf, in dessen Verlaufe Pratt mit der Esmeralda an dem Huascar anlegte, um ihn zu entern. Als er, gefolgt von einem Offizier und einigen Leuten, auf den Huascar gesprungen war, trennten sich plötzlich die Schiffe, so daß ihm weitere Mannschaft nicht folgen konnte. Pratt wurde beim Vordringen gegen den Thurm mit seinen Begleitern denn auch baldigst getödtet. Die Esmeralda, nachdem sie noch eine volle Ladung abgegeben hatte, lehnte die Ergebung ab und versenkte sich mit der ganzen Besatzung ins Meer. Der Cavadonga dagegen gelang es durch ein geschicktes Manoeuvre die Independencia auf Klippen in seichtes Fahrwasser zu bringen, wo sie ihren Untergang fand. Dieser Hergang weckte in Chile große Begeisterung, die sich vornehmlich in Ehren für den gefallenen Kommandanten Pratt kund that. Noch heut sieht man, wenn man durch die Straßen von Valparaiso geht, in vielen Schaufenstern sein Bild, meist als Leiche auf dem Todtenbette. Man

begegnet seinem Namen in der Firma von Geschäften, die sich ihn beilegten, auch einer Straße, die nach ihm umgetauft wurde. Der erste Siegesjubel konnte sich hier wie anderwärts nicht genug thun, und auch hier wie anderwärts verstand die Reklame aus dem Patriotismus ein Geschäft zu machen.

Um mich nicht in Episoden des Krieges zu verzetteln, der immer wieder aufstößt, da er vermöge seiner weitreichenden politischen Bedeutung nicht bloß für Chile, sondern für die ganze Westküste Südamerikas das erste Epoche machende Ereigniß nach dem Kampfe ist, durch welchen die Unabhängigkeit von Spanien errungen wurde, will ich jetzt versuchen, Anlaß und Hergang des Krieges, soweit sie für den Fremden bereits erkennbar sind, zu skizziren.

Ueber die Ursachen hört man in Peru und Chile verschiedene Ansichten. Die Peruaner behaupten, daß Chile den Krieg bereits seit 1870 vorbereitet habe, und daß es dabei wesentlich von der Begierde getrieben worden sei, das Terrain von Mejillones in der Wüste von Atacama, nachdem daselbst Ertrag versprechende Guanolager aufgedeckt waren, in seine Gewalt zu bringen. In Chile dagegen gibt man die Absicht des Krieges der peruanischen Regierung Schuld, die bereits im Jahre 1873 mit Bolivia heimlich einen Vertrag geschlossen habe, der sich als Offensiv- und Defensiv-Vertrag charakterisirte und dessen Spitze gegen Chile gerichtet gewesen sei, und behauptet, daß demnächst eine planmäßige Verletzung der Rechte und Interessen chilenischer Staatsangehöriger ins Werk gesetzt worden sei, welche Chile endlich gezwungen habe, den Krieg zu erklären. Wenn danach Chile auch den Krieg thatsächlich begonnen habe, so sei es doch nicht der Urheber desselben. In Peru, wo in endlosen Revolutionen eine Regierung nach der anderen gestürzt zu werden pflege, habe der drohende Bankerott, welchen die finanzielle Mißwirthschaft und die Erschöpfung der Guanolager herbeigeführt, den Krieg als eine Chance erscheinen lassen, den

Schwierigkeiten der Lage vermöge der Siegesbeute Abhilfe zu schaffen.

Welche tieferen Absichten und Kombinationen auf beiden Seiten bei den leitenden Personen oder bei Gruppen von Interessenten auch immer bestanden haben mögen, den äußeren Anlaß zum Kriege haben die Streitigkeiten gegeben, welche an die Ausbeutung der Bodenschätze in Terrains von Peru und Bolivia durch chilenisches Kapital und chilenische Arbeitskräfte sich geknüpft haben.

Die Geschichte dieser Streitigkeiten ist etwas verwickelt.

Wie ich bereits in einem früheren Briefe erwähnt habe, hatte in den Jahren 1868 und 1878 die bolivianische Regierung auf dem Terrain zwischen dem 23. und 24. Breitengrade, welches Chile im Jahre 1866 unter Vorbehalt der Theilung gewisser Erträge daraus als zu Bolivia gehörig anerkannt hatte, eine hauptsächlich auf chilenisches Kapital gegründete Gesellschaft zur Gewinnung von Salpeter und Anlegung einer Eisenbahn bei Antofagasta concessionirt. Diese Verleihung wurde, nachdem die Gesellschaft erhebliche Kosten für die Einrichtung aufgewendet hatte, durch ein Gesetz, das eine neue Regierung in dem an Revolutionen ebenfalls fruchtbaren Bolivia im Jahre 1871 erließ, für nichtig erklärt, die von der Gesellschaft erhobene Entschädigungsforderung jedoch im Jahre 1873 durch einen Vergleich erledigt. Ueber die Ausfuhrzölle, welche die Regierung von Bolivia von dem gewonnenen Salpeter, angeblich gegen den Vertrag von 1866 erhob, entstanden neue Differenzen mit Chile, die durch einen neuen Vertrag im Jahre 1874 dahin beglichen wurden, daß zwar die Souverainetät Bolivias über das zwischen dem 23. und 24. Breitengrade gelegene Land von Chile wiederholt anerkannt wurde und ebenso die Berechtigung, auf Salpeter Ausfuhrzölle zu legen, daß jedoch die chilenischen Unternehmer 25 Jahre hindurch von höheren Abgaben als den bisher erhobenen frei

bleiben sollten. Der Beweggrund für diese Abmachung auf Seiten Chiles scheint gewesen zu sein, daß es bisher von den Erträgen der Ausbeutung, welche nach dem Vertrage von 1866 getheilt werden sollten, nichts erhalten und auch keine Aussicht hatte, in Zukunft etwas zu bekommen. Auch dieser Vertrag sicherte nicht vor neuem Streite. In Bolivia wurde 1878 ein Gesetz angenommen, welches dem im Jahre 1873 mit der Gesellschaft von Antofagasta geschlossenen Vergleiche die bisher von der Legislatur nicht ertheilte Genehmigung nur unter der Bedingung ertheilte, daß von jedem Centner Salpeter ein Ausfuhrzoll von 10 Centavos gezahlt würde und zwar ohne Unterschied der Nationalität der Producenten und daß dieser Zoll auch für den seit 1873 ausgeführten Salpeter nachgezahlt werden sollte. Chile widersprach im Interesse seiner Staatsangehörigen diesem Zolle auf Grund des Staatsvertrages von 1874, mit welchem er in Widerspruch stand, und erklärte, als der Protest unwirksam blieb, den Vertrag von 1874 für hinfällig und zwar auch in Bezug auf die Anerkennung der Souverainetätsrechte von Bolivia über das streitig gewesene Territorium. Bolivia antwortete damit, daß es den mit der Gesellschaft von Antofagasta geschlossenen Vertrag, beziehentlich die ihr ertheilte Konzession, für ungültig erklärte und die von ihr angelegten Salpeterwerke für den Fiskus zurücknahm. Die Arbeiten mußten eingestellt, die Werke sollten für fiskalische Rechnung versteigert werden. An dem für die Versteigerung bestimmten Tage (14. Februar 1879) landete Chile, das einige Kriegsschiffe bei Erhebung des Protestes vor Antofagasta gelegt hatte, Truppen daselbst, welche den Ort besetzten und die Versteigerung hinderten. In La Paz hatte der chilenische Gesandte wegen des Bruchs des Vertrages von 1874 seine Pässe verlangt und das Land verlassen. Bolivia verfügte darauf die Ausweisung aller Chilenen und die Konfiscirung ihres Vermögens, wonächst die chilenischen Truppen nach einem un-

bedeutenden Kampfe Calama einnahmen und die chilenische Flotte sich der bolivianischen Küste bis an die Grenzen von Peru (22 Grad südlicher Breite) bemächtigte.

Dies war Anlaß und Anfang des Krieges mit Bolivia.

Peru bot in diesem Stadium den Streitenden seine Vermittelung an, die von Bolivia angenommen wurde. Chile, das von dem heimlichen Bündnißvertrage zwischen Bolivia und Peru inzwischen Kenntniß erhalten hatte, verlangte dagegen, daß Peru sofort sich verpflichtete, in dem bevorstehenden Kriege neutral zu bleiben und erklärte, als dies abgelehnt wurde, auch gegen Peru den Krieg (4. April 1879).

Die tieferen Ursachen des Zwistes reichten allerdings auch hier weiter zurück und lagen ebenfalls wesentlich in der Kränkung von Privatinteressen.

Wie bei Antofagasta auf bolivianischem Gebiete, so hatten in der südlichsten Provinz von Peru, Tarapacá, chilenische Unternehmer ebenfalls Salpeterlager aufgefunden und mit chilenischen Arbeitern und mit chilenischem Kapital die Ausbeutung unternommen. Sie entrichteten dafür einen bedeutenden Ausfuhrzoll. Unmittelbar nachdem Peru den Bündnißvertrag mit Bolivia geschlossen hatte (6. Februar 1873), erklärte es durch Gesetz den Salpeter in Peru als Monopol der Regierung. Den Producenten sollten 12 Pesos für den Centner gezahlt, die heimliche Ausfuhr sollte mit Konfiskation bestraft werden. Da der Termin für den Beginn der Wirksamkeit dieses Gesetzes nur zwei Monate war, beeilten sich die Producenten vorher, was möglich war, zu exportiren und brachten durch die Menge des Angebots ein Heruntergehen des Preises zu Wege, welches die Regierung des erwarteten Profits beraubte. Diese beschränkte nun die Produktion auf den Höchstbetrag von 4 500 000 Centnern, erreichte aber auch damit nicht ihren Zweck, weil nun die Werke in Antofagasta stärker betrieben wurden und auch in Chile neue Lager aufgedeckt worden waren. Die peruanische

Regierung entschloß sich daher sämmtliche Salpeterwerke anzukaufen; sie nahm zur Ausführung des Vorhabens eine Anleihe von sieben Millionen £ auf und drängte gleichzeitig durch Auflegung höherer Ausgangszölle die widerwilligen Eigenthümer zur Fügsamkeit. In der That ließ sich ein Theil der letzteren unter drückenden Bedingungen zur Veräußerung bestimmen, jedoch hielt die Regierung nicht einmal diese Bedingungen, so daß die Besitzer nichts oder nur wenig erhalten haben. Der Verlust traf auch hier vorwiegend chilenische Unternehmungen. Daß diese mißachteten und gekränkten Interessen in Chile sich geltend machten und daß sie, um Genugthuung zu erlangen, offen und im Stillen auf den Krieg drängten, ist an sich erklärlich und ist daher auch wohl glaubhaft, daß die Erklärung des Krieges an Peru wenigstens theilweise durch ihren Einfluß herbeigeführt worden ist.

In dem so ausgebrochenen Kriege lassen sich drei Abschnitte unterscheiden. Zunächst, nachdem die chilenischen Truppen das bolivianische Küstengebiet ohne erheblichen Widerstand besetzt hatten, bekämpften sich bis in den November 1879 hinein nur Chile und Peru und zwar ausschließlich zu Wasser. Die peruanische Flotte zeigte im Beginne dieser Operationen eine entschiedene Ueberlegenheit, welche sie vornehmlich der Stärke und Schnelligkeit ihrer Panzerschiffe verdankte, namentlich des nach einem alten Inkafürsten benannten Huascar, der, von dem kühnen und geschickten Kommandanten Grau geführt, eine Art Rolf Krake war. Sie fügten dem chilenischen Handel empfindlichen Schaden durch Wegnahme und Zerstörung von Schiffen zu und nahmen auch einige kleinere chilenische Kriegsfahrzeuge mit Truppentransporten. Nach dem Gefecht mit den chilenischen Schiffen Esmeralda und Cavadonga am 21. Mai 1879, bei welchem Arturo Pratt den Tod fand und die Esmeralda unterging, beschloß der Huascar Antofagasta und nahm dann seinen Weg durch die chilenischen Schiffe hindurch nach Callao zurück.

In Chile gab man, die Unzulänglichkeit und Schwäche der Marine erkennend, zunächst die bisher aufrecht erhaltene Blockade von Iquique auf und schritt zu einer Reorganisation der Flotte, welche den Sommer in Anspruch nahm. Nach deren Durchführung gelang es den Chilenen durch eine Theilung ihrer Flotte die peruanischen Panzer bei Angamos zum Kampfe zu bringen und den Guáscar kampfunfähig zu machen, so daß er sich, nachdem sein tapferer Kommandant im Drehthurm getödtet war, ergeben mußte. Mit diesem Siege, der für Chile eine Sicherung seines Handels zur See und eine Verbesserung seines Kredits in Europa zur Folge hatte, war das maritime Uebergewicht Perus soweit gebrochen, daß seine Flotte fortan nicht mehr in den Kampf trat, sondern während des weiteren Krieges sich in dem Hafensassin von Callao unter dem Schutze der dortigen Befestigungen hielt.

Während des Sommers hatte sich die peruanische Armee unter Präsident Prado mit der bolivianischen bei Iquique und Arica vereinigt, während Chile, das langsam, aber mit Umsicht und unter Benützung aller besten Hülfsmittel rüstete, seine Truppen unter General Escuela bei Antofagasta sammelte; die Allirten waren etwa 18—20 000, die Chilenen 15—16 000 Mann stark.

Anfang November traten die letzteren, indem sie in dem zwischen Arica und Iquique gelegenen Hafen von Pisagua landeten, in Aktion und eröffneten damit den zweiten Abschnitt des Krieges. Sie schlugen die Allirten bei Dolores (19. November) und nöthigten sie Iquique zu räumen. Ein weiterer Kampf bei Tarapacá nordwestlich von Iquique (27. November) brachte der chilenischen, numerisch schwächeren Armee schwere Verluste; doch zogen sich auch die Allirten zurück, so daß bis Ende des Monats November die chilenischen Truppen die Provinz Tarapacá völlig in Besitz nehmen konnten. Der Präsident Prado legte nunmehr „aus Gesundheitsrückichten“ den Ober-

Befehl über die verbündete Armee nieder, der in Folge dessen und gemäß voraus getroffener Uebereinkunft auf den Präsidenten von Bolivia, den General Daza, überging; er schiffte sich bald darauf nach Lima ein, wo sein Mangel an Erfolg und das Vordringen der Chilenen Unruhen hervorgerufen hatten, welche dem Bestande seiner Gewalt Gefahr drohten. Die Besorgniß war begründet. In Lima hatte Don Nicola de Pierola, ein altgeübter Konspirador, der seit 1878 in Europa gewesen war, sich bei Beginn des Krieges eingefunden und, nachdem er eine militairische Stellung erhalten, sie benützt, um den Sturz Prados herbeizuführen und sich selbst an die Gewalt zu bringen. Prado absentirte sich (18. Dezember), wie Einige glauben machen wollen, unter dem Drucke sein Leben gefährdender Bedrohung von Seiten Pierola's und ging auf einem englischen Schiffe nach Panamá, indem er in einer Proklamation als Grund seiner Abreise angab, daß er im Auslande Schiffe und Waffen zur weiteren Vertheidigung des Vaterlandes kaufen wollte. In Lima gab es einen Straßenkampf, da der alte Vizepräsident Widerstand leistete. Jedoch wurde er zur Abdankung genöthigt und Pierola zum Diktator ausgerufen. Seine ersten Regierungshandlungen waren Abfassung einer Konstitution von 12 Artikeln, welche alle Gewalt in seine Hände legte, und die Vernichtung seines Gegners Prado, den er nicht bloß seiner Aemter und Würden, sondern auch der bürgerlichen Rechte für verlustig erklärte.

Aehnliches geschah in derselben Zeit in Bolivia. Schon bevor Daza den Oberbefehl übernommen, waren in der verbündeten Armee sowohl zwischen den Führern als den Truppen Zwistigkeiten ausgebrochen, die aus Eifersucht und Mißgunst hervorgingen; sie verschärften sich nach dem Gefechte bei Tarapacá. Die Peruaner ziehen die Bolivianer der Feigheit und des Verraths, und diese gaben den Vorwurf zurück. Daza besaß weder Charakter noch militairische Tüchtigkeit und beim

Mangel beider keine Autorität. Die Führer seiner eigenen Truppen verbanden sich, um ihn des Oberbefehls zu entheben; gleichzeitig wurde in La Paz seine Absetzung ausgesprochen und es blieb ihm nichts übrig, als denselben Weg wie Prado zu nehmen und über Panamá nach Europa zu gehen. An seine Stelle trat der General Campero.

Indessen waren die Chilenen nicht müßig; sie rückten weiter nach Norden vor und besetzten unter Umgehung der feindlichen Armee gegen den Schluß des Jahres (1879) Moquega. Sie standen nunmehr zwischen Lima und den Truppen der Allirten, die sich in Tacna in besestigter Stellung konzentriert hatten. Nach einem schwierigen Vormarsche entlang der Kordillere griffen sie hier den Feind an und schlugen ihn nach hartnäckigem Kampfe unter beiderseitigen harten Verlusten (26. Mai 1880). Der Sieg brachte ihnen die Besetzung von Tacna; doch hielten die Peruaner das südlicher gelegene, stark besetzte Arica noch besetzt. Es wurde, wie schon früher erwähnt, am 7. Juni 1880 von den Chilenen mit Sturm genommen und die gesammte Besatzung getödtet oder gefangen.

Chile hatte nunmehr das peruanische Gebiet südlich vom Flo in seiner Gewalt, es beherrschte die See und blockirte (seit dem 10. April 1880) Calláo derart, daß zugleich die Verbindung zwischen Calláo und Lima im Bereiche der Geschütze seines Geschwaders lag. Man nahm in Chile an, daß der Krieg nunmehr zu Ende gehen und Peru sich geben würde. Durch die Besiznahme von Tarapacá und fast aller Guanolager, sowie durch die Einnahme oder Blockade fast aller Häfen waren seine finanziellen Hülfquellen trocken gelegt; es war außer Stande eine Anleihe im Innern oder auswärts zu kontrahiren; der Werth des Piasster im Wechsel auf Europa war auf 5—6 Pence (0,50—0,55 Mark) gesunken; eine schwere Krisis vernichtete oder erschütterte den Handel. Gleichwohl täuschte jene Erwartung. Der peruanische Diktator hatte alle

vor dem Jahre 1879 eingegangenen Schuldverbindlichkeiten des Staates für nichtig erklärt und versuchte die fehlenden Mittel durch neue Steuern zu beschaffen. Gleichzeitig wurden alle Bürger von 16—60 Jahren unter die Waffen gerufen ohne Unterschied des Standes oder der Beschäftigung, mit alleiniger Ausnahme der Geistlichen, Aerzte und Apotheker, und bei Vermeidung harter Strafen zu täglichen Uebungen genöthigt. Zur Hebung des Muthes verbreitete die Presse falsche Nachrichten; die Einnahme von Arica wurde auf Verrath eines peruanischen Offiziers geschoben, der dem Feinde den Plan der Befestigungen und der Minen des Platzes verkauft haben sollte; man predigte den Krieg bis aufs Messer gegen die einbrecherischen Horden und trat mit kühnen Worten ein, wo die Kühnheit im Handeln abging. In diesem Sinne wurde auch die ausländische Presse bearbeitet und zu gewinnen versucht, um den Chilenen ungünstige Nachrichten zu verbreiten.

Stiller und, wie die Chilenen selbst anerkennen, würdiger ging es nach der Einnahme von Arica in Bolivia zu. Campero kehrte nach La Paz zurück und wurde trotz der Niederlage, welche er erlitten hatte, als Präsident bestätigt. Man beschloß zwar auch hier demnächst die Fortsetzung des Krieges und erließ geharnischte Proklamationen; jedoch blieb es dabei. Die bolivianische Armee ist im weiteren Kampfe nicht mehr in Aktion getreten.

Versuche, Frieden zu stiften, die England im Beginne des Krieges gemacht hatte, waren in Peru ablehnend behandelt worden. Sie wurden nach der Einnahme von Arica durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgenommen und von Chile auf der Grundlage acceptirt, daß das von seinen Truppen okkupirte Terrain von Antofagasta und Tarapacá dem chilenischen Staate einverleibt würde. Die Verhandlungen, welche zu diesem Zwecke unter Leitung des amerikanischen Gesandten Mr. Osborne gepflogen wurden, hatten jedoch keinen Erfolg.

Um einen Druck auf Peru zu üben, schritt Chile nunmehr auch zur Einnahme des nördlichen Theiles des Landes und sendete Expeditionen dorthin aus, welche die bedeutenderen Plätze besetzten und durch Abschneidung der noch verbliebenen Hilfsmittel, durch Erhebung von Kontributionen und durch Zerstörung von Staatseigenthum der Regierung und Bevölkerung in Lima den Ernst der Lage und die Nothwendigkeit des Friedens klar machen sollten. Bei der Ausführung wurde mit großer Härte verfahren. In Chimbote wurde das Zollhaus verbrannt, in Payta die Eisenbahn und das Wagenmaterial zerstört und, als die verlangte Kontribution nicht geleistet werden konnte, wurden die Waarenvorräthe im Zollhause weggenommen und dieses selbst, sowie das Präsekturgebäude und die Eisenbahnstation in Brand gesteckt. Auch von Privaten wurden Kontributionen gefordert, und wenn nicht gezahlt wurde, ihr Eigenthum an Fabriken und Pflanzungen verbrannt und zerstört. Dabei waren die Eigenthümer in der üblen Lage, daß Pierola von Lima aus Konfiskation aller Güter derjenigen dekretirte, welche dem chilenischen Zahlungsbefehl Folge leisteten. Trotz alledem legte die Regierung in Peru sich nicht zum Ziele, und die chilenische Heeresleitung mußte sich entschließen, um den Widerstand in Lima zu brechen, den entscheidenden Kampf um die Hauptstadt zu führen.

Diese Kampagne von Lima, der dritte Abschnitt des Krieges, wurde im November und Dezember 1880 vorbereitet, indem die Chilenen von Arica aus in drei Abtheilungen sich einschifften, zunächst Pisco, später Ica besetzten und, nachdem sie eine mühevollte Landung unterhalb Lima ohne Störung durchgeführt hatten, sich bis an den Lurin vorschoben. Die entscheidenden Schlachten, welche hierauf im Januar 1881 bei Chorosillo und Miraflores geschlagen wurden, brachen die peruanische Macht, wenigstens im Felde, völlig, wie ich des Näheren bereits beschrieben habe, und ließen Lima ohne Schutz. Der

Diktator verließ noch am Abend des Kampfes von Miraflores die Hauptstadt, die sich selbst überlassen war, und floh nach den Kordilleren. Damit war der Krieg thatsächlich entschieden.

Um die Hauptstadt zu sichern legte sich noch am Tage der Flucht des Diktators das diplomatische Corps ins Mittel. Es kam eine Vereinbarung mit den städtischen Behörden zu Stande, wonach chilenische Truppen binnen 24 Stunden einrücken sollten; jedoch erfuhr die Stadt in der Zwischenzeit noch eine harte Prüfung. Von den Truppen, die in voller Auflösung geflohen waren, kamen marodirende Banden nach Lima, die zusammen mit dem Pöbel sich den ärgsten Excessen überließen, ähnlich, wie dies gleichzeitig in Callao geschah. Die Kaufläden der Chinesen, die auch in Lima ihr eigenes Quartier haben, sowie mehrere italienische Magazine wurden erbrochen und geplündert, viele davon in Brand gesetzt; die Besitzer, die sich widersetzen, wurden ermordet. Mehr als 300 Chinesen und andere Einwohner sind in dieser Nacht in den Straßen massakriert worden. Die Feuerwehr, welche sich sammelte, um die Brände zu löschen, wurde durch Schüsse angegriffen, die Mordbrennerbande legte Feuer an die Spritzen und zerschnitt die Wasserschläuche. Am Morgen endlich traten die ausländischen Kolonisten zusammen und organisirten eine Schutzwehr, nachdem der Mayor, der sich die Nacht über tapfer vertheidigt hatte, sie mit Waffen versehen, und vertrieben die Marodeure nicht ohne Opfer von beiden Seiten. Der Schaden, der durch die Plünderung und den Brand entstand, wird auf mehr als sechs Millionen Pesos geschätzt. Als die Chilenen einrückten, fanden sie die Stadt so weit beruhigt, daß eine weitere Störung nicht mehr stattfand; ihre energischen Maaßregeln hielten hier wie in Callao auch weiterhin die Ordnung aufrecht.

Pierola versuchte in Canta sich zu halten und die Armee zu reorganisiren, ging aber, als dies nicht gelang, über die Kordilleren nach Tarma; die Truppen, soweit sie nicht gefangen

waren, zerstreuten sich im Lande; die Gefangenen wurden gegen das Versprechen, nicht mehr die Waffen gegen Chile zu führen, entlassen.

Schwerer fast als den Krieg zu führen ist es für Chile den Frieden zu finden. Es hält Lima und andere wichtige Punkte des Landes besetzt, es bewacht die Häfen und beutet das Eigenthum des Staates sowie dessen anderweite Hilfsquellen für sich aus; es findet aber Niemanden, mit dem es einen Vertrag über einen Frieden schließen könnte, welcher den Krieg beendete und ihm dessen Früchte sicherte. Mit Pierola zu verhandeln lehnten die Chilenen ab, weil er sich dessen durch den Bruch des Waffenstillstandes unwürdig gemacht hätte. Zwar wurde später eine provisorische Regierung unter Garcia Calderon gebildet, sie fand aber in den Provinzen Widerstand und löste sich deshalb auf. Auch auswärtige Staaten, insbesondere die Vereinigten Staaten von Nordamerika, haben Anstrengungen gemacht und setzen sie fort, den Zustand zu ändern, der Peru zerstört ohne Chile zu befriedigen, doch haben sie bisher nichts erreicht. Es kann noch lange Zeit vergehen, ehe Peru sich soweit aufrafft, um einen Frieden einzugehen, der, wie hart auch die Bedingungen sein mögen, doch besser sein würde als die jetzige Lage, welche eine fast unheilbare Zerrüttung aller staatlichen Ordnung bedeutet.

Auch Chile könnte wohl von der Härte seiner Forderungen etwas nachgeben, um den Abschluß des Friedens zu erleichtern, wenn es neben dem materiellen Vortheile, den es erreicht hat und zu sichern sich bestrebt, den Gewinn in Anschlag brächte, den sein Staatswesen gemacht hat, indem es durch die Feuerprobe des Krieges hindurchgegangen und durch sie so gefestigt worden ist, daß es nirgend einen Feind zu fürchten hat; durch eine längere Dauer der Okkupation Perus und durch die Unsicherheit des Zustandes zwischen Krieg und Frieden könnte dieser Gewinn wesentlich beeinträchtigt werden. Nicht nur daß

die Besetzung des Landes Chile nöthigt, seine Armee auf einem Stande zu halten, der etwa sechs Mal größer ist als der Bestand bei Beginn des Krieges war, und daß, ganz abgesehen von den Kosten der Unterhaltung, die Peru aufbringen muß, dem eigenen Lande eine Menge von Arbeitskräften entzogen wird, die dort fehlen und nicht ersetzt werden können: es läuft auch Gefahr, daß der Geist der Ordnung und Redlichkeit, der bisher in der Verwaltung des chilenischen Staates mehr als in anderen südamerikanischen Republiken zu erkennen war, sich daraus verliere, wenn eine erhebliche Anzahl seiner Beamten und Offiziere in der mehr nach Willkür als nach gesetzlicher Ordnung geleiteten Sequestration Perus thätig bleibt und sich dort an eine regellose Amtsführung gewöhnt, mit welcher überdies reichlicheres Einkommen verbunden und die Gelegenheit gegeben ist, sich durch unkontrollirbare Mittel zu bereichern. Schon jetzt wird die Wahrnehmung gemacht, daß das peruanische Vorbild auf die dort thätigen Offiziale übel einwirkt, und daß ein bedenkliches Drängen der zurückgebliebenen sich zeigt, an den Vortheilen, welche in Peru zu gewinnen sind, Antheil zu nehmen.

In der That wünscht auch in Chile die öffentliche Meinung dringend den Frieden, wiewgleich die vorher angedeuteten Erwägungen dabei nicht gerade Ausschlag gebend sind und wenn auch eine Neigung zur Nachgiebigkeit nicht bemerkbar ist; im Gegentheil fordert sie, wenn in Peru keine Vertretung des Landes sich finden lasse, mit der wirksam verhandelt werden könne, die Einverleibung des ganzen Landes, in dem durch den Erfolg gesteigerten Selbstvertrauen, daß Chile es zu verdauen im Stande sein würde. Für die weniger Anspruchsvollen ist das Minimum der Forderung die Abtretung der Provinz Tarapacá, mit der Begründung, daß dadurch allein Leben und Eigenthum der dort lebenden Chilenen gesichert werden, und daß darin, sowie durch die Machtvermehrung Chiles, eine Garantie für die Erhaltung des Friedens gewonnen würde,

daneben selbstverständlich noch Ersatz der Kosten des Krieges, zu welchem Chile provozirt worden, und der erlittenen Verluste.

Die durch den Krieg entstandenen Kosten, die im diesjährigen Etat auf etwa 47 Millionen Pesos berechnet werden, sind durch außerordentliche Einnahmen gedeckt worden, unter denen eine Emission von 30 Millionen Pesos Papiergeld figurirt. Nach der Ausgabe der ersten 12 Millionen Pesos im Jahre 1879 sank der Kurs während des Sommers auf 27 Pence (der Silberdollar 250 Gramm  $\frac{9}{10}$  fein) und alle Baargeldcirculation hörte auf; selbst die Scheidemünze wanderte aus. Doch änderte sich dies nach der Wegnahme des Huascar, mit welcher der chilenische Kredit im Kriege wie auf dem Geldmarkte stieg. Die Regierung vermochte dann den Krieg zu führen, ohne eine auswärtige Anleihe aufzunehmen und ohne die regelmäßige Verzinsung der Staatsschuld zu unterbrechen; nur die Amortisirung wurde zeitweilig suspendirt. Es kam ihr dabei sehr zu Statten, daß sie mit dem Borrücken der Truppen in den Besitz ergiebiger Einnahmequellen der peruanischen Regierung gelangte, deren Beschlagnahme sie in den Stand setzte, nicht bloß die Ankäufe an Waffen, Schiffen und Ausrüstungsgegenständen baar und deshalb billiger zu bewirken, sondern auch die sonstigen Kosten des Krieges zum großen Theile zu decken. Zunächst nach der Einnahme von Tarapacá verkaufte sie den Salpeter aus den von Peru konfiszirten Werken durch Konfignation an auswärtige Handlungshäuser, indem sie zugleich den Producenten eine Erhöhung des Produktionspreises gewährte; später (1880) gab sie die Produktion frei und legte auf die Ausfuhr einen Zoll, dessen Ertrag auf jährlich 4 Millionen Pesos zu veranschlagen ist. Ebenso erhob und erhebt sie von dem Guano aus den Lagerstätten in der Provinz Tarapacá, dessen Ausfuhrung auf Rechnung der Hypothekengläubiger sie gestattet, einen beträchtlichen Ausfuhrzoll und verkauft auf eigne Rechnung den Guano von den Inseln Lobos

und Afluera im Norden, seit sie nach der Einnahme von Arica und der Blockirung von Callao sich in den Besitz des nördlichen Litorale und jener ihm vorliegenden Inseln setzen konnte. Sie erhob endlich in den von ihr besetzten peruianischen Häfen unter dem Namen von Kriegssteuern Zuschläge zu den Waarenzöllen, die in Callao, dem Haupthafen, anfänglich 35 Prozent des Werthes betragen, mit der Maßgabe, daß chilenische oder in Chile naturalisirte Waaren entweder von den Zuschlägen frei blieben oder geringer belastet wurden, und daß Waaren bei der Verfrachtung von Callao nach anderen peruianischen Häfen nochmals mit Zöllen belastet wurden, auch wenn sie bereits den Eingangszoll einmal entrichtet hatten. Ueberdies mußten die Zölle in Gold oder Silber gezahlt oder durch Hinterlegung guter Wechsel gesichert werden. Da die jährlichen Einnahmen aus diesen Intradon circa 8 Millionen Pesos betragen, so begreift sich, daß Chile den Unterhalt der Okkupationstruppen ohne Belastung seines Etats bestreiten kann, zugleich aber auch, welcher Druck auf dem okkupirten Lande lastet und wie sein Handel und Wohlstand darunter leiden müssen.

Ich habe mich so in diese Kriegsgeschichte hinein geschrieben, daß ich heute für friedliche Dinge, die ich in Valparaiso gesehen und die meinem Interesse eigentlich näher liegen, wie z. B. seinen Handel und die Verhältnisse der Deutschen, keinen Raum mehr habe. Ich muß mir vorbehalten, sie nachzubringen, wenn ich andertwärts Zeit finde, vielleicht von San Jago aus, wohin ich mich nunmehr bald aufmachen will, um die Hauptstadt der Republik zu sehen, auf welche die Chilenen so stolz sind.

### XXXIX.

Von Valparaiso nach San Jago de Chile. — Lage und Bauart der Hauptstadt. — Straße, Plätze und Kirchen. — Der Kirchenbrand im Jahre 1863. — Der chilenische Kirchenstreit. — Socialer Einfluß des katholischen Klerus. — Gemischte Ehen. — Staatliche Toleranz. — Deutsche Kirche in Valparaiso. — Kirchliche Verhältnisse der Protestanten im Allgemeinen. — Schulwesen in Chile. — Elementarschulen. — Die Universität. — Geistliche Seminare. — Lyceen und andere höhere Lehranstalten. — Das Instituto Nacional. — Geistliche Kollegien. — Fachschulen. — Das naturwissenschaftliche Museum. — Aufwendungen für den Unterricht. — Deutsche Schulanstalten.

San Jago de Chile, Mai 1882.

Ich hatte es für meine angekündigte Reise nach San Jago besser als der alte Frezier, welcher bitter darüber klagt, daß es zwischen Valparaiso und San Jago keine Straße und kein Unterkommen gebe und daß er verschiedene Nächte höchst unbehaglich unter freiem Himmel habe kampiren müssen. Auf der Eisenbahn, die jetzt Valparaiso mit der Hauptstadt verbindet, genügen fünf Stunden, um die zwischenliegende Entfernung (163 Kilometer) zurückzulegen; sie ist allerdings auch noch nicht gerade alt, aber wer denkt, wo Eisenbahnen sind, jetzt daran, daß es jemals anders gewesen?

Die Bahn zieht sich aus Valparaiso zunächst auf einem schmalen Küstensaume nach Norden, ehe sie die Wendung in östlicher Richtung nimmt, in welcher San Jago liegt. Auf der Landseite treten die Hügel, mit kärglichem Gebüsch bedeckt, nahe heran; sobald das Terrain sich etwas weitet, zeigt sich Gemüsebau; in geschützten Senkungen, wo sie von dem harten Südwestwinde nicht getroffen werden, kommen einzelne Palmen zum Vorschein, befremdliche Nachbarn der Kohlköpfe, die weiter unten gedeihen, von deutscher Kultur Zeugniß gebend. Die auch in Europa heimischen Bäume, welche allmählig zahlreicher

aufzutreten, haben herbstlich gefärbtes Laub, da hier der Mai den Winter einleitet. Das Thal, in welches die Bahn ansteigend in einem Bogen eintritt, ist von sandigem Boden und wenig bebaut; die spärlich zerstreuten Ansiedlungen sind Lehmhäuser, mit Stroh bedeckt, selten mit Ziegeln oder Schindeln. Unter den Bäumen herrscht eine Weide vor, mit hängenden Zweigen, und die lombardische Pappel, die als Straßenbaum gezogen wird und streckenweis in dichten Reihen steif wie Statuen auch die Eisenbahn begleitet. Allmählig wird das Land grüner, Weideland, auf dem zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen, auch viele Pferde grasen. Der australische Eukalyptus hat auch hier seinen Einzug gehalten, vornehmlich in der Nähe von Ortschaften, die geschlossen zusammenliegen, nunmehr vielfach aus massiven, freundlich aussehenden Häusern bestehend. In Bailai werden Weintrauben und gebackene Fische in kleinen Körbchen ausgedient. Darüber hinaus tritt die Bahn, nachdem sie einen langen Tunnel passirt, in ein ödes Thal und windet sich in demselben aufwärts, eine tiefe Schlucht durch die Brücke de los Maquis überspannend, um die Küstentordillere zu ersteigen. Dies ist ihr in dem berühmten Einschnitte im Cerro Montenegro in Höhe von 2470 Fuß über dem Meere gelungen. Auch ihr Erbauer war Henry Meiggs, dessen Name, wie Du Dich erinnern wirst, an die Transandinische Bahn in Peru sich knüpft. Er vollendete sie 1853, nachdem vor ihm die englischen Ingenieure Wheelright und S. Allan Campbell die Strecke bis Quillota (1857) fertig gestellt hatten. Um Mittag ist die Höhe erreicht, und in langsamer Senkung gleitet der Zug in eine weite Ebene hinunter, die sich gleichmäßig ausdehnt, bis die ungeheuren Mauern der Andes darüber aufsteigen. Dicht an deren Fuße liegt San Jago.

Es wird wenige Städte geben, in denen die Gunst der Lage und des Klimas sich mit angenehmer Wohnlichkeit so wohlthuend vereinigt, wie in der Hauptstadt von Chile, in der

ich seit acht Tagen mit wahrem Vergnügen weile, in Südamerika wahrscheinlich keine zweite. Sie ist zwar auch eine spanische Stadt der Anlage nach, aber in ihrer ganzen Haltung, welche eine gewisse Bornehmheit zeigt, weitaus ausgezeichnet vor allen, die ich bisher kennen gelernt habe. Sie ist nicht so lebhaft wie Valparaiso, das in einer stetigen, fiebernden Unruhe zu sein scheint, aber, wenn auch stiller, ist sie doch nicht todt. Es fühlt sich heraus, daß San Jago Hauptstadt des Landes ist, ob schon ohne den Glanz europäischer Residenzen und zwar nicht eines absterbenden Landes, wie Lima, sondern eines aufstrebenden voll Selbstgefühls, zugleich daß es ein Sammelpunkt von Wohlhabenheit und Bildung ist, deren Merkmale um so angenehmer berühren, als ihre Vereinigung selten ist.

Mit Lima hat es in der Situation große Aehnlichkeit, nur daß es auf der zweiten der Stufen liegt, in welchen hier das Terrain aufsteigt; es ist auch nur wenige Jahre später gegründet worden als die Hauptstadt von Peru.

Das Thal, in welchem Peter von Valdivia (1541) es zu erbauen begonnen hat, zieht sich von Nord nach Süd mit einer flachen Neigung von Ost nach West. Etwa 10 Kilometer östlich von der Stadt hebt sich die Kette der Andes aus der Hochebene, im Westen die niedrige Küstensierra, welche die Eisenbahn vom Meere her zu übersteigen hatte. Zwischen beiden heben sich in der Umgebung der Stadt, welche 650 Meter über dem Meere liegt, vereinzelt Hügel vulkanischen Ursprungs aus dem Boden, so im Norden der von Colina (1018 Meter), im Nordost der San Cristóbal (847 Meter), in der Stadt selbst der von Santa Lucia (627 Meter).

Durch die Stadt, die Peter von Valdivia dem heiligen Jakob zu Ehren San Jago del Nuevo Estremo taufte (entsprechend hieß ehemals die Provinz Nueva Estremadura) fließt, ähnlich wie in Lima der Rimac, von Ost nach West der Mapocho, der etwa 50 Kilometer östlich in den Andes entspringt und, nach=

dem er sich mit dem Rio de Colina vereinigt hat, sich in den Rio Mapo ergießt.

Längs des Flusses, dessen Bett innerhalb der Stadt mit Mauern eingefast ist, läuft die Alameda, eine Allee von Pappeln, die 100 Meter breit und 4 Kilometer lang ist und welche die Stadt in zwei Theile trennt. Sie mündet am Centralbahnhof, in welchen die Bahn von Valparaiso und die Südbahn einlaufen, so daß der mit der Eisenbahn Ankommende sie zuerst betritt.

Die Stadt ist nicht allein nach demselben Schema ausgelegt wie Lima, sondern auch genau in denselben Maßen. Auch Valdivia theilte den Boden in Quadras von je 150 Varas Seitenlänge, die in vier Loose (solares) zerlegt wurden, „damit jedermann,“ wie Frezier bemerkt, „ein geräumiges Wohnhaus haben sollte.“ Zur Zeit seines Besuches war diese Theilung noch erhalten, derart, daß fast kein Haus in der Stadt ohne einen geräumigen Hof und einen Garten daran war. Später sind die Loose vielfach weiter zerlegt worden, doch ist noch heute in manchen Straßen die alte Eintheilung erkennbar, indem die Fassade je eines Hauses die Hälfte je einer Seite der Quadra einnimmt. Die Straßen sind genau in die vier Himmelsrichtungen gelegt; eine Leitung fließenden Wassers, das dem Mapocho entnommen wird, ist durch alle Häuser geführt; in einer offenen Rinne fließt es raschen Laufes auch durch die Alameda und andere Straßen, deren Luft dadurch frisch und rein erhalten wird.

Was San Jago an hervorragenden Gebäuden hat, stammt, abgesehen von den Kirchen und Klöstern, wie in Valparaiso aus neuerer Zeit. Die Häuser aus der spanischen Zeit sind meist nur ein Stockwerk hoch; die Disposition der Höfe erinnert an die Bauart von Pompeji. Außer der Geräumigkeit des Bodens mag es die Besorgniß vor Erdbeben gewesen sein, deren seit Erbauung der Stadt je eins in jedem Jahrhundert sie erschüttert und beschädigt hat, welche dazu geführt hat, niedrig zu bauen.

In diesem Jahrhundert haben bereits zwei Erdbeben (1822, 1835) stattgefunden, und es scheint, als halte man sich dadurch für längere Zeit so gesichert, daß fast alle neueren Gebäude mehrstöckig und massiv gebaut sind. Die Vorliebe für Frankreich, welche wenigstens in Sachen des Geschmacks in Chile herrscht, spricht sich auch in dem Baustyl seiner modernen Gebäude aus, die französischen Vorbildern nachgeahmt sind; insbesondere ist es bei dem inmitten eines Parks gelegenen Hause einer reichen Wittve Cousirio der Fall. Doch gibt es auch Ausnahmen, wie das im Alhambra-Styl ausgeführte Haus eines Don Francisco Ossa, das mit seinen zahllosen Säulchen und Arabesken ein Schmuckstück ist, welches dem Fremden als besonders sehenswerth gezeigt zu werden pflegt.

Die Plaza de la Independenzia, die eine ganze Quadra einnimmt, bildet, wie üblich, das Centrum der Stadt, an welchem die Kathedrale mit dem erzbischöflichen Palaste und andere öffentliche Gebäude liegen; nur fehlt hier die gebräuchliche Verbindung mit dem Regierungsgebäude, die anderweit die Harmonie zwischen Kirche und Staat versinnbildlicht. Der Sitz des Präsidenten und der Ministerien befindet sich vielmehr in der Casa de la Moneda, die inmitten der Alameda liegt. Dafür stehen einige profane Gebäude an dem mit Gartenanlagen geschmückten Plaze, die durch Ausdehnung und geschmackvolle Architektur ihm zur Zierde gereichen: das Portal Fernandez Concha, eine Galerie für Kaufläden, und darüber das English Hôtel, auf der Ostseite der Plaza, gegenüber der Kathedrale, das Portal Mac Clure, eine Passage mit Magazinen und Cafés von glänzender Ausstattung. Dem gleichen Zwecke dient das Portal Bulnes, das in der Nähe der Plaza ein ganzes Stadtviertel einnimmt und in zwei langen, sich kreuzenden Galerien zahlreiche Verkaufsstätten von europäischen Luxuswaaren beherbergt, die von dem Geschmack und der Kaufkraft San Jago's eine günstige Meinung erwecken.

Die Kathedrale ist die älteste Kirche der Stadt, mit deren Bau der ihrige gleichzeitig begann. Doch wurde sie von einem Erdbeben im Jahre 1647 völlig zerstört. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein Jahrhundert später begonnen worden, aber noch nicht vollendet, wenn auch zum Gottesdienst gebraucht. Der erzbischöfliche Palast neben ihr ist auch erst vor 10 Jahren fertig geworden, doch wohnt der Erzbischof nicht darin, nicht wegen der wahrhaft abschreckenden Architektur, die an dem Bau verübt worden ist, sondern weil auch Chile seinen Kirchenstreit hat, in Folge dessen der erzbischöfliche Sitz verwaist ist. Sieht man das Haus an, so möchte man es für alles eher halten als für das dem kirchlichen Primas von Chile bestimmte Palais. Um es nutzbar zu machen, hat die Kirchenverwaltung es vermietet und zwar nach dem: „aurum non olet“ an jeden, der zahlen kann. So beherbergt das Erdgeschoß nebeneinander Kaufläden mit fertigen Kleidern und Kinderspielwaaren, ein Kasino, die Druckerei einer Zeitung, ein Klublokal, ein Café u. s. w.

Auch die Kirchen außer der Kathedrale sind älteren Ursprungs; sie sind durchweg schwerfällige Bauten, die aus einem Langschiffe und zwei Seitenschiffen mit flachen Decken bestehen und die ihr Licht nur durch kleine Fenster, die in den Seitenschiffen angebracht sind, empfangen. Es herrscht daher stets in ihnen ein Helldunkel, welches das Gefühl der Kühle erzeugt und stiller Sammlung im Gebet förderlich sein mag. Die allezeit offenen Kirchen sind auch hier meist von Frauen besucht, die alle den gleichmachenden Manto tragen. Sie kommen zur Kirche, die *Alfombra d'Iglesia* über den Arm gelegt, einen kleinen Teppich von Guanaco- oder Vikuñafell oder in zierlicher Stickerie ausgeführt, der auf den Boden gebreitet wird, um darauf zu knien, ohne die kalten und feuchten Steine zu berühren. Bänke und Stühle sind nicht vorhanden, mit Ausnahme zweier Reihen, die an jeder Langseite des Mittelschiffes aufgestellt sind. Hier und da unterbricht die einförmig dunklen

Gruppen der knieenden Frauengestalten eine, deren Manto nicht schwarz, sondern in Uebereinstimmung mit der übrigen Gewandung braun, blau oder weiß ist; sie trägt das abweichende Kleid zu Ehren eines besonderen Schutzheiligen (San Franziskus z. B. liebt das Blau) oder zeitweise in Folge eines Gelübdes.

Ein trauriges, noch heute schmerzliches Gedächtniß knüpft sich an eine Kirche, die besonders von Frauen besucht war und die am 8. Dezember 1863 durch Brand zerstört worden ist: die Jesuitenkirche. Sie stand auf dem Platze, den heute die Plaza O'Higgins einnimmt. Ein Kleriker, Juan Ugarte, hatte eine Schwesternschaft der heiligen Jungfrau begründet, deren Mitglieder sich Hijas de Maria (Marien-Töchter) nannten, und der vornehmlich die frommen Damen der Aristokratie angehörten. Sie konnten sich mit der heiligen Jungfrau durch eine Oeffnung (Buzon) der Sakristeithür direkt unterhalten. Besonders feierlich wurde der Marienmonat (vom 8. November bis 8. Dezember) begangen. Am letzten Tage dieses Monats in gedachtem Jahre gerieth während des vor der Feier gehaltenen Gebetes der Hauptaltar, der mit brennenden Kerzen überladen war, in Brand, indem ein Windzug die Flammen in die leichte Draperie wehte. Das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit auf die weiteren Dekorationen. Die Kirche war übervoll und die Menge drängte sich nach dem Ausgange, der jedoch bald durch die Körper derer, die im Gedränge erdrückt waren, gesperrt war. Mehr als 2500 Frauen, meist den vornehmen Ständen angehörig, fanden durch Erstickung oder unter den Trümmern der zusammenstürzenden Kirche ihren Tod. Es gab fast keine Familie in San Jago, die nicht in Trauer versetzt war. Man hat die Mauern der Kirche abgebrochen und den Platz nicht wieder bebaut. Ein Denkmal auf dem Platze erhält jedoch die Erinnerung an den unheilvollen Tag.

Der chilenische Kirchenstreit, auf den ich oben als Grund der Vakanz des erzbischöflichen Stuhls hindeutete, dauert seit

dem Tode des Erzbischofs Baldevieso im Jahre 1878 und bewegt sich hauptsächlich um die Ernennung des Nachfolgers. Richtiger vielleicht wäre, zu sagen, daß er hierbei gelegentlich zum Ausbruche gekommen ist, da die Ursachen des Zwiespalts allgemeiner sind und tiefer liegen. Der Präsident der Republik hatte nach Erledigung des Stuhles gemäß den Bestimmungen der Verfassung den Vorschlag des Staatsraths für die Wiederbesetzung gefordert, unter den drei präsentirten Kandidaten sich für den Prälaten Don Franzisko de Paola Tafará entschieden und nachdem auch der Senat kraft seines verfassungsmäßigen Rechts diese Wahl und zwar einstimmig genehmigt hatte, den Antrag auf Ernennung (Preces) an die päpstliche Kurie gerichtet. Der päpstliche Delegat in Lima, zu dessen Machtbereich auch Chile gehört, hatte die Wahl ebenfalls gut geheißen. Gleichwohl wurde dem Antrage in Rom nicht stattgegeben. Dem zu deren Betreibung dorthin gesendeten außerordentlichen Gesandten wurde als Grund angegeben, daß der präsentirte Prälat an einem „defectus natalium“ (illegitimer Geburt) leide, von welchem zu dispensiren der heilige Vater Anstand nähme, weil er von der Ernennung Tafará's keinen Segen, sondern Nachtheile für die Kirche durch eine weitere Erregung, der schon durch die Präsentation bewegten gläubigen Katholiken in Chile erwartete. Als der eigentliche Grund wird angesehen, daß die Kurie die ohne ihre Zustimmung erlassene Bestimmung über die Berufung des Erzbischofs und der Bischöfe, welche in die Verfassung von 1874 aus der von 1833 übernommen worden ist, nicht anerkennt und verlangt, daß der Präsident sich vor der verfassungsmäßigen Vorbereitung der Ernennung mit der Kurie über die Person verständige, sodann, daß Tafará, welcher als liberal gesinnt gilt, der ultramontanen Partei in Chile wie in Rom nicht genehm ist, und daß diese deshalb gegen ihn agitirt hat und weiter agitirt. Nach langen Verhandlungen, welche der Krieg unterbrach, und nachdem Chile

aus letzterem siegreich hervorgegangen war, entschloß sich die Kurie zur Entsendung eines besonderen Delegates nach San Jago, welcher die Lage der Verhältnisse untersuchen und eine Lösung der Differenz herbeiführen sollte. Er hat sich indessen so brüst benommen, daß die Verhandlungen mit ihm abgebrochen werden mußten. So liegt die Sache. Die Regierung hat sich bisher fest gezeigt und ist bei ihrem Vorschlage geblieben. Für eine Nachgiebigkeit der Kurie sind Anzeichen ebenso wenig erkennbar; es wird daher bei der Verwaisung des erzbischöflichen Sitzes noch weiter verbleiben, vielleicht bis ein neuer, mehr gefügiger Präsident ans Regiment kommt.

Neben dieser wichtigsten Differenz gibt es noch andere, in denen der Zwiespalt zwischen der Hierarchie und Staatsmacht zu Tage tritt, so mit dem Bischofe von Serena, der ohne die dazu erforderliche Genehmigung der Regierung das Land verlassen wollte, um nach Rom zu reisen und der an der Einschiffung polizeilich gehindert worden ist. Die Zeitungen bringen jetzt in längerer Folge die Korrespondenz zwischen dem Bischofe und dem Minister, die an Gereiztheit und Schärfe die analogen Schriftstücke, die bei uns gewechselt werden, um vieles übertrifft und bei der das Kuriosum zu Tage tritt, daß in einer anscheinenden Verwechslung der Rollen der Minister zur Begründung des Zwanges sich auf ein Gesetz Philipps II., der Bischof aber zur Wahrung seiner Freiheit sich auf die Verfassung des Landes beruft.

Ist hiernach der Einfluß des katholischen Klerus auf politischem Gebiete zur Zeit wenigstens nicht maßgebend, so ist er doch und vielleicht deshalb um so stärker wirksam auf sozialem Gebiete. Wie überall, zumal in romanischen Ländern, weiß er die Frauen zu gewinnen und wirkt durch sie in der Familie und auf die Erziehung. Die traurige Geschichte der Hijas de Maria, die ich oben erzählt habe, und jede Kirche, die man besucht, geben Beläge dafür. Welche Gewalt er über die Gewissen

gerade mit Hilfe der Frauen übt, davon hatte ich Gelegenheit mich durch Einsicht eines Dokuments zu überzeugen, welches die Verbindlichkeiten feststellt, die ein Nichtkatholik, der eine katholische Frau heirathen will, über sich nehmen muß, bevor er zur kirchlichen Trauung zugelassen wird; denn diese, obwohl die Civilehe obligatorisch ist, gilt auch hier als unerläßlich. Nach dieser vor Notar und Zeugen aufgenommenen Urkunde hat ein akatholischer Bräutigam, nachdem er einen Eid geleistet hat, auf denselben zu versprechen, „in keiner Weise zu hindern, daß seine künftige Gattin die katholische Religion, zu welcher sie sich bekennt, frei ausübe“, sodann sich zu verpflichten, „daß sowohl die Söhne als die Töchter, welche aus seiner Ehe hervorgehen möchten, in derselben katholischen Religion erzogen werden sollen, und daß er sich von allem enthalten werde, was dem katholischen Glauben dieser Kinder schaden könnte, derart, daß, wenn bei der Wahl der Lehrer, Schulen oder anderer, die Erziehung seiner Nachkommen betreffender Dinge, so lange jene minderjährig sind, seine Ehefrau, oder nach deren Tode der Pfarrer der erwähnten Kinder fände, daß irgend eine von den Maßregeln, welche er in dieser Beziehung ergreifen wollte, dem katholischen Glauben der Kinder Gefahr bringen könnte, er davon abstehe werde“, auch zu geloben, „daß er für den Todesfall zum Vormund oder Kurator seiner Kinder nur eine Person bestellen werde, welche den römisch-katholisch-apostolischen Glauben bekennt“. Er muß überdies versprechen, weder vor noch nach der kirchlichen Trauung den protestantischen Geistlichen um eine Ehefeierlichkeit anzufragen. Es wird mir versichert, daß das Eingehen dieser Verpflichtungen, ehe der kirchliche Dispens, welcher für eine gemischte Ehe nothwendig ist, erlangt werden kann, unbedingt gefordert wird. In der früheren Zeit war es möglich, in Peru, wo eine laxere Praxis herrschte, durch ein Geschenk an die Kirche die Dispensertheilung ohne weitere Schwierigkeit zu erreichen, und es wurde dieser Aus-

weg auch in Chile bisweilen benützt; doch ist eine strengere Auffassung auch in Peru jetzt zur Geltung gelangt und der Protestant muß sich dem Gewissenszwange unterwerfen oder seiner Liebe entsagen. Nach meiner Empfindung sollte die Wahl nicht zweifelhaft sein, aber ich bescheide mich, daß ich als ein old bachelor zum Urtheil nicht kompetent bin. Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß sonst brave, protestantische Männer, unter ihnen gar manche deutsche, den Revers unterschreiben. Möge denen vergeben werden, welche sie in Christi Namen dazu zwingen.

Soweit die Staatsgewalt in Betracht kommt, fehlt es dagegen nicht an Duldung. Nach der Verfassung, sowohl der älteren von 1833, als der revidirten vom Jahre 1874, ist zwar die römisch-katholisch-apostolische Religion die Religion der Republik Chile mit Ausschluß der öffentlichen Uebung jeder anderen, doch hat ein Gesetz vom Jahre 1865, das auch jetzt noch in Gültigkeit steht, die Verfassungsbestimmung dahin deklariert, daß den Nichtkatholiken Ausübung ihres Kultus innerhalb der Mauern ihnen gehöriger Privatgebäude gestattet und daß den Dissidenten auch erlaubt sein soll, Privatschulen für den Unterricht ihrer eigenen Kinder in ihrer Religion zu begründen und zu erhalten. Unter diesem Schutze sind in Valparaiso eine anglikanische Kirche, eine evangelische Kirche, Iglesia de la Union, und eine deutsche protestantische Kapelle erbaut und dort wie in San Jago und an anderen Orten, wo europäische Protestanten in größerer Anzahl wohnen, insbesondere auch im Süden, protestantische Schulen eingerichtet worden.

Leider ist die protestantische Kapelle von Valparaiso wieder eingegangen und es besteht dort ungeachtet der nicht unbeträchtlichen Zahl deutscher Protestanten weder eine protestantische Kirche, noch fungirt ein protestantischer Geistlicher. Der als solcher früher angestellte Dr. F. hat sein Amt niedergelegt und leitet zur Zeit die unter dem Namen Collegio aleman bestehende

deutsche Mittelschule. Er besorgt jetzt nur noch die Taufen und auf Wunsch den Unterricht der Konfirmanden; dagegen schließen die deutschen Protestanten ihre Ehen vor dem katholischen Pfarrer, der in Chile nach dem Gesetze als Standesbeamter fungirt. Den Kirchhof haben sie in Valparaiso mit den übrigen, insbesondere den englischen Protestanten gemeinsam; in San Jago besteht ein Kirchhof für Dissidenten, der von Staatswegen eingerichtet worden ist.

Die Ursachen, aus welchen die deutsche protestantische Gemeinde keinen Bestand gehabt hat, liegen nur zum Theil in persönlichen und lokalen Verhältnissen; sie sind, wie die Erscheinung selbst keineswegs vereinzelt ist, mehr allgemeiner Natur. In erster Linie mag es die Schwere der materiellen Opfer sein, welche die Erbauung und Erhaltung einer Kirche und eines Geistlichen den Mitgliedern der Gemeinde auflegt, deren Zahl wechselt, unter denen nur wenige in wirklichem Wohlstande leben und von denen die Mehrzahl wenigstens die Absicht hat nach der Heimath zurückzukehren, sobald es der Bestand des erworbenen Vermögens irgend erlaubt, eine Absicht, welche das Interesse für dauernde kostspielige Einrichtungen, wenn nicht ausschließt, so doch mindert. Sodann besteht die Schwierigkeit, Geistliche zu finden, welche Charakter und Berufstüchtigkeit befähigt, den Mittelpunkt einer kirchlichen Gemeinde zu bilden, und welche in der Vereinzlung ihrer mühevollen und dabei prekären Stellung, an die sie nach der Natur der Sache ohne Unterbrechung gebunden sind, aushalten mögen. Ist ein Mißgriff einmal geschehen, so ist er nicht unter Jahren gut zu machen; er kann aber leicht begegnen, da nicht vorauszusehen ist, wie die aus Deutschland gesendeten Geistlichen in die ihnen fremden Lebensverhältnisse sich finden werden. Es fehlt, wie mir ein seit Jahren hier lebender Deutscher versicherte, nicht an Beispielen, daß die Einwirkung eines ungeeigneten Geistlichen die Quelle von Reibung und Zwiespalt unter den Deutschen

eines Ortes geworden ist, so daß dieselben in volle Verwirrung gerathen sind und daß der Friede erst wieder eingelehrt ist, nachdem der Geistliche entfernt und die Kirche geschlossen war.

Ob auch eine gewisse Reaktion gegen die Bigotterie sich geltend macht, von welcher die Protestanten sich vielfach umgeben sehen, und ob sie dadurch zur Aufgebung aller Kirchlichkeit gedrängt werden, wäre zu untersuchen, wenn man nach den tieferen, psychischen Gründen der Erscheinung fragte. Zum Bewußtsein kommt dieser Grund wohl nur ausnahmsweise. Es ließe sich ein besseres Gegengewicht wohl auch finden gerade in ernstem und würdigem Gottesdienste und in rechtem Eifer dafür. Wo aber auch die Ursachen liegen mögen, ich bedauere aufrichtig die Thatsache, auch vom nationalen Standpunkte, und ich wünschte wohl, daß der Protestantismus daheim sich mit Ernst der Sache annehmen möchte.

Wenn ich nach der Kirche etwas über das Unterrichtswesen schreibe, so habe ich nicht bloß in der innern Verbindung beider einen Anlaß, sondern auch darin, daß ich hier wieder einmal etwas näher mich darüber informiren konnte, Dank der Vermittlung eines deutschen Landsmanns, der in San Jago eine hochgeachtete Stellung als Lehrer und Forscher einnimmt und mir die Wege in freundlichster Weise gewiesen hat, um mehrere Schulen verschiedener Art kennen zu lernen.

Chile darf sich rühmen, daß seine Regierung verhältnißmäßig früh unter den südamerikanischen Republiken ihre Aufmerksamkeit dem Schulwesen zugewendet hat, das zur Kolonialzeit, wie überall unter spanischem Regimente, grundsätzlich vernachlässigt worden ist. Durch die Verfassung, welche die Republik im Jahre 1833 sich gegeben hat, wurde nicht bloß der Unterricht für frei erklärt — dies findet sich auch in anderen Verfassungen —, sondern es wurden bald darauf auch thatsächlich von Seiten des Staates Anstrengungen gemacht, die Veräumnisse der absoluten Regierung nachzuholen. Im Jahre

1844 wurde ein Seminar für Lehrer, 1854 ein solches für Lehrerinnen errichtet; es wurden regelmäßige Schulrevisionen angeordnet und ein gleichmäßiger Unterrichtsplan eingeführt; 1847 folgte eine Reorganisation sowohl der Universität von San Jago als des höheren Schulwesens.

Der Unterricht in den Elementarschulen, mit denen zweckmäßig begonnen wurde, ist unentgeltlich, aber freiwillig. Er umfaßt: Lesen, Schreiben, Arithmetik, Spanisch, Grammatik, Geschichte, Religion und Zeichnen, in einigen Schulen auch Gesang und Musik, für Mädchen die Unterweisung in weiblicher Handarbeit. Im ganzen Lande waren im Jahre 1880 620 solcher unentgeltlicher Staatschulen eingerichtet, für welche 48 794 Kinder eingeschrieben waren und welche einen mittleren Besuch von etwa drei Viertel der eingeschriebenen Schüler aufzuweisen hatten. Daneben waren 405 Privatschulen für Primärunterricht, die von 15 106 Kindern besucht waren.

In der Stadt San Jago sind von diesen öffentlichen Schulen 45, davon 19 für Knaben, 26 für Mädchen, unter den ersteren auch 2 Abendschulen für Erwachsene, 1 Kleinkinderschule und 1 Anstalt für Taubstumme. Die Privatschulen für Primärunterricht (12) sind zum großen Theil mit Klöstern verbunden; andere (7) werden von freiwilligen Vereinen gehalten; eine Sociedad de Artisanos unterhält eine Abendschule für Erwachsene, in welcher Zeichnen, Chemie, Physik und Naturgeschichte gelehrt werden. Einen Beweis, wie lebhaft das Interesse an Hebung des Schulwesens ist, gibt eine Gesellschaft de instruccion primaria, welche aus jungen Männern besteht, die für den Unterricht begeistert sind. Sie wurde schon 1856 errichtet und beruht auf Beiträgen, mit denen acht Schulen erhalten werden, die mehr als 1500 Schüler zählen und den öffentlichen Schulen vorgezogen werden. Ein Vorstand von 17 Mitgliedern unterzieht sich der Beaufsichtigung der Schulen und sorgt für Beschaffung der Mittel.

Trotz dieser Anstrengungen und ihrer anzuerkennenden Erfolge bleibt immerhin noch viel zu thun. Wird der Prozentsatz der Kinder, welche im Alter von 6—14 Jahren stehen zu 17 Prozent der Gesamtbevölkerung angenommen, wie dies allgemein zutrifft, so müßte, da die letztere im Jahre 1879 auf 2 183 434 Seelen berechnet wurde, die Zahl der Kinder, welche des Elementarunterrichts theilhaftig werden, etwa fünf Mal größer sein, als sie im Jahre 1880 war. Auch läßt die Größe der noch zu lösenden Aufgabe sich aus dem Verhältnisse ermesfen, in welchem nach dem letzten Censüs die Zahl der Analphabeten zur Gesamtzahl des Volkes steht, denn danach konnten 518 081 Männer und 659 482 Weiber, zusammen 1 177 503 oder 56 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Natürlich stellt sich das Verhältniß günstiger in den größeren Städten als in den kleinen Pueblos der Provinzen, insbesondere der entlegenen, wo beispielsweise in Tanka nur 7 unter 100 lesen und schreiben können.

Das höhere Unterrichtswesen hat seine Spitze in der Universität von San Jago, die außer mit der Aufgabe einer höchsten Fachschule für Wissenschaft und Kunst zugleich, ähnlich wie in Frankreich, mit der Oberleitung des gesammten Unterrichtswesens im Staate betraut ist und in Erfüllung dieser ihrer Stellung die Reglements für den Lycealunterricht aufzustellen und auszuführen, Reformen und Verbesserungen des Unterrichts zu erwägen und vorzuschlagen und die Prüfungen für die akademischen Grade und professionellen Titel abzunehmen hat. Sie steht in dieser Beziehung unter der Direktion eines Rathes, der aus den Dekanen der einzelnen Fakultäten und den beiden Rektoren des kirchlichen Instituts sowie des Seminars der Diözese, außerdem aus einigen gewählten Mitgliedern zusammengesetzt ist. Ihr Patron ist der jedesmalige Präsident der Republik, ihr Vizepäsident der zeitweilige Minister des Kultus.

Als Unterrichtsanstalt theilt sie sich in fünf Fakultäten: für mathematische und Naturwissenschaften, für Medizin, für Rechts- und Staatswissenschaften, für Pharmazie und für schöne Künste, deren jeder ein auf zwei Jahre gewählter Dekan vorsteht. Die Leitung der Anstalt hat ein von der Regierung ernannter Rektor. Wer zu den juristischen und medizinischen Kursen zugelassen werden will, muß den Grad des Bachelier erlangt haben; vor dem Eintritte in die mathematischen Kurse bedarf es einer speziellen Prüfung.

Mit der Universität verbunden ist (seit 1849) eine Malerakademie und Zeichenschule, der später auch eine Bildhauerakademie zugetreten ist, sowie eine Fachschule für Ingenieure.

Alle Vorlesungen werden gratis gehalten.

Das Universitätsgebäude steht in der Alameda und ist ein solider, für den Zweck wohlgeeigneter Bau; es enthält außer den Lehrzimmern an Sammlungen, die ich besichtigen konnte, ein physikalisches und anatomisches Kabinet, sowie eine reiche Mineraliensammlung. In der Aula, einem geräumigen Saale für Preisvertheilungen und Feste waren zur Zeit zahlreiche Kisten aufgehäuft, die mit Gegenständen aus Museen und wissenschaftlichen Anstalten gefüllt sind, welche aus Peru als Kriegsbeute entführt worden sind; sie sind meist beschädigt oder verdorben angelangt, daher fast werthlos. Als Motiv für die Ueberführung wird angegeben, daß andernfalls in Peru Alles geraubt sein würde.

Die Lehrmethode ist von der bei uns üblichen wesentlich verschieden; sie ist vorwiegend mechanisch und besteht im Auswendiglernen von Texten. Regelmäßige Prüfungen werden abgehalten, um das darin Geleistete festzustellen. Weniger regelmäßig sollen die Vorlesungen selbst sein, und es soll manchmal vorkommen, daß von fünf angekündigten Vorlesungen nur eine gehalten wird. Der zeitige Rektor der Universität ist ein verdienter Professor der Mineralogie, ein Pole von Geburt, den

die Wogen der Revolution von 1830 hierher verschlagen haben; jetzt bald achtzigjährig läßt er in Fragen der Disciplin dem Bernehmen nach viele Nachsicht walten, womit die laze Praxis erklärt wird.

Von den verschiedenen Fakultäten, bei denen zusammen zwischen 900 und 1000 Studenten eingeschrieben sind, ist die stärkste die juristische. Dies kommt daher, weil die Söhne der reicheren Familien, sofern sie nicht Hacienderos werden können, Advokaten werden, welche Stellung die Vorbereitung und Vorbedingung für politische Aemter ist.

Eine theologische Fakultät besteht an der Universität nicht. Für die Ausbildung der Priester sorgen unter kirchlicher Leitung vier geistliche Seminare, in denen im Jahre 1880 725 Zöglinge waren. Die Staatsgewalt kümmert sich nicht darum. Die Vorbereitung für dieselben wird fast ausschließlich in Internaten gewonnen, welche mit allen regulären Klöstern verbunden sind und in denen die Knaben, die dem geistlichen Stande gewidmet werden sollen, 6—8 Jahre, ebenfalls ausschließlich unter kirchlicher Leitung erzogen werden, ehe sie ins Seminar eintreten.

Die Vorstufe der Universität bilden als höhere Lehranstalten die Lyceen, deren im Jahre 1880 sieben erster Ordnung und zehn zweiter Ordnung mit zusammen 2176 Schülern als Staatsschulen bestanden haben. Die hauptsächlichste dieser Anstalten ist das Instituto Nacional in San Jago, das bis 1847 mit der Universität verbunden war, seitdem aber eine selbstständige Sekundärschule geworden ist. Es ist eine Lateinschule, die in einem sechsjährigen Kursus für den Grad des Bachiller vorbereitet, welcher durch ein vor der philosophischen Fakultät der Universität abzulegendes Examen erworben wird. Ein Theil der Schüler sind Interne oder Pensionaire der Anstalt. Im Jahre 1880 waren es 128 von 918 Schülern.

Ich könnte nicht sagen, daß der Eindruck, den ich bei

einem Besuche allerdings nur von den äußeren Einrichtungen bekam, besonders gefällig gewesen wäre: weite Räumlichkeiten, aber wenig sauber, der Schlaßaal mit schmutzigem Boden, die Salas de Recreo, in welchen die Internen ihre freie Zeit verbringen, düstere Zimmer, in denen einiges dürftiges Turngeräth die alleinige Quelle der Erfrischung zu sein schien. Ein Komödienaal war das einzig heitere, aber wurde nicht benützt. Das System des Unterrichts geht mehr auf äußeres Anlernen, als auf inneres Zueigenmachen und Verarbeiten des Lehrstoffes. Ein complicirtes Prüfungswesen soll das Wissen sichern, das hiernach aber nur formell bleibt. Ein Charakteristikum desselben ist, daß, wer in einem Gegenstande des vorgeschriebenen Pensums sich bemächtigt und dies bei einer Prüfung zur Zufriedenheit dargethan hat, in demselben Gegenstande später nie mehr geprüft wird. So hatte, wie mir als Belag erzählt wurde, ein neunjähriger Knabe das dem Unterrichte in der Geographie zu Grunde gelegte Textbuch so gründlich memorirt, daß er auf Grund dessen sein Schlußexamen machen konnte; er wurde dann niemals mehr mit einer Prüfung in der Geographie behelligt.

Anscheinend befriedigen die Erfolge der Anstalt auch im Unterrichte nicht allseitig, wie sich aus der größeren Theilnahme zeigt, welche die höheren Privatschulen finden. Als eine der mitwirkenden Ursachen wird bezeichnet, daß die Geringfügigkeit der Lehrergehälter, welche mit 3—400 Pesos beginnen, tüchtige Kräfte abhalte, sich der Anstalt zu widmen, oder bei ihr auszuhalten, wenn eine bessere Stellung sich bietet, und daß der häufige Wechsel der Lehrkräfte die Leistungen der Schule ungünstig beeinflusse.

Wie schon angedeutet, bestehen neben der Staatschule zahlreiche und besuchte Privatanstalten für den höheren Unterricht, namentlich in den Händen der Geistlichen. Die bedeutendsten derselben in San Jago sind das Collegio de Jesuitas,

de los Padres Franceses und San Luis. Sie werden hauptsächlich von den Söhnen der vornehmen und wohlhabenden Familien besucht, selbst solcher Väter, die als Rojos (Rothhe) oder als liberal bekannt und der klerikalen Gewalt abgeneigt sind, sei es, weil die Verfassung der geistlichen Schulen in der That besser ist, als die des Instituto Nacional, sei es, daß der geistliche Einfluß, dem die Väter unmittelbar sich nicht unterwerfen, mittelbar und vielleicht um so wirksamer durch die Mütter geübt wird. Ich habe die ersten beiden der genannten Schulen besucht und sowohl dem Unterrichte beige- wohnt, als ihre häuslichen Einrichtungen gesehen. Sie sind im Ganzen und Großen wie alle geistlichen Kollegien „coelum, non animum mutant“. Ich wurde lebhaft an die Anstalten erinnert, die ich in Frankreich kennen gelernt und die das französische Regime in Elsaß-Lothringen uns hinterlassen hatte. Sie sind als die Vorbilder der Anstalten in San Jago anzuspochen.

Das Kollegio der Jesuiten hat unter seinen Zöglingen (306) auch eine Anzahl Externer (80), die im elterlichen Hause schlafen, den Tag über jedoch in Obhut der Anstalt sind. Es zerfällt in sechs Kurse und eine Anzahl Vorbereitungsclassen. Jährliche Prüfungen entscheiden über das Aufrücken; wer in zwei Gegenständen nicht besteht, bleibt zurück. Gutes Bestehen der Prüfung wird mit Prämien, vornehmlich silbernen Medaillen belohnt; wer eine gewisse Anzahl solcher Prämien verdient hat, darf außer der Zeit zu seiner Familie gehen.

In dem Unterrichte zeigten Lehrer und Schüler durchweg eine ernste, fast düstere Haltung, bei der von Freudigkeit und Lust an der geistigen Thätigkeit nicht viel zu merken war. Doch war die Methode anregender und weniger gebunden, als ich sie im Instituto Nacional gefunden hatte. In der obersten Klasse unter anderem hörte ich ein Examinatorium in der Kosmographie, das zwar an ein Lehrbuch sich eng angeschlossen, aber

doch von einer Durchdringung des Gegenstandes und der selbstständigen Erfassung desselben Zeugniß gab. In sehr gutem Stande waren die Sammlungen, zumal ein mit einem chemischen Laboratorium verbundenes physikalisches Kabinet, das unter Leitung eines deutschen Padre stand, der aus Baden stammte und früher in Quito gewirkt hatte. Als Deutscher lehrte er außerdem noch Musik; es war eine Freude zu sehen, wie er mit ganzem Herzen bei der Sache war und seinen Beruf liebte.

Die Hausordnung schreibt vor, daß die Zöglinge des Morgens um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr, im Winter um 6 Uhr aufstehen und um 8 Uhr, beziehungsweise 8 $\frac{3}{4}$  zur Ruhe gehen. Der Unterricht beginnt um 8 Uhr, die Pausen zwischen den Lektionen sowie die von denselben nicht in Anspruch genommene Zeit werden in den Studiensälen oder bei körperlichen Spielen im Freien verbracht. In den Schlassälen sind die Lagerstätten durch Scheidewände getrennt und die Abtheilungen, obwohl nach oben offen, mit einem Drathgeflecht überdeckt, um nächtliche Kommunikationen zu verhüten. Die jährliche Pension beträgt 250 Pesos, was die Anstalt nur für Wohlhabende zugänglich macht. Im letzten Jahre haben gleichwohl 80 Anmeldungen wegen Mangels an Raum zurückgewiesen werden müssen.

Das Kollegio der Padres Franceses hat im Ganzen eine gleiche Organisation, nimmt aber nur Interne auf, während eine andere Anstalt desselben Ordens, freres du sacré cœur, nur Externe hat. Ihr Name kommt daher, daß das Mutterhaus seinen Sitz in Paris hat. Von dem der Jesuiten unterscheidet es sich durch die Abwesenheit der dort vorherrschenden düsteren Strenge; es hat wenigstens den Schein einer gewissen Heiterkeit und eines freieren Tons. Die Anstalt umfaßt geräumige Höfe und einen großen Garten mit einem Warmhause und Weinlauben, gibt daher ihren 200 Zöglingen ausreichenden Platz zur Bewegung. Der tägliche Unterricht, welcher mit

Studien abwechselt, dauert 5 Stunden. Die Schlafräume sind hier gemeinschaftlich und werden durch einen Inspektor überwacht, der am Ende des Saales sein Zimmer mit einem Guckfenster hat; ein beschwerlicher Dienst, da jeder der Knaben, der in der Nacht zur Verlassung des Saales genöthigt wird, Austritt und Rückkehr dem Inspektor zu melden hat, besonders beschwerlich, wie einer der Padres bemerkte, in der Nacht vom Sonntag zum Montag, wo der Austritt häufiger wird, weil die Jungen daheim sich in Dulces übernommen haben. Die Padres Franceses sind übrigens durchaus nicht sämmtlich Franzosen; es waren, fast hätte ich gesagt im Gegentheile, darunter fünf deutsche Väter, die, soviel ich entnehmen konnte, in Folge des, die Ausschließung der Societas Jesu aus dem deutschen Reiche vorschreibenden Gesetzes Deutschland verlassen hatten und hier ein neues Feld ihrer Thätigkeit gefunden haben. Sie trugen darüber keinen Groll, ließen wenigstens mich ihn nicht empfinden und hatten auch Sprache und Art treu bewahrt. Als wir in einen Lehrsaal kamen, der nicht gelüftet war, brach P. Miguel im reinsten schwäbischen Dialekt aus: „Da haben die Lausbuben das Fenster wieder nit aufgemacht.“ Nachdem wir alle Säle durchwandert hatten, hielten wir in einem kühlen, kleinen Gemache hinter dem Empfangssaale eine Kaste, bei der auch ein Glas deutschen Bieres nicht fehlte und bei der in gemüthlichem und anregendem Gespräche die herzliche Theilnahme zu Tage trat, welche die Padres ihrem Vaterlande trotz allem bewahrt haben.

Höhere Privatschulen für Mädchen sind meist mit Klöstern verbunden und erhalten theilweise Unterstützung aus Staatsmitteln. Der Unterricht soll im Allgemeinen oberflächlich sein.

Bemerkenswerth ist endlich noch eine eigenthümliche Fachschule, die escuela de artes y oficios, eine Handwerkerschule, die bereits im Jahre 1849 begründet worden ist und in der im Jahre 1880 81 Zöglinge unterwiesen wurden. Praktisch gelehrt

werden, Modellgießerei, Schlosserei, Mechanik, Kesselschmiederei, Tischlerei und Stellmacherei. Schüler, die aus allen Provinzen aufgenommen werden, sollen in einem fünfjährigen Kursus zu Meistern in dem betreffenden Handwerke ausgebildet werden und erhalten außerdem auch in Geschichte, Religion, Mathematik und in der französischen Sprache Unterricht. Die Schule wird von einem durch die Regierung ernannten Ingenieur geleitet, während die praktischen Lehrer europäische Handwerker sind. Ein Theil der Kosten wird durch die von den Schülern gefertigten Arbeiten, welche guten Absatz finden, bestritten.

Eine andere Fachschule ist das Instituto Agricola, eine landwirthschaftliche Schule, die verschiedene Wandlungen der Bestimmung und der Art der Ausführung durchgemacht hat und zur Zeit in die Quinta von Jungai bei San Jago gelegt ist, aus der eine Quinta normal, eine Musterfarm, gemacht werden soll. Wenn ihre Leistungen so vortrefflich wären, wie die Lage der Quinta in einem wohlgepflegten großen Garten ist, mit welchem sie an das Terrain des naturwissenschaftlichen Museums grenzt, dann hätte sie zweifellos gute Erfolge aufzuweisen.

Dieses Museums muß ich zum Schlusse noch mit einem Worte gedenken, um so mehr, als daran ein verdienter deutscher Gelehrter thätig ist, dessen langer und unermüdlicher Thätigkeit das Unterrichtswesen in Chile sehr viel zu danken hat, der jetzt hochbejahrte Professor Philippi. Es ist in dem Gebäude untergebracht, welches die Industrieausstellung im Jahre 1875 beherbergt hat und enthält in einer ethnologischen Abtheilung eine reiche Sammlung von allerlei Waffen, Geräthen, Mumien und Geweben, insbesondere solcher, die im Lande selbst gefunden worden sind, sodann eine zoologische Sammlung, Material für ein botanisches und mineralogisches Kabinet und eine werthvolle, wohlgeordnete Conchyliensammlung, welche Professor Philippi dem Museum überlassen hat; daneben allerdings auch

eine Reihe von Kuriositäten, welche auf wissenschaftlichen Werth durchaus keinen Anspruch machen können. Mit ihm sind auch die Anfänge eines zoologischen Gartens verbunden, in welchem die der Westküste von Südamerika eigenthümlichen Lama-Arten durch außerordentlich schöne Exemplare von Vikuña und Guanaco vertreten sind. Einen unfreiwilligen Beitrag hat Peru in einigen Löwen und Tigern und anderen reizenden Thieren geleistet, die man nach der Einnahme von Lima aus dem dortigen zoologischen Garten hierher gebracht hat, angeblich aus Menschenfreundlichkeit, weil andernfalls die Thiere in Lima verhungert wären. Angenehmer als diese erbeuteten Räuber berührt eine Art Hospital für kranke Hausthiere, insbesondere Pferde, das mit dem zoologischen Garten verbunden ist und in welchem auch Private ihre leidenden Thiere gegen mäßiges Entgelt verpflegen lassen können.

Ueberfiehet man das Ganze der dem Erziehungsweisen gewidmeten Sorge, so kommt man zu der Ansicht, daß der Regierung die Erkenntniß von der Nothwendigkeit und dem Werthe einer guten Volksbildung beizwohnt, und daß sie auch den Willen hat, die besten Wege dafür zu finden. Sie läßt es wenigstens nicht an den finanziellen Mitteln für Zwecke des Unterrichts fehlen, da in dem Etat des laufenden Jahres (1882) dafür 1 386 022 Pesos ausgeworfen sind, was etwa 9 Prozent der vorgesehenen Gesamtausgaben ausmacht. Allerdings aber entsprechen die Erfolge noch nicht der Absicht. Auf dem Lande steht die Dünnhheit und das zerstreute Wohnen der Bevölkerung, der Mangel an Kommunikationswegen, wohl auch die Verschiedenheit der Racen, einem rascheren Fortschritte entgegen, den nur die Zeit bringen kann. Im Uebrigen wären Verbesserung der Unterrichtsmethode, die aus dem Banne der Textbücher und des bloßen Memorirens zu lösen, sowie die stärkere Einwirkung auf die Frauenerziehung, die aus den Fesseln der Klöster zu

befreien wäre, wichtige Hilfen, um voran zu kommen. Ein naher Wandel hierin ist aber kaum wahrscheinlich.

Was die deutsche Thätigkeit im Schulwesen anlangt, die sonst in Begründung eigener Schulen rührig zu sein pflegt, so hat sie sich in San Jago nicht bewährt. Es hat zwar früher eine besondere deutsche Schule bestanden, sie ist aber eingegangen, da eine auf dem Schulhause lastende Hypothek nicht bezahlt werden konnte und das Schulhaus deshalb verkauft werden mußte. Die Gleichgültigkeit soll so weit gegangen sein, daß der Einladung zu einer Versammlung, welche der Schulvorstand berufen hatte, um eine Regelung der Sache zu besprechen, Niemand Folge leistete. Ein bei dem Verkaufe verbliebener Ueberschuß von 1400 Pesos wurde dem deutschen Hilfsverein in San Jago überwiesen. Später sollen die deutschen Väter sich beklagt haben, daß sie nunmehr in den chilenischen Schulen 5—6 Pesos statt der früheren 2—3 an Schulgeld zahlen mußten; doch kam die Reue zu spät. Auch im Uebrigen scheint zwischen den Deutschen in San Jago ein enger Zusammenhang nicht zu bestehen, wenigstens nehmen die älteren Kaufleute an dem deutschen Klub keinen Theil und besteht zwischen den deutschen Kaufleuten des Großhandels und denen des Kleinhandels kein Verkehr.

Günstiger liegen, was die Schule anlangt, die Verhältnisse in Valparaiso, wo eine deutsche Mittelschule, das Kollegio Aleman in Verbindung mit einem Kindergarten besteht, die von dem früheren Geistlichen der dortigen protestantischen Gemeinde, Dr. F., mit Hilfe seiner Frau und deren Schwester mit sehr gutem Erfolge geleitet wird. Von den 186 Zöglingen gehören 160 deutschen Eltern; unter den übrigen sind Chilenen, Engländer, Italiener, Franzosen, Schweden. Sie ist in 6 Klassen getheilt, von denen in den vier unteren Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet werden. Der Unterricht dauert im Sommer von 8—1, im Winter von 9—2 Uhr, mit einer

Pause von 10 Minuten zwischen den einzelnen Lektionen. Er sieht, wie ich in verschiedenen Klassen mich überzeugen konnte, in wohlthuernder Weise durch die Frische der Methode, bei welcher die Kinder zum Nachdenken angehalten werden und von mechanischem Auswendiglernen verschont bleiben, gegen das spanisch-geistliche System ab und hat auch die in Deutschland üblich gewordene Manier der Kommandos und Tempos beim Einmarschiren der Kinder in die Schulstube, beim Platznehmen und beim Hervorholen und Vorbereiten der Lehrmittel angenommen, denen nachgerühmt wird, daß sie die Kinder frisch und aufmerksam halte und die schläfrigen Naturen munter mache. Eine große Schwierigkeit ist die Beschaffung vorgebildeter Lehrkräfte. Von den 8 Lehrern der Anstalt ist nur einer seminaristisch gebildet; einer ist ein Mechaniker, ein anderer ist ein Ingenieur; doch ist Frau Dr. F. seit 30 Jahren im Lehrfach thätig, und alle sind mit Lust und Eifer bei der Sache.

---

## XI.

Klimatische Verhältnisse. — Der städtische Park in San Jago. — Der Cerro de Santa Lucia. — Die Andes. — Das Theater. — Das Kongreßgebäude. — Verfassung. — Die bisherige Entwicklung Chiles. — Folgen des Krieges. — Finanzlage. — Auswärtiger Handel. — Beziehungen zu Deutschland. — Direkter Handel. — Eisenbahnen und Telegraphen. — Die Rechtspflege.

San Jago de Chile, Mai 1882.

Südllich vom Aequator entspricht der Mai im Gegenseze der Jahreszeiten etwa unserem November; ich reise daher dem Winter entgegen und wenn ich in Folge dessen auch der vollen Pracht der Vegetation, welche im Frühling und Sommer auf

der Höhe steht, entbehre, so muß ich damit mich trösten, daß ich von der Hitze nicht so arg zu leiden und ihre leicht gefährliche Einwirkung auf den Körper nicht zu besorgen brauche. Allerdings möchte ich fast sagen, daß ich von der Kälte leide, da das Thermometer am 15. dieses Monats in der Frühe nur  $7\frac{1}{2}$  Grad C., am 17. nur 5 Grad C. gezeigt hat und danach die Zimmerwärme am Morgen nicht über 12 Grad sich hob. Diese frische Luft verdankt San Jago weniger seiner Höhenlage über dem Meere als der Nähe der schneebedeckten Andes; sie macht im Allgemeinen das Klima zu einem sehr zuträglichen, wenn schon die Schwankungen an demselben Tage oft sehr beträchtlich sind. Als die mittlere Temperatur des Sommers werden 18,1 Grad C., als die des Winters 7,6 Grad C., als die des Jahres 12,7 Grad C. angegeben. Die Extreme sind — 3 Grad C. im Juni und + 32 Grad C. im Januar; doch kommt es vor, daß das Thermometer an einem Tage von — 2 Grad bis auf + 22 Grad steigt. Ein Viertel aller Tage im Jahre ist trübe, obwohl wenig Regen fällt. Die Dauer des Regensfalls wird nur nach Stunden berechnet, im ganzen Jahre auf nicht mehr als 216, die hauptsächlich in die Monate Juni und Juli fallen. Dafür sind Stürme und Gewitter unbekannt.

Immerhin ist der Winter hier nichts weniger als kahl oder todt. Die großen Mengen immergrüner Pflanzen, welche unter dieser Breite (33 Grad 26') sich erhalten, lassen ihn dem Nordländer immer noch wie einen wenn auch etwas bleichen Sommer erscheinen. San Jago hat seit einigen Jahren einen städtischen Park erhalten, der allerdings noch in den Anfängen der Anlage ist, der aber doch unter der Gunst des Klimas, das Wein und Orangen zeitigt, bereits weit vorgeschritten ist und noch mehr zu werden verspricht. Der Grund und Boden ist von dem verstorbenen Señor Cousiño geschenkt und sehr ausgedehnt, so daß lange Reit- und Fahrwege angelegt werden konnten. Bei der Anlage soll das Bois de

Boulogne zum Vorbilde genommen sein. Eine Insel in einem kleinen See mit sehr anmuthigen Gartenanlagen ist schon jetzt ein beliebter Zielpunkt abendlicher Spaziergänge nach der comeda, dem Mittagessen. Der Hauptreiz ist jedoch, zumal für den Fremden, der Anblick der Kordillere, die bei hellem Himmel sichtbar wird und von der ich zuerst hier einige der gewaltigen Höhen sah, als eine vorübergehende Richtung des Nebels sie während unseres Spaziergangs durch den Park klar machte. Es geschah so unvermuthet, daß ich zunächst meinen Augen nicht traute.

In voller Herrlichkeit hat man die Aussicht, allerdings nur bei gutem Wetter, von einem anderen Punkte, der auch in anderer Beziehung ein Glanzpunkt der Stadt ist, von dem Cerro de Santa Lucia, einem Hügel aus säulenförmigem Porphyr, der sich im Osten der Stadt auf etwa 60 Meter über dieselbe erhebt und von dem aus eine unvergleichliche Uebersicht über die Stadt und die Ebene, welche zwischen der Küsten-Kordillere und der Andeskette liegt, vor allem aber über die letztere, sich bietet. Der Hügel, welcher wohl eine Stunde im Umfange hat, ist wegsam gemacht und mit Anlagen versehen, um die sich der bekannte Geschichtschreiber und Politiker Bicuña Mc Kenna in San Jago verdient gemacht hat. Wenn darunter auch manches sich findet, was phantastisch und verschörkelt scheint, Portale ohne Mauern, Aussichtsthürmchen en miniature, gewundene Treppchen und Gänge, künstliche Ruinen und dergleichen, was unvermittelt und zwecklos nebeneinander steht, so beeinträchtigen diese kleinen Spielereien doch nicht den eigentlichen Werth der Anlage, die aus dem Cerro einen anmuthigen Spaziergang geschaffen und einen Aussichtspunkt ersten Ranges in ihm zugänglich gemacht hat. Zu den Füßen liegt die Stadt, von dem Mapocho durchflossen, dessen Lauf von dem Gebirge her das Auge verfolgen kann, jetzt zwar wenig wasserreich, aber weiten Bettes für die Zeit, wo die Schneeschmelze ihn schwellen macht.

Vier Brücken überspannen ihn, unter denen die *de cal y canto*, ein massiver Bau mit weiten Steinbögen, den Blick fesselt, ehe er an der Lehne des Monte Cristóbal aufsteigt, eines baumlosen Trachytsfelsens, der etwa 200 Meter höher als der Cerro Santa Lucia sich wie ein breites Fort im Nordosten der Stadt vorlagert. Nach Süden dehnt sich die fruchtbare Hochebene weithin in bläuliche Ferne; von ihrem westlichen Rande, der Küstenkordillere, sind die höchsten Umrisse erkennbar, aus welchen einige Gipfel, unter ihnen der Cerro de Chapa (1908 Meter) und die höchste Erhebung, der Cerro de las Amarillas (2230 Meter) hervortreten. Der östliche Rand, die Mauer der Andes, baut sich in gigantischer Höhe auf der anderen Seite auf und zwar in solcher Nähe, daß das fast unvermittelte Ansteigen von der Thalsohle geradezu überwältigend für das Auge ist und alle Vorstellungen von Ungeheuerem und Massenhaftem, welche in der Erinnerung bestehen, dagegen verschwinden. In den Gesichtskreis treten der Gran Pico de Tupungan (6710 Meter), el Plomo (5433 Meter) und el Cerro de Penalolen (3245 Meter). Die Grenze ewigen Schnees, die in dieser Breite bei 3300 Meter liegt, ist mit dem Eintritte des Winters heruntergerückt und es sind daher außer jenen ersten Bergriesen auch die tieferen Gebirge mit Schnee bedeckt. Da, wo das Thal des Mapocho einschneidet, dehnt sich im Hintergrunde ein langer, weißer Rücken, über dem ein blaugrüner Ton liegt, als strecke sich aus einer Höhe, deren letzte Gipfel sich in Wolken verlieren, ein Gletscher nieder.

Unwillkürlich regte sich der Wunsch, hinauf zu steigen und eine jener Höhen zu bezwingen, um über den Bau und die Gliederung der gewaltigen Bergleiber von der Höhe einen Ueberblick zu gewinnen. Aber abgesehen von der Unwegsamkeit und Verlassenheit der höheren Lagen, welche auch bei günstiger Jahreszeit die Besteigung zu einem Wagnisse machen, stand jetzt jedem Versuche der Winter entgegen, der dort oben schon



mit voller Strenge herrscht. Es hieß daher mit dem Schauen sich begnügen und auch dies mußte ein Ende nehmen, da der Abend kam und Gletscher und Schneeberge in seinen dunklen Schleier hüllte. Nur vor dem inneren Auge steht es unverlierbar.

Der Winter, der Exkursionen ins Gebirge verhinderte, bot dagegen Gelegenheit, mehr von dem geselligen Leben in San Jago zu sehen, als die heiße Jahreszeit gewährt haben würde. Ich erwähne davon nur des Theaters, das ich in der letzten Woche einige Male besucht habe, und das zu sehen sehr interessant war, weniger wegen der Vorstellungen, als wegen des Auditoriums. Das Gebäude ist geräumig und elegant, in Weiß und Silber decorirt, etwa von der Größe des Berliner Opernhauses, mit einem Bühnenvorhange, der so aussieht, als hätte Heyden ebenfalls ihn gemalt. Die Vorstellungen leistete eine italienische Gesellschaft, welche Ruy Blas und die Afrikanerin vorführte. Die Kunstwerke wie die ausführenden Künstler werden in diesem Bereiche zur Zeit sowohl in Süd- als Nordamerika noch von Europa entlehnt und zwar in der Regel, nachdem sie dort bereits eine längere Laufbahn zurückgelegt haben. Sterne, die dort untergegangen, gehen hier auf der anderen Halbkugel wieder auf, manchmal den Sternen am Himmel gleich, die auf der Erde noch leuchten, obwohl sie längst erloschen sind. Doch wird es hier nicht so genau genommen, die Flagge deckt die Waare. Vielleicht spannt auch der neue Himmel geschwächte Kräfte zu neuem Können, und thut er es nicht, so thut es die Dankbarkeit des Auditoriums, das mit seinem Beifalle nicht kargt, ja geradezu phrenetisch dann ihn spendet, wenn ihm Kraftstücke an Stärke oder Ausdauer der Stimme geboten werden.

Die Einrichtung des Theaters weicht wenig von der unserer Theater ab; drei Reihen Logen liegen übereinander, deren unterste fast in gleicher Höhe mit dem stark ansteigenden Parquet den

ersten Rang bildet; den vorderen Theil des Parquets nehmen nur Herren ein, während der hintere, von jenem durch ein Gitter getrennt, auch von Señoras besucht wird. Zwei Prosceniumslogen sind dem Präsidenten der Republik reservirt. Das Haus war in jeder Vorstellung gefüllt bis auf den letzten Platz; die Damen, bei denen der spanische Typus weniger hervortrat als in Lima, waren in glänzender Toilette und viele von großer Anmuth der Erscheinung. Selbst auf den obersten Plätzen waren nur gut gekleidete Leute, alles so europäisch in Haltung und Zuschnitt, daß ich Mühe hatte mir gegenwärtig zu halten, daß die Stadt im Schatten der Andes läge.

Leider ist das politische Theater noch in den Ferien. Der Kongreß beginnt seine jährliche Sitzung nach Vorschrift der Verfassung erst am 1. Juni und schließt sie am 1. September. Er ist also gegenwärtig noch nicht in Aktion und nur die Scene derselben, das Kongreßgebäude, konnte besucht werden. Es steht an dem Platze O'Higgins, auf einem Terrain, das vorher den Jesuiten gehörte und nahe der Stätte des Brandes, in welchem im Jahre 1863 die Hijas de Maria umkamen. Im Jahre 1857 begonnen, ist es erst im Anfang des letzten Jahrzehnts vollendet worden. Es ist ein zweistöckiger, quadratischer Bau, frei stehend, von gefälligen Verhältnissen, auf den Fronten mit Säulenstellungen und hohen Portalen, die einfach gehalten sind, aber sehr gut wirken. Die eine Seite des Baues ist für die Cámara de Diputados bestimmt, die andere für die Cámara de Senadores; zwischen beiden geht durch das ganze Gebäude ein langer Saal mit Oberlicht, in welchem die Eröffnung der Sitzungen des congreso nacional und die Installation des neuen Präsidenten durch Uebergabe der das Symbol seiner Würde bildenden Schärpe stattfindet. Dieser Saal ist ein sehr ansprechender und zugleich reich ausgestatteter Raum mit einfach weißer, aber edel gehaltener Decoration. Auf einer Estrade an der oberen schmalen, halb runden Wand stehen die Sessel

des Präsidenten der Republik sowie der beiden Kongreßpräsidenten und der Sekretaire; zwei Reihen Sessel an der Langseite nehmen die Deputirten, sowie das diplomatische Korps auf, das der lektürwähnten Feier beizuwohnen pflegt. Die Deputirten, welche alle drei Jahre durch direkte allgemeine Wahlen gewählt werden (109 an der Zahl oder einer auf 20 000 Seelen), halten ihre Berathungen in einem halb runden Saale mit Oberlicht, der von Säulen getragen ist, hinter und zwischen denen die Galerien liegen. Neben dem Sitze des Präsidenten steht der Tisch des Sekretairs, ein Bureau besteht nicht; auch eine besondere Ministerbank ist nicht vorhanden. Die Geschäftsordnung sieht vor, daß die Minister, welche Abgeordnete sind, stets zuerst votiren. Die Sitze der Abgeordneten sind mit Pulken oder sonstigen Apparaten zum Schreiben, wie dies sonst üblich, nicht verbunden; es sind nur lederne Sessel, in denen die Herren Diputados bequem ihre Cigarette rauchen können, was während der Sitzung unausgesetzt geschieht. Auch die anstoßenden Kommissionszimmer sind mit Komfort ausgestattet. Von ähnlicher Bauart und Einrichtung ist der Saal des Senats, aber kleiner, da die Zahl der Senatoren nur 37 beträgt, die auf sechs Jahre in direkter Wahl nach Provinzen ernannt und zu einem Drittel je nach drei Jahren erneuert werden.

Der oberste Chef der „einen und ungetheilten“ Republik Chile, der Präsident, wird auf fünf Jahre gewählt und zwar nicht direkt, sondern durch Wähler, welche die Gemeinden durch direkte Wahl in dreifacher Anzahl der auf den Bezirk entfallenden Deputirten ernennen, so daß das Wahlkollegium 327 Wähler zählt. Er muß die Eigenschaften haben, welche die Wählbarkeit zum Deputirten bedingen, in Chile geboren und mindestens 30 Jahr alt sein. Eine Wiederwahl nach Ablauf der Wahlperiode ist nach einem neuerlichen Gesetze (vom 8. August 1871) nicht statthast, wohl aber nach einer zwischenliegenden Periode von fünf Jahren. Er verwaltet durch ein Ministerium, das

aus fünf Ministern besteht, und unter Beirath eines Staatsrathes von 11 Mitgliedern, von denen sechs der Kongreß wählt und fünf der Präsident aus dem Kreise bestimmter Beamten ernennt.

Chile ist zu seiner Verfassung erst im Jahre 1833 gelangt, obwohl die spanische Herrschaft bereits 1817 ihr Ende erreicht hat. Bis 1830 wurde es durch eine Nationalregierung geleitet, bestehend aus Juntas Gobernadores und einem Direktorium. Die Verfassung, welche nach einigen inneren und unblutigen Kämpfen vereinbart wurde, lehnt sich im Wesentlichen, wie die der anderen mittel- und südamerikanischen Republiken, an das Vorbild der Vereinigten Staaten von Nordamerika; das Land hat aber unter ihr eine raschere und glücklichere Entwicklung genommen, als irgend eine der Schwesterrepubliken, die sich gleich ihm im ersten Viertel des Jahrhunderts von dem spanischen Regimente frei gemacht haben. Unter diesem war Chile, wie die am meisten entlegene, so die am meisten zurückgebliebene Provinz; es hatte sehr wenige Volksschulen, noch weniger für höhere Bildung, bis 1812 bestand nicht eine einzige Druckerei im Lande. Jetzt steht es unbestritten an erster Stelle unter den republikanischen Staaten des mittel- und südamerikanischen Kontinents an Ordnung des Staatswesens, an militairischer und maritimer Kraft, an Gedeihen des Handels und der Gewerthätigkeit und im Erfolge seiner Bemühungen um Erfüllung höherer Kulturaufgaben. Und zwar nicht erst in Folge des Krieges, den es siegreich gegen Peru und Bolivia geführt hat; vielmehr hat es den Krieg nur so führen können wie geschehen, weil es in den Jahrzehnten vor demselben nicht in blutigen Revolutionen und im Streite der Faktionen sich aufgerieben, sondern friedlich seine Verwaltung und seine Finanzen geordnet und befestigt und darin eine nachhaltige Kraft gesammelt hat, deren umsichtige und besonnene Anwendung ihm dann das Uebergewicht über seine bei weitem mächtigeren Gegner gegeben

hat. Seit Einführung der Verfassung hat stets eine regelmäßige und gesetzliche Folge der Regierungen stattgefunden; die sechs Präsidenten, die seitdem regiert haben, sind alle kraft des Gesetzes und in der von ihm vorgeschriebenen Form zu ihrem Amte gelangt; keiner ist dem Lande durch einen Aufstand oder ein Pronunciamento aufgedrängt worden. Nur die ersten beiden waren Soldaten; vier von ihnen wurden nach Ablauf ihrer Wahlperiode wiedergewählt. In dieser Zeit hat sich die Bevölkerung des Landes verfünffacht, die regelmäßigen Staatseinnahmen sind von  $\frac{1}{2}$  Million auf 18 Millionen Pesos gestiegen, der Werth des auswärtigen Handels von 2 auf 60 Millionen.

Sucht man nach den Gründen dieser Erscheinung, so findet man sie theils in einer gewissermaßen natürlichen Gunst der Verhältnisse, theils in Eigenschaften der Nation und ihrer Führer, welche aber wiederum den natürlichen Verhältnissen entsprungen oder durch sie entwickelt sind. Die Lage des Landes in einem gemäßigten und gesunden Klima hat die Bevölkerung vor der Entnervung bewahrt, welcher Sonne und Fruchtbarkeit die Bewohner der Tropen leicht aussetzen. Der Boden ist zwar auch fruchtbar, aber er gibt nicht üppig und freiwillig, sondern er verlangt Schweiß und Anstrengung, ehe er Ernten zeitigt. Das hat das Volk in seinen breiten Schichten arbeitsam und nüchtern gemacht. Es kam dazu, daß die Einsicht der Regenten der jungen Republik zuerst in Südamerika die Sklaverei abgeschafft hat, deren schwerster Schade ist, daß sie den sittlichen Werth der Arbeit erniedrigt. Da Chile nicht reich an Edelmetall ist, waren seine Bewohner vorwiegend auf den Ackerbau gewiesen, der ein Volk gesund und seine Sitten einfach erhält; auch ist es in Folge dessen von den Einwanderern frei geblieben, welche vorwiegend durch die Hoffnung auf raschen Gewinn angelockt mehr abenteuerlich als fleißig und beständig sind. In dieser ethnischen Beziehung ist es von besonderer Wichtigkeit, daß das

Volk in Chile bei Weitem gleichartiger in seinen Bestandtheilen ist, von einer nachtheiligen Mischung der Racen sich freier erhalten hat, als dies in Peru und in den mittelamerikanischen Republiken der Fall ist. Die spanischen Kreolen, von denen sehr viele von baskischen Einwanderern abstammen und welche die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, haben daher auch viele der guten Eigenschaften, welche ihrer Nation eigen sind, besser bewahrt und ausgebildet, als wo die Kreuzung mit Negern und Indianern sie heruntergebracht hat. Nicht minder wichtig ist es in dieser Beziehung für das Land geworden, daß es früh der europäischen Einwanderung seine Grenzen geöffnet und daß es derselben die Betheiligung an seiner politischen Arbeit gewährt hat. Der erste Regent, nachdem die Unabhängigkeit auf dem Felde von Maipo besiegelt worden (5. April 1818), Bernardo O'Higgins, der mit fester Hand die Grundlagen des Staates legte, war irländischen Ursprungs; der englische Lord Cochrane führte die chilenische Flotte siegreich gegen die Spanier; deutsche Kräfte wurden früh im Bereiche des Unterrichtswesens wirksam und sind es geblieben; Deutsche und Engländer sind auch zur Zeit in einflußreichen Stellungen in der Armee wie in der Marine.

Unter diesen Umständen war es möglich, daß die republikanische Staatsverfassung in Chile einen besser bereiteten Boden fand als anderweit, wo sie einer Bevölkerung gegeben wurde, die in ihrer großen Mehrheit einer anderen Race als der herrschenden angehörte und wie ohne Bildung, so ohne Verständnis und Theilnahme für die neue Staatsform war. Es kam dabei zu statten, daß die Gestalt des Landes, das ein langes, schmales Band zwischen den unwegsamen Andes und der Küste des stillen Oceans bildet, für Bürgerkriege ungünstig war und daß die Abgeschlossenheit durch Wasser, Berge und Wüsten es auch gegen Angriffe von außen sicherte. In der Fehde, in welche die Republik im Jahre 1865 mit Spanien

gerieth, beschränkte sich die Aktion auf kleine Seegefechte und auf eine im Ganzen harmlose Beschießung von Valparaiso; daß sie heute durch einen Frieden noch nicht beglichen ist, scheint vergessen zu sein, ist wenigstens ohne praktische Bedeutung.

Wenn ich oben bemerkte, daß der letzte Krieg, den Chile geführt hat, nicht die nächste oder ausschließliche Ursache seiner zeitigen, hervorragenden Stellung wäre, so ist doch andererseits außer Zweifel, daß der Erfolg des Krieges dazu beiträgt, diese Stellung zu sichern und für eine weitere, günstige Entwicklung des Staates den Ausgang zu bilden. Es verdankt diesem Erfolge, wenn auch ein Friedensvertrag ihn noch nicht bestätigt hat, eine Erweiterung seiner Grenzen nach Norden, welche den Besitz der reichen Bodenschätze von Tarapacá einschließt, sowie die Aussicht auf einen ungestörten Frieden, da die Gegner, welche es besiegt hat, für absehbare Zeit zur Ruhe gebracht sind, Angriffe von anderer Seite aber außer aller Wahrscheinlichkeit liegen. Der lange Grenzstreit mit der benachbarten argentinischen Republik, deren Bündniß Peru während des letzten Krieges ohne Erfolg gesucht hat, ist nach Beendigung dieses Krieges friedlich beigelegt worden, in dem ein im vorigen Jahre (am 22. Oktober) geschlossener Vertrag die neue Grenze in einer für Chile günstigen Weise im Einzelnen festgestellt hat.

Die Finanzlage des Landes ist trotz der Kosten, welche der Krieg verursacht hat, gesund. Die Einnahmen, welche sich im Jahre 1880 auf rund 26 Millionen Pesos belaufen haben, flossen zu etwa zwei Fünftel (10 789 640 Pesos) aus Zöllen und in etwa gleicher Höhe aus dem Verkaufe von Salpeter (4 130 322 Pesos), sowie aus inneren Steuern, unter denen ein Impuesto agricola, Gewerbe-, Stempel- und Mobiliensteuer den hauptsächlichsten Ertrag gaben; das letzte Fünftel endlich floß vornehmlich (mit 3 913 600 Pesos) aus dem Ertrage der Staatseisenbahnen.

Bis 1879 bestand das Tabacksmonopol des Staats, das jährlich  $1\frac{1}{2}$  Millionen Pesos einbrachte. Es ist in jenem Jahre aufgehoben worden, wie die Motive des Gesetzes besagen, wegen der Verationen, mit denen es verbunden war, wegen des Schmuggels, zu dem es Anreiz gab, und wegen der Hinderung der nationalen Produktion von Taback. Auch wollte die Regierung darthun, daß sie der Hilfe bei den Wahlen, welche nach der Behauptung der Opposition die bei der Monopolverwaltung beschäftigten und interessirten Personen ihr gewährten, nicht bedürfte. Dafür ist ein Eingangszoll auf Taback gelegt worden in Höhe von 1,50 Pesos auf Havanna, von 1 Peso auf anderen Taback per Kilogramm. Seine exorbitante Höhe hat die Wirkung, daß der Ertrag gering ist, weil wenig Taback auf ordentlichem Wege eingeht, und daß der Schmuggel noch stärker getrieben wird als früher. Die Raucher stehen sich dabei schlecht, da das bisher im Lande produzirte Kraut ohne Beimischung von ausländischem Taback für unrauchbar gilt. Man sagte mir, daß eine Cigarre unter 15 Centavos nicht genießbar wäre und daß die besten bis 80 Centavos das Stück kosteten. Eine Ermäßigung der Steuer würde daher sowohl für die Konsumenten als für den Fiskus zweckmäßig sein.

Die Schuld des Staates belief sich am 1. Januar 1880 auf  $74\frac{1}{2}$  Millionen Pesos und ist während dieses Jahres um 20 Millionen vermehrt worden; davon war für 59 Millionen das Ausland Gläubiger und 26 Millionen waren Papiergeld. In dem halben Jahre vom 1. Oktober 1881 bis zum 1. April 1882 ist die Schuld um mehr als 5 Millionen vermindert, die 7—8 prozentigen Obligationen sind in 6 prozentige convertirt und das Disagio des Papiergeldes ist auf 14 Prozent herabgegangen.

Mit der thatsächlichen Beendigung des Krieges und von der Regulirung der Grenzzwistigkeiten mit Argentinien ab haben auch der Handel und die Gewerthätigkeit einen frischen Auf-

schwung genommen, nur in gewissem Grade noch beunruhigt durch die Besorgniß vor fremder Einmischung in die Verhältnisse mit Peru und in ihrer Thätigkeit beeinträchtigt durch den Mangel an Arbeitskräften, welche durch die fortdauernde Besetzung Perus in der Armee zurückgehalten werden.

Der Werth der Einfuhr, welcher für das Jahr 1880 auf 29 716 000 Pesos angegeben wird, stellte sich 1881 auf 39 564 814 Pesos, der der Ausfuhr 1880 auf 51 648 549, 1881 auf 60 525 859 Pesos. Unter der ersteren stehen 1881 in erster Linie Gewebe (11 056 321) und Nahrungsmittel (8 084 758), in der Ausfuhr Produkte des Ackerbaus (1880: 11 663 745 Pesos, 1881: 9 967 780 Pesos) und des Bergbaus (1880: 37 812 150 Pesos und 1881: 47 145 757 Pesos). Das Land produziert Weizen in solcher Menge, daß er nebst Weizenmehl mehr als 60 Prozent der ausgeführten Erzeugnisse des Ackerbaus ausmacht, und die ausgeführten Mengen größer sind als diejenigen, welche das Land zu eigenem Konsum bedarf. Unter den mineralischen Bodenschätzen stand früher Kupfer voran, von welchem Chile im Jahre 1870 die Hälfte des Kupfers der ganzen Welt zu produziren sich rühmen konnte. Jetzt ist Kupfer von dieser Stelle durch Salpeter verdrängt, dessen Export im Jahre 1881 einen Werth von 22 891 786 Pesos repräsentirte, während der Werth des ausgeführten Kupfers auf 13 606 798 Pesos berechnet wird. Ansehnlich ist auch der Werthbetrag des Jod, von dem 1881 für 2 953 628 Pesos in den auswärtigen Handel kam.

Solcher Reichthum an werthvollen Naturerzeugnissen, deren Gewinnung noch bedeutender Erweiterung fähig ist, und die, was die Mineralien anlangt, erst im Anfange der Ausbeutung sind, gibt zweifellos eine gute Grundlage wirthschaftlicher Wohlfahrt.

Was die Richtung anlangt, in welcher der Handel sich bewegt, so entfällt nach der darüber aufgestellten Statistik der

Hauptantheil sowohl an der Einfuhr als an der Ausfuhr auf Groß-Britannien; an jener erscheint es sowohl im Jahre 1880 als 1881 mit 45 Prozent, an dieser im Jahre 1880 mit 77 Prozent, im Jahre 1881 mit 71 Prozent betheiligt, ihm zunächst steht Deutschland in der Einfuhr 1880 mit 16 Prozent, 1881 mit 18 Prozent, wonächst die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Frankreich folgen. In der Ausfuhr dagegen stehen Deutschland die Vereinigten Staaten von Nordamerika (im Jahre 1880 mit 4,8 Prozent gegen 4,1 Prozent, im Jahre 1881 mit 5,2 Prozent gegen 4,8 Prozent) voran, im Jahre 1881 ging außerdem auch Frankreich vor.

Indessen geben diese Zahlen nur einen ungefähren Anhalt, da sie nicht auf einer Feststellung der Herkunft oder Bestimmung der Waaren beruhen, sondern nach der Nationalität der Schiffe, auf welchen sie verfrachtet werden, zusammengestellt sind. Sie geben daher mehr ein Bild der Antheilnahme der verschiedenen Nationen an der Schifffahrtsbewegung als an dem Handel. Wenn das daraus sich ergebende Verhältniß auch für den letzteren annähernd richtig war, als der Transport auf Segelschiffe sich beschränkte, so ist es doch für den Handel nicht zutreffend, seit die Dampfschifffahrt den größten Theil des Verkehrs übernommen hat. Aber auch mit diesem Vorbehalte ist so viel außer Zweifel, daß der deutsche Handel, insonderheit die Einfuhr aus Deutschland nach Chile in der Zunahme begriffen und daß dies wesentlich der direkten Dampfschifffahrtsverbindung beizumessen ist, welche die Hamburger Kosmosgesellschaft regelmäßig unterhält. Von deutschen Waaren unmittelbaren Bezuges stehen in erster Linie Zucker, Gewebe, Bier, Kerzen, Schmuckfachen, Cigarren und Druckpapier.

Ich habe schon ein Mal betont, daß man den Umfang und die Wichtigkeit des deutschen überseeischen Handels oder, was für Südamerika dasselbe bedeutet, des Handels der deutschen Hansestädte erst erkennt und würdigen lernt, wenn man ihn

dort in Thätigkeit sieht. Die Wahrnehmung ist um so erfreu-  
licher, je mehr man inne wird, daß seine Befestigung und Er-  
weiterung gegenüber einer von Haus aus ungleich günstiger  
gestellten Konkurrenz, vornehmlich den vortrefflichen Charakter-  
eigenschaften der weitaus größten Mehrzahl der deutschen Kauf-  
leute zuzuschreiben ist, die nicht sowohl durch kühne Wagnisse  
und große Spekulationen als durch Fleiß, geschäftliche Solidität  
und kluge Benützung der Umstände auch im Kleinen, für sich  
Erfolge haben und dem deutschen Namen Vertrauen und Ehre  
gewinnen. In Chile sind sie außer im Handel auch in der  
Industrie in hohem Maaße rührig. Von dem Salpeterexport  
des Jahres 1881 (290 000 Tons im Werthe von nahezu 23  
Millionen Pesos) sind 47 Prozent aus deutschen, 30 Prozent  
aus englischen und 23 Prozent aus chilenischen Salpeterwerken  
hervorgegangen, und, was bemerkenswerth ist, der relativ größte  
Theil, 95 000 Tons oder 32 Prozent, ist nach Hamburg ver-  
schifft worden, während nach englischen Häfen 55 000 Tons  
oder 19 Prozent, nach französischen 70 000 Tons oder 24 Pro-  
zent gegangen sind. In Valdivia, im südlichen Chile ist die  
Fabrikation von Sohlleder fast ausschließlich in deutschen Hän-  
den, worüber ich noch Näheres durch den Augenschein zu er-  
fahren hoffe und auch dort hat sich in ähnlicher Weise wie in  
Salpeter ein direktes Geschäft mit deutschen Häfen, speziell mit  
Hamburg herausgebildet.

Es hat dieser direkte Handel, abgesehen von Zeit- und  
Zinsenersparniß den Vortheil, daß die Bankkommissionen erspart  
werden, welche bei dem Bezuge über England, das für viele  
Bezüge den Vermittler bildet, zwei Mal, sowohl für den Roh-  
stoff beim Import als für das Fabrikat beim Export entrichtet  
werden müssen. Er bildet sich da vornehmlich, wo eine zahl-  
reiche deutsche Bevölkerung sich angesiedelt hat, die zur Kolonie-  
bildung tendirt und den Zusammenhang mit der Heimath er-  
hält. So wird von dem südlichen Brasilien aus, von Porto

Allegre und anderen Häfen, wo entsprechende Voraussetzungen vorhanden sind, ebenfalls ein ziemlich bedeutender Handel mit Deutschland betrieben, und im Grunde beruht auch der direkte Handel, welchen Deutschland mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika bewahrt, und welcher ihm den Tabackhandel fast der ganzen Welt zuführt, von dem Baumwollengeschäft ihm wenigstens einen guten Theil belassen hat, darauf, daß dort die deutsche Einwanderung in ausgedehnten Landstrichen sich festgesetzt hat und Arbeitskraft, Unternehmungslust und Kapital in Geschäften anlegt, die immer den Zug haben mit der alten Heimath in Verbindung zu bleiben; Thatfachen, die bei Beurtheilung der Auswanderung, bei welcher in der Regel nur unser Verlust, nicht unser Gewinn gebucht wird, nicht außer Betracht bleiben sollten.

Doch komme ich ins Spintisiren, was wir besser daheim thun können. —

Eine wesentliche Förderung hat der chilenische Handel durch die Verbesserung der Häfen, deren 13 größere und 35 kleinere dem Verkehre geöffnet sind und durch die Erbauung von Eisenbahnen und Telegraphen, die von Chile zuerst in Südamerika in Angriff genommen sind, erfahren. Von den Eisenbahnen sind die von Valparaiso nach San Jago und die Südbahn, die mit verschiedenen Zweigbahnen 951 Kilometer lang sind, Eigenthum des Staates und bringen eine Verzinsung des Anlagekapitals von durchschnittlich 5 Prozent. Daneben besteht eine Anzahl von kleineren Linien im Privatbetriebe mit einer Gesamtlänge von 827 Kilometern. Die Telegraphen (9200 Kilometer) stehen ausschließlich im Eigenthum des Staates.

Zum Schluß darf ich nicht verschweigen, daß es in dem Bilde auch nicht an Schatten fehlt, und zwar liegt er auf einem der wichtigsten Gebiete des staatlichen Lebens, der Rechtspflege; sie ist langwierig und kostspielig. Obwohl durch die Verfassung die Unabhängigkeit der Richter außer aus gesetzlichen

Ursachen vorgesehen und damit eine Sicherung ihrer Unabhängigkeit gegeben ist und obwohl die verschiedenen Instanzen in zweckmäßiger Weise geordnet sind, so wird doch die Handhabung des Rechts im Allgemeinen als mangelhaft, insbesondere der Geschäftsgang als schleppend und unzuverlässig bezeichnet. Der Grund liegt nicht sowohl in den Personen als in der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung, die veraltet und widersprechend ist, insbesondere im Kriminalrecht, für welches noch der alte spanische Codex von Bilboa gilt. Hier, an dem fundamentum regnorum, wäre es gerathen, die bessernde Hand ohne Zeitverlust anzulegen.

## XII.

Nach den Baños de Canquenes. — Die Südbahn. — Das Centralthal. — Der Rio Cachapoal. — Die Bäder von Canquenes. — Ausflug nach dem Rancho — Chilenische Reiter. — Talca. — Nationaler Festtag. — Gipfel der Andeskette. — Der Rio Bio Bio. — Concepcion. — Handelsverhältnisse. — Die Indianer in Arauco. — Klima und Produkte von Arauco.

Concepcion, 22. Mai 1882.

Unter den Plänen, die ich in der Heimath gesponnen habe, war auch der, den südamerikanischen Kontinent zu kreuzen und Buenos Aires auf dem Landwege über die Andes von San Jago her zu gewinnen. Die Nachrichten, welche ich in Valparaiso und in San Jago über das Projekt eingezogen hatte, haben die Ausführbarkeit desselben in dieser Jahreszeit übereinstimmend verneint. Der Winter ist in den Cordilleren bereits hereingebrochen und ist dort ein bitter strenger Herr. Die Pässe sind theilweise bereits ungangbar, und wenn zur Zeit auch noch der Apallata-Paß zu passiren sein möchte, so besteht doch die

Gefahr, daß Schneestürme, die unvermuthet hereinbrechen und oft tagelang anhalten, den Reisenden überfallen und, da ein geschütztes Unterkommen nicht zu finden ist, Thiere und Menschen, wenn sie nicht in Abgründe stürzen, in einem weißen Grabe bestatten. Danach stand mein Sinn nicht. Geht es nicht über die Berge, so geht es zu Wasser und die Fahrt durch die Magellansstraße ist auch nicht ohne Reize. Ich fand mich um so eher in den Wechsel der Elemente, als die Tour über die Andes in dieser Erdbreite der Naturschönheiten entbehrt, welche ich bei Querung der mexikanischen Cordilleren in so reichem Maaße gefunden, vielmehr im Charakter der Landschaft und in ihren geologischen Verhältnissen eher der über die Rocky Mountains in den Vereinigten Staaten ähneln soll, nach deren Wiederholung ich kein Verlangen trage.

So bin ich denn von San Jago nach Süden gegangen, um die Baños de Cauquenes zu besuchen und dann weiter hierher, von wo ich den Ausflug nach Valdivia machen will, ehe ich zu der langen Fahrt durch die Magellansstraße mich einschiffe. Schon bis hierher habe ich vollen Grund gehabt, mit der Wandlung meines Reiseplanes zufrieden zu sein und hoffentlich bleibe ich es auch ferner.

Die Baños (Bäder) von Cauquenes liegen im Thale des Cachapoal, einige Stunden aufwärts von Cauquenes, einer Station der Südbahn, die von San Jago in drei Stunden erreicht wird. Diese Eisenbahn läuft in dem Centralthal, das zwischen den Andes und der Küstencordillere ohne Unterbrechung, aber in wechselnder Breite, vom 33. bis 41. Grad südlicher Breite sich erstreckt, und in welchem die besten Wohnplätze des Landes liegen. Sie reicht zur Zeit bis Concepcion am Ausfluß des Bio Bio, sendet aber von San Rosendo noch einen Zweig weiter südlich nach Angol in Arauco, an der Grenze des Indianergebietetes, das, mit Urwald bedeckt und unwegsam, sich zwischen die Provinzen Concepcion und Valdivia schiebt und

der Unterwerfung wie der Kultur noch harrt. Andere kurze Seitenbahnen gehen von San Fernando nach Palmilla und von Santa Fé nach Los Anjeles, Los Andes und Las Begas.

Die Bahn ist im Wesentlichen nach nordamerikanischem System eingerichtet und hat billige Tarife. Den Bedürfnissen des Landes angemessen ist die Beförderung nicht rasch. Die ganze Strecke bis Concepcion mit der Fortsetzung nach Talcahuano, wo die Bahn an das Meer tritt, mißt nur 579 Kilometer; man braucht aber beinahe 33 Stunden, um sie zurückzulegen, da der Zug San Jago um 9 Uhr Vormittags verläßt, am Nachmittag gegen 5 Uhr in Talca anhält und erst am anderen Tage von 8 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Nachmittags den Rest des Weges erledigt.

Das Centralthal gleicht in seinem Relief einem mächtigen Flusse, der von hohen Ufern eingesaßt ist, die jedoch sehr verschieden gestaltet sind. Die Andes, der östliche Rand, heben sich mit steilem Abfall in regelmäßigen Ketten, die von Norden nach Süden laufen und himmelragende Gipfel haben, deren mehrere, wie der Aconcagua, der Juncal und der Tupungato mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Küstenfordillere, der westliche Rand, ist niedriger — ihr höchster Gipfel steigt nur zu 3218 Meter — verläuft weniger regelmäßig und ist von den zahlreichen Flußläufen durchbrochen, die von den Andes sich den Weg nach dem Meere gesucht haben; die Abhänge sind sanfter, die Profile abgerundeter. Das Niveau bleibt bis zum 41. Breitengrade ziemlich gleichmäßig; erst von da senken sich die Thäler in Ebenen, gleichsam um die Wasser des stillen Oceans aufzunehmen, der in wechselnden Einbrüchen sie in ein wahres Labyrinth von Inseln und Kanälen auflöst.

Dieses Mittelthal ist das eigentliche Frucht- und Ackerland von Chile, wohlbewässert, von mildem Klima, regenreich, zumal wo es an Breite zunimmt, mit Ueberfluß an Wald in der Küstenfordillere und mit einer energischen Vegetation. Es ist

ein Alluvialboden, der in wechselnder Mächtigkeit einer reinen, widerstehenden Kieselage aufliegt. Die reichen Weizenernnten, die in den letzten 10 Jahren zwischen 2 733 000 und 4 599 000 Doppelcentnern sich bewegt haben, entstammen diesem Boden, der in der Regel nicht gedüngt, sondern nur umgebrochen wird.

Fährt man von San Jago nach Süden das Thal entlang, so hat man dauernd das Bild dieses fruchtbaren Landes vor Augen: Weingärten, Weizenfelder, eingezäunt durch dicht stehende Pappeln oder Mauern von Steinen und Lehm, Obstbäume, dazwischen ausgedehntes Weideland mit zahlreichem Rindvieh und grasenden Pferden, so dehnt sich die Flur, überragt im Osten von der Kette der Andes, die frisch gefallener Schnee bis weit herunter bedeckt, und die zu den friedlichen, milden Feldern einen Gegensatz bildet, der etwas Ergreifendes hat.

Die herbstlichen Regengüsse zeigten sich in angeschwollenen Bächen, in sprossendem Rasen und in den nassen Wegen, auf denen Ochsenspanne unter breiten Jochen zweirädrige hohe Carretas zogen. In Rancagua wurde ein längerer Halt gemacht, der Gelegenheit gab, von den Produkten des Landes den Wein zu probiren, dessen Kultur an Ausdehnung jährlich gewinnt. Es war ein Mariposa genannter Landwein, noch ohne Pflege aber von Körper. Ich hatte schon in San Jago die Bekanntschaft solcher Weine gemacht, eines Chagavia, der dem Burgunder ähnelte und eines anderen namenlosen, der wie Malaga schmeckte, und ich glaube nach diesen Proben, daß der Wein hier eine Zukunft hat.

In Cauquenes fand sich nach der Ankunft des Zuges ein Wagen aus den Bädern ein, um etwaige Gäste dorthin mitzunehmen. Er erinnerte zwar ein wenig an die mexikanische Diligence bösen Andenkens, war aber besser, als es den Anschein hatte. Der Weg führte aufwärts in das Thal des Cachapoal, anfangs sehr steil, was den Kutscher nicht hinderte Galopp zu fahren, dann in das enger werdende Thal eintre-

tend, durch welches der Fluß in mäßigem Gefälle sich wie ein Band von Silber, weithin sichtbar, herunterzieht. An den Ufern, die von den Ueberschwemmungen zerrissen waren, dehnte sich Weideland; am Wege leuchteten gelbe Blumen wie Himmelschlüssel, aber auch andere blühende Büsche. Die Baños de Cauquenes, die man nach etwa dreistündiger Fahrt erreicht, sind über warmen Quellen erbaut, deren Gebrauch als wirksam gegen Rheumatismen gilt; zugleich sind sie ein beliebter Sommeraufenthalt, der von San Jago aus, insbesondere mit Vorliebe von den dort lebenden Franzosen, besucht wird. Sie haben durch die gute Luft und durch die gute Einrichtung aber auch einen weiter reichenden guten Ruf. Das Verdienst in letzterer Beziehung kommt einem Deutschen, Karl Heß, zu, weit und breit als Don Carlos bekannt. Der frühere Besitzer hatte vor Jahren ihm in Paris die Quellen mit dem Versprechen, ihm die nöthigen Anlagekapitalien zu leihen, zum Kauf angeboten, war aber, als Don Carlos in San Jago anlangte, bankrott geworden. Gleichwohl übernahm der unerschrockene Holsteiner das Geschäft mit einem Kapital von 100 Pesos und hat es durch Geschick und Einsicht so in die Höhe gebracht, daß er nicht Raum genug für die sommerlichen Gäste hat und um seine und seiner Familie Zukunft unbesorgt sein kann.

Das Bad liegt malerisch auf einem Felsen über dem Cachapoal, inmitten von Wald und von Parkanlagen, in welchen Eichen mit Vorliebe gezogen werden, Angesichts der hohen Bergriesen der Cordilleren, die jetzt auch schon in den niederen Regionen ihr Schneegewand tragen. Die frische Luft ist Folge der Lage von 2365 Fuß über dem Meere; ihre Temperatur steigt im Sommer nicht über 24 Grad C., jetzt war sie so gesunken, daß mein Thermometer im Zimmer nur 10 Grad C. zeigte. Im Juli und August gibt es sogar Schnee. Der Quellen sind drei von 30—45 Grad C. Wärme. Sie treten in verschiedenen Höhen aus dem Gestein, das aus Kieseln und

runden Steinen besteht, die so fest eingebettet sind, daß die Masse gesprengt werden muß. Don Carlos hat sie fassen lassen und über der einen ein Schwimmbad angelegt; Anlegung eines Dampfbades und eines Inhalationsraumes sind projektirt. Der Zufluß des Wassers, das einen starken Jodgehalt besitzt, ist so reichlich, daß nie Mangel für die Bäder eintritt. Die Zimmer für die Gäste liegen um vier Höfe oder Gärten und sind sehr behaglich ausgestattet, selbst mit Billards und Musikzimmern. Auch an Kuriositäten fehlt es nicht. Ich rechne dazu zwei Geier, die jung aus dem Neste genommen im Hühnerhofe aufgewachsen sind und mit gestutzten Flügeln ganz friedlich unter dem Geflügel herumspazieren; der eine ein Königsgeier mit grauen Federn, der andere ein gewöhnlicher mit weißen Federn auf dem Rücken. Bisher hat die Natur noch nicht durchgeschlagen.

Um von dem Gebirge, da ich es hier nicht übersteigen sollte, etwas mehr zu sehen, als was die nächste Umgebung bot, unternahm ich am nächsten Tage einen Ritt nach einem etwa 4 Stunden entfernten Ranchillo, den das herrlichste Wetter begünstigte. Er ging zunächst im Thale des Flusses aufwärts, dann über Berglehnen mit Weideland und lichtigem Park, wie er von Afrikareisenden beschrieben wird. Viele Kaktus, die in Gruppen standen, waren mit rothen Blüthen bedeckt, die sich aber bei näherer Betrachtung als nicht ihnen, sondern als einem Parasiten gehörig erwiesen, einer Lokanthusart, die für die Erlaubniß der Ansiedelung mit diesem Schmucke lohnt, die übrigens auch auf anderen Pflanzen in großen Kugeln sich einnistet. Auch lorbeerartige Bäume waren da mit rothen Früchten, die Preiselbeeren glichen.

Gar prächtig war unter dem blauen Himmel und im Glanz der Morgensonne der Kranz schneebedeckter Berge, die im Fortgang des Weges in immer neuen Linien sich gestalteten. Wäre eine Sicherheit gewesen, daß solches Wetter die Tour

über die Andes begünstigt hätte, wie es diesen Tag auszeichnete, so hätte sie allerdings sehr lohnend werden können.

Der kleine Rancho, an welchem ich Halt machte, war ärmlich, fast wie der indianische in Pázcuaró, und bot außer dem guten Willen der Wirthin, der sich in uevos fritos dokumentirte, nichts zur Erfrischung. Nicht weniger als 6 Niños umkrabbelten die gute Frau, mit deren jüngstem ich mit Hilfe einiger Provisionen, die ich mitgebracht, Freundschaft schloß. Auf dem Heimritte wurde es empfindlich kalt, was wiederum das Bedauern über die verfehlté Andestour etwas minderte und der Komfort der Baños war höchst willkommen. Im Musiksalon spielte eine Señorita sehr virtuos auf dem Klavier und ein englischer Reisegefährte, den ich auf der Fahrt von Panamá nach Calláo kennen gelernt und hier wieder gefunden hatte, Mr. John B., erfreute mein Gemüth durch Schubert's Ständchen. Welche Gegenätze gegen den Ranchillo mit den braunen Niños!

Ich blieb noch einen Tag, um die Bäder zu versuchen und in der näheren Umgebung der Anlage herumzustreichen, insbesondere um den Hügel zu erklettern, der hinter derselben zu einigen hundert Metern Höhe ansteigt, und von dem aus eine sehr schöne Aussicht über das Thal des Cachapoal sich eröffnet. Da die Gesellschaft bereits im Abnehmen war — nur wenige tapfere Gäste hielten in der empfindlichen Kühle noch aus — war es um so traulicher, zumal Don Carlos in seiner blühenden Familie deutsche Art und Sitte zu erhalten weiß. Indeß kam auch hier das Scheiden.

Zur Station brachte mich dieses Mal eine Volante, wie sie in Kuba üblich ist und wie ich sie seitdem nicht mehr gesehen hatte, wenn auch mit einigen Abweichungen von der dortigen Einrichtung. Die Stütze unter dem Vordertheil des Wagens fehlt, so daß die ganze Last auf dem Rücken des Pferdes ruht und bei einem Sturze desselben die Wahrscheinlichkeit besteht, daß der Passagier vorn aus dem Wagen

geschleudert werde. Doch sorgt gegen solchen Fall, wenigstens theoretisch, der Stangenreiter, der das Gabelpferd leitet und dessen Pferd mit einem Strange an die Gabel gespannt ist, damit es helfen kann, wenn in Karriere eine Anhöhe hinaufgefahren wird. Der übliche Reitsattel gleicht nicht völlig dem mexikanischen; er ist zwar gleich jenem hinten und vorn höher als der englische Sattel, aber ohne breiten Knopf vorn und wird mit einem Schaffell belegt; ein zweites liegt unter dem Sattel, so daß der Reiter zugleich sein Bett mit sich führt. Die Steigbügel, mit Holz überkleidet, decken den ganzen Fuß. Ein Hirtenjunge, der hinter dem Wagen her galoppirte, steckte mit dem nackten Fuß in einem eisernen Steigbügel, an welchem einige eiserne Stäbe wie ein Säbelforb den oberen Fuß schützten. Bisweilen liegt auch nur die große Zehe im Steigbügel. Die Größe der Sporen übersteigt jede Vorstellung. Ich habe deren in San Jago gesehen mit Rädern, welche reichlich 5 Zoll im Durchmesser hielten. Pferde kosteten nach der Mittheilung von Don Carlos früher eigentlich nichts; er hält deren 96 allein für die Verbindung mit der Eisenbahn, die durch vierspännige Kutschen mit Relais unterhalten wird; jedoch sind seit dem Kriege die Preise und die Unterhaltungskosten im Steigen. Im Allgemeinen werden die Thiere schlecht gehalten, bis aufs äußerste angestrengt und sehr mißhandelt. Ich sah viele Pferde mit wunden, blutigen Rücken, die unausgesetzt geritten wurden. „Die Thiere,“ sagen die Chilenen, „haben keine Seele und brauchen deshalb keine Schonung.“ Trotzdem ist der Chilene ein geborener Reiter; er kennt nur Schritt und Galopp; selbst kleine Buben reiten wie wilde Teufel. Das Pferd ist namentlich im Gebirge auch für Frauen unentbehrlich; man sieht alte Señoras nach Männerart quer reiten, oft zwei Personen auf einem Pferde. Sollen die Thiere ohne Aufsicht stehen, so werden ihnen die Vorderbeine über den Knien mit einem Lederriemen zusammengebunden, womit sie geduldig halbe Tage lang

still stehen. Lasten werden vorwiegend in Behältern von Haut befördert, deren zwei dem Thiere so aufgelegt werden, daß auf jeder Seite einer befestigt wird. Der Reiter setzt sich dahinter auf die Kroupe, oder zwischen die beiden Lasten, so daß seine Beine um den Hals des Pferdes zu liegen kommen. Der Reiter, der meine Volante führte, lenkte das Zugpferd vielfach mit dem Stiele seiner Peitsche, den er gegen dessen Hals drückte; sein eigenes Pferd und sein rechtes Bein wurden öfter scharf gegen die Gabel gedrückt; er wußte aber mit Geschick auch in schnellster Gangart Steine und Löcher zu umfahren.

Ganz malerisch sehen einzelne Reiter besonders von weitem aus, da der Poncho mit einer gewissen Grazie über die Schulter hängt und die Kerle wie angegossen sitzen. Dieser Poncho, die verbesserte mexikanische Serrape, ist beiläufig ein ebenso zweckmäßiges als bequemes Kleidungsstück, ein längliches Tuch aus Wolle, von etwas mehr als Schulterbreite, mit einem Schlig in der Mitte, durch den man den Kopf steckt, so daß es die Schultern, Brust und Rücken sowie den Oberarm deckt, die Hände aber und die Schenkel zum Reiten frei läßt. Der Poncho ist meist aus der groben Wolle des Lama oder des Guanaco gewebt; doch gibt es deren auch aus feinsten Vicuña- oder Alpaca-wole, die sehr hoch im Preise stehen, mehrere hundert Pesos das Stück, und hauptsächlich von Bolivia in den Handel gebracht werden.

Auf der Station gab es längeren Aufenthalt, ehe der Zug kam; ich wurde als mitzunehmender Passagier durch ein Schnupftuch signalisirt, welches der Bahnwärter an einem Stock befestigte und wurde ohne Billet mitgenommen, da ein solches erst auf der nächsten Station zu kaufen war. Leider besteht auch hier zu Lande die Unsitte des Tabackkauens und des damit verbundenen Spuckens, so daß manche Wagen, selbst erster Klasse, greulich davon aussehen.

Das Bild der Landschaft südlich von Cauquenes ist von dem der nördlichen wenig verschieden. Die Ebene zwischen den

beiden Gebirgszügen bleibt gleichmäßig flach, auf weite Strecken Weideland und Stoppelfelder, nur unterbrochen durch die Einschnitte, in welchen die in Flüssen gesammelten Niederschläge der Andes zum Meere streben. Der schneebedeckten Kette liegt hier ein niedriger Gebirgszug vor, der mit jener durch Querriegel verbunden ist; einzelne Kluppen und Regel sind wie Vorposten vorgeschoben; der winterliche Schnee auf der Hauptkette, der in der Sonne glänzt, steht in immer neu ansprechendem Gegensatz zu den immergrünen Büschen und Bäumen der Ebene.

Hinter der Station Molina tritt die Eisenbahn näher an das Küstengebirge und überwindet in wiederholten Einschnitten dadurch bedingte Hebungen des Terrains. Der Boden erscheint hier leicht sandig und weniger fruchtbar; auch die zerstreut liegenden Ansiedlungen sind gleich den Bewohnern von mehr ärmlichem Aussehen.

Talca, der Endpunkt der heutigen Tagesfahrt und die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, liegt am Rio Claro, einem Nebenfluß des Rio Maule, und ist eine weitläufig gebaute Stadt, die mit vielen Kirchen ausgestattet ist, aber auch ein Lyceum und ein Seminar aufzuweisen hat. Das Hotel Peralta hat eine jugendliche, deutsch redende Wirthin, die aus Valdivia stammt; ihrem Einfluß mag die nach deutscher Weise gehaltene Wirthstafel zu danken sein, an der sogar eine etwas bürokratisch ausschauende Stammecke sich herausgebildet hat. Was ich nach dem Mahle von der Stadt noch sah, war nicht recht klar. Der Mondschein im Kalender ersparte auch hier die Laternen und es war mehr als Dämmerung auf der Hauptstraße, was jedoch Jung und Alt nicht abhielt, fröhlich gassatim zu laufen.

Der nächste Tag (21. Mai) war ein Sonntag und zugleich ein nationaler Festtag, wenn auch jungen Datums, der dritte Gedächtnistag nämlich des Seegefehctes bei Iquique, in welchem Arturo Pratt den Heldentod gestorben ist und die Peruaner

ihre Fregatte *Independencia* verloren haben. Auf der Straße war viel Bewegung und große Flaggen wehten im Morgenwinde. Der Eisenbahnzug war geschmückt mit Trikoloren, kleinen Fähnchen und Blumenguirlanden; es kostete bei dem starken Andrang Mühe hineinzukommen. Auch in San Jago war nach dem in der Zeitung mitgetheilten Programm große Festfreude durch Geschüßsalven bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und in der Mittagsstunde, zwischen denen überdies alle fünf Minuten ein Schuß abgefeuert werden sollte; neben diesen Reden aus dem ehernen Munde der Geschütze aber auch noch ein Volksfest mit Feuerwerk, bei welchem Pratt's Bildniß verheißen war, Theater mit einer Festvorstellung, welcher der Präsident und die Minister beizuhohnen sollten, kurzum viele Herrlichkeit. Das Schießen war auch hier besondere Manifestation der Festfreude. Von der Lokomotive wurde ein Böller gelöst, als wir aus dem Bahnhof fuhren und dies wiederholte sich auf jeder Hauptstation, deren bis Concepcion 18 sind. Auch auf diesen Stationen war lebhafter Verkehr, aber der Schmuck wurde allmählig spärlicher.

Bald hinter Talca überschreitet die Eisenbahn den Rio Maule, auf langer Brücke, da das Bett des Flusses unregelmäßig ist. Allmählig bricht die Sonne durch den Nebel, der es ihr schwierig genug gemacht hat und wird zu dem *Te Deum* leuchten, das man in San Jago singt zum Preise Gottes für den Sieg. Und die Besiegten, die denselben Gott bekennen? — Ich bin ihr dankbar, daß sie die Kette der Andes sichtbar macht, deren ganze Großartigkeit das Auge kaum fassen kann. Zuerst tritt der Nevado de Chillan in den Gesichtskreis, in der Gestalt an den Regel des Mount Hood am Columbia in Oregon erinnernd; doch zeigt sich allmählig ein anderes Profil; ein zweiter höherer Gipfel kommt hinter dem ersten zum Vorschein, mit jenem durch eine glänzend weiße Schneide verbunden, wie die beiden Spitzen des großen Benediger. Längs der

Kette tief unter den Gipfeln hat sich der Nebel zu leichten Wolken zusammengezogen, die sich wie eine Halskrause an sie schmiegen. Nachdem der Rio Archiapiro passirt ist, breitet sich die Ebene; der Boden zeigt wieder mehr Bebauung; auch die zukommender Passagiere scheinen nach Kleidung und Haltung wohlhabenden. Jenseits der Frühstückstation Barral erscheint am Horizont der Monte Antuco, bei der Annäherung ähnlich dem Finsteraarhorn; an seiner Seite mehr östlich hebt sich ein anderer Berg von sehr regelmäßiger Kegelform, mit dem glänzendsten Schneemantel bekleidet und schon taucht ein neuer Riese am Horizont auf. Sie erscheinen wie eine Reihe von Thürmen in der gewaltigen Mauer der Andes. Die Namen weiß keiner von den Mitreisenden, wie emsig ich auch danach frage, am wenigsten ein freundlicher Oberst, mit welchem ich angeknüpft habe und der den besten Willen hat, aber mit den Bergen seines Landes absolut nicht Bescheid weiß.

An der Station San Rosendo, wo die Zweigbahn nach Angol abgeht, tritt die Hauptbahn an den Rio Bio Bio, dessen westlichem Laufe sie sich, die bisherige südliche Richtung verlassend, nunmehr anschließt. Der Bio Bio bildet hier einen weiten See, von waldigen Hügeln umgeben, über welche der Nevado de Chillan in Nordosten noch herüberraagt. Wir erwarteten auf der Station den Zug von Concepcion, mit dem wir zu kreuzen hatten und der ebenfalls in Blumen schmuck eintraf. Die Bahn geht nun entlang dem rechten Ufer des Bio Bio, welchem das Terrain durch Sprengung hat abgewonnen werden müssen, wo dicht am Flusse Hügel aufsteigen. Der Strom ist von ansehnlicher Breite, doch geben Sandbänke und trockene Alluvionen Zeugniß, daß die Regenzeit ernstlich noch nicht begonnen hat. Von einem Schiffsverkehr ist nichts zu sehen. Wo die Eisenbahn Biegungen des Flusses abschneidet, führt sie durch sehr anmuthiges, hügeliges Land mit frischem Rasen und von Obstbäumen besetzt, daß man glauben könnte, in Appenzell zu sein.

Die Stadt Concepcion, eine Gründung von Peter von Valdivia, der 1550 sie zu bauen begann, liegt auf dem rechten Ufer des Bio Bio in dem weiten Thale de la Moche noch etwa 13 Kilometer von der Küste des Oceans. Es lag nicht bloß an dem köstlich klaren Wetter, unter dessen Gunst der Zug einfuhr, daß die Stadt einen sauberen, wohlhabenden, gewissermaßen vornehmen Eindruck machte. Ein anständiger Bahnhof, numerirte Gepäckträger, gute Miethskutschen, Gasbeleuchtung, Alles waren Merkmale der Kultur, die auf die Nachbarschaft des Oceans als der großen Weltstraße und auf eine günstige Entwicklung der Stadt deuteten, deren sie in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße sich erfreut.

Ich war durch die Güte von H. Schl. in Valparaiso an ein deutsches Haus in Concepcion empfohlen, das im Import- und Exporthandel nicht bloß an der Spitze der hiesigen deutschen Häuser, sondern des hiesigen Handels überhaupt steht und außerdem bedeutende Gerbereien in Racimiento und in Lota in solchem Umfange betreibt, daß es im Jahre 1880 für etwa 300,000 Pesos Sohlleder ausgeführt hat. Die Vertreter der Firma empfangen mich mit einer Zuverlässigkeit, welche der Güte der Empfehlung entsprach, auch in ihrem Familienkreise, der zu den liebenswürdigsten gehört, die mir auf meiner Reise bisher bekannt geworden sind. Die beiden Socien sind an Schwestern verheirathet, deren Vater aus Deutschland im Jahre 1848 hier eingewandert und durch Fleiß und Geschick ein wohlhabender Mann geworden ist. Ihre Mutter war eine spanische Kreolin und ich muß sagen, daß die Verbindung gut gethan hat. Obwohl die beiden Frauen trotz des deutschen Vaters und der kerndeutschen Gatten der deutschen Sprache nicht mächtig sind, so ist doch in ihrem Hause die deutsche Weise unverkennbar und schafft mit spanischer Anmuth verbunden in demselben eine Stimmung, die auch dem Fremden bald angenehm macht, darin zu leben.

Der alte Herr, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat und eine Quinta nahe bei Concepcion bewohnt, widmete mir seine Muße, um mir die Stadt und deren Umgebung zu zeigen, die Söhne ließen mich einen Ueberblick über ihr Engrosgeschäft nehmen, mit welchem ein umfassendes Detailgeschäft verbunden ist.

Es wiederholte sich dabei bezüglich des Imports deutscher Waaren eine Wahrnehmung, die ich schon in Mexiko gemacht hatte. Die deutschen Kaufleute geben auch in Südamerika der deutschen Industrie nur bei gleicher Güte der Leistungen den Vorzug und sie beklagen auch hier, daß die Güte zu wünschen lasse, insbesondere, daß bei successiven Lieferungen die Waaren nicht gleichmäßig bleiben, sowie daß auch die Verpackung nicht geschickt und insofern ungleich sei, als in den Packungen der Angabe nicht entsprechende Quantitäten sich befinden. Es sei zwar in diesen Beziehungen in den letzten Jahren besser geworden, aber noch fehle die Zuverlässigkeit. Gerühmt wird dagegen auch hier die Geschäftsbehandlung der nordamerikanischen Fabrikanten, was Reellität der Leistung und Gleichmäßigkeit der Lieferung angehe; sie gewinnen in Folge dessen Terrain, insbesondere in baumwollenen Geweben und wollenen Stoffen (bedruckten Tüchern). Nur die deutsche Shawlfabrikation behauptet das Feld gegen alle Konkurrenz.

Concepcion war in früherer Zeit periodisch der Sitz der Gouverneure der Provinz, welche von hier aus die Kämpfe der Indianer leiteten, die in Arauco nicht bloß der Eroberung Widerstand leisteten, sondern von dort aus auch die nördlichen und südlichen Ansiedlungen blutig beschdten. Auch jetzt, wo Concepcion aus einem Feldlager eine Handelsstadt geworden, sind diese Kämpfe noch nicht geschlossen, obwohl die Indianer jährlich an Boden verlieren und ihre alte Kriegslust und Kriegskunst weniger in offenem Kampfe als in Raub- und Plünderungszügen sich offenbart; noch immer aber bewahren sie ihre Freiheitsliebe.

Die Zahl der noch freien Indianer wird auf 50—70 000 geschätzt. Sie haben das Land zwischen dem 37. und 39. Breitengrade inne und wohnen in zwei großen Thälern, deren eines zwischen den Andes und der Küstenfordillere, deren anderes zwischen der letzteren und dem Meere liegt; die Grenze im Norden bildet der durch eine Reihe militairischer Forts gedeckte Lauf des Rio Malleco von den Andes bis Angol, im Süden der Rio Tolten. Sie gehören dem Stamme der Araucos an, der sich von den zwei anderen Stämmen, die außer ihm innerhalb des chilenischen Gebietes leben, wesentlich unterscheidet. Es sind dies die Feuerländer im Süden und die Changos, welche die Küste von der Wüste von Atacama bis zur Mündung des Rio Choapo und bis zum Aconcagua bewohnen. Die noch ungebändigten Araucos leben in (sechs) Stämmen unter Caziques und sollen etwa 17 000 kriegstüchtige Männer haben. In Concepcion schildert man sie als im Allgemeinen körperlich wohlgebildet und kräftig, von kupferbrauner Hautfarbe, mit schwarzem, starkem und grobem Kopfsaar und wenig Bart, kleinen aber lebhaften Augen, kleinen Füßen aber muskulösen Beinen und Armen und als intelligent und gescheidt. Auch ihre Zuverlässigkeit wird gerühmt. Ein deutscher Landsmann, der in Collipulli bei Angol ein Weizengeschäft, einen Store und eine Spiritusfabrik betreibt, erzählte mir, daß die Araukaner, wenn sie beim Entnehmen von Waaren auf Kredit versprächen, wieder zu kommen und zu bezahlen, „wenn der Mond zum ersten oder zweiten Male wieder an derselben Stelle stehen würde,“ er vollkommen sicher wäre, daß sie kämen und zahlten. Im Süden, wo sie an die Niederlassungen der Deutschen in Baldivia stoßen, besteht mit diesen ein besseres Einvernehmen als mit Ansiedlern spanischer Abkunft, derart, daß die Indianer die deutsche Sprache lieber lernen sollen, als die spanische und daß sie dem Bier den Vorzug geben vor dem chilenischen Nationalgetränk, der aus Äpfeln bereiteten Chicha.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Chamal, einem viereckigen Mantel von grober Wolle, welche die Weiber spinnen und weben und der, um den Gürtel gebunden, bis zu den Füßen reicht; im Uebrigen ist der Körper nackt; doch tragen sie, wenn sie ausgehen, einen zweiten ähnlichen Mantel darüber. Der einzige Schmuck ist ein hellfarbenedes Wollentuch um das Haar gebunden, das in der Mitte gescheitelt wird, und einen Sporen von Silber am nackten Fuße.

Die Frauen tragen ebenfalls den Chamal, wie die Männer, jedoch etwas größer, so daß er Brust und Schultern bedeckt und nur die Arme frei läßt; beim Ausgehen nehmen sie dazu eine Art Mantilla; dagegen sind sie im Schmuck weniger enthaltfam. Das Haar wird in Flechten um den Kopf gelegt und mit Perlen sowie anderem Zierrath aus Silber behängt; nicht minder werden die Ohren und die Brust mit Silber reichlich decorirt. Durch die Vermittelung meiner Freunde in Conception bin ich in den Besitz einer Anzahl solcher Schmuckfachen gekommen, die originell genug sind; darunter ein Paar Ohrgehänge, bestehend in dünnen Silberplatten von 18 Centimeter Breite und 7 Centimeter Höhe mit entsprechend großen Bügeln zum Durchstecken in die Ohrläppchen, ein Halsband von dickem Leder mit zahllosen, kleinen Kugeln von Silber, zu denen die chilenischen 10 Centavosstücke verarbeitet werden, besetzt, das dicht an den Hals schließt und das die Besitzerin Tag und Nacht zu tragen pflegt, sodann ein Brautschmuck, ein Gehänge von breiten und schmalen Silberplatten mit den Anfängen von Gravirung und mit einer Kette von kleinen rohgeformten Teufelsgestalten, endlich eine runde Vorstecknadel, welche dazu dient, die vorerwähnte Mantilla zusammen zu halten und die den achtbaren Durchmesser von 18 Centimeter oder 7 Zoll hat, mit einer Spitze, die weitere 23 Centimeter mißt, also eigentlich ein kleiner Schild, der als Schutz- und Angriffswaffe dienen kann.

Der schlimmste Feind, den die Araukaner haben und der

ihnen gefährlicher ist als die Waffen der chilenischen Truppen oder der Kolonisten, ist der Brantwein und ihre Neigung für denselben; er verzehrt ihre guten Eigenschaften und macht, daß sie in Trägheit versinken und körperlich wie sittlich verkommen. Es gilt dies nicht minder von den Indianern, die unterworfen sind, und von der großen Mehrzahl der Mischlinge mit indianischem Blut.

Der Landstrich, den die Araukaner inne haben und der als die Provinz Arauco bezeichnet wird, ist walddreich und fruchtbar. Er erzeugt Weizen, Bohnen, Gerste, Kartoffeln, Rüffe, Hülsenfrüchte und vor Allem in großer Fülle Aepfel, die wild wachsen und von denen auch die geringsten Sorten genießbar sind. Unter den Waldbäumen, die gutes Bauholz geben, zeichnet sich die Eiche und die Cypresse aus. Charakteristisch ist ihm el Pison oder Pehuen (*Araucania imbricata*), der nur in dieser Breite wild vorkommt und dessen Frucht, Pison, eine mehligte, sehr angenehm schmeckende und nahrhafte Substanz enthält, außerdem der Linguebaum, mit dessen Rinde das Sohlleder von Valdivia gegerbt wird, sowie der Quillac (*Quillaja saponaria*), aus dessen Rinde eine ausgezeichnete, der Farbe nicht schädliche, Lauge oder Seife gewonnen wird, welche in Frankreich mit bestem Erfolge Verwendung findet.

Die chilenische Regierung rückt in dieses Gebiet nicht allein ihre militairischen Forts weiter vor, sie will es auch auf friedlichem Wege erobern durch Anlegung einer Eisenbahn, welche von Angol südlich nach Valdivia erbaut werden soll und deren Herstellung es sicherer als die Schärfe der Waffen der Kultur gewinnen würde. Die Ingenieure, welche behufs der Vorarbeiten das Land durchzogen haben, sind von den Indianern nicht gestört worden und haben auch sonst keine Schwierigkeiten gefunden. Es läßt sich danach die Ausführung hoffen.

Zur Zeit ist der Weg durch das Land nach Süden für andere Reisende, auch abgesehen von der Sicherheit, noch nicht

recht gangbar, da es kein Unterkommen gibt. Ein etwaiges Projekt in dieser Richtung konnte schon mit Rücksicht auf die Jahreszeit nicht in Frage kommen, denn die Regen haben bereits begonnen und schließen die Wegsamkeit aus. Da ich Valdivia um der deutschen Ansiedlungen willen, die dort im Stillen sich entwickelt haben, zu besuchen vorhabe und da ich zu Lande nicht dorthin gelangen kann, so werde ich den Seeweg nehmen, wenn ich gleich von dort einige 100 Miles wieder zurück muß, um in Lota den Dampfer zu erreichen, der mich durch die Magellansstraße führen soll. Den kleinen Umweg kann ich den Landsleuten dort unten zu Liebe wohl machen.

---

## XLII.

Calcahuano. — Ueber Lota und Lebu nach der Bay von Corral. — Der Valdiviafluß. — Die Stadt Valdivia. — Begründung der Kolonie. — Klima und Produkte. — Viehzucht. — Gewerbtthätigkeit. — Gerbereien. — Handelsverhältnisse. — Branerei. — Deutsche und chilenische Bevölkerung. — Unterricht. — Kirchliche Zustände. — Einwanderung aus Europa nach Chile. — Stellung der Regierung dazu. — Deutsche Kolonisten. — Stimmen in der Presse darüber. — Nach Lota. — Kupferschmelze. — Unterseeische Kohlenminen. — Arbeiterverhältnisse. — Der Park von Lota.

Lota in Chile, 31. Mai 1882.

Der Ausflug nach Valdivia ist ausgeführt, und ich freue mich melden zu können, daß er höchst lohnend war. Jetzt sitze ich hier auf dem hohen Küstensen von Lota, den Blick manchmal auf den herrlichen Park gerichtet, der sich darüber breitet, oder auf das Meer hinaus nach Norden, von wo der Dampfer erwartet wird, der mich durch die Channels führen

soll. Daß er einen Tag länger, als berechnet war, ausbleibt, läßt mir Zeit über Valdivia zu berichten.

Die freundlichen Landsleute in Concepcion begleiteten mich in corpore nach Talcahuano, dem Hafenplatz von Concepcion, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, und halfen mir auch, mich auf dem Dampfer der englisch-chilenischen Gesellschaft, welche die Küstenschiffahrt zwischen Valparaiso und Valdivia besorgt, zu installiren. Der Hafen, der durch Befestigungen auf der Insel Quiriquita geschützt wird, ist ein Hauptexportplatz für Weizen, weshalb geräumige Speicheranlagen längs des Quais errichtet sind. Das von der Regierung verfolgte Projekt, ein großes Trockendock zu erbauen, ist zwar in Angriff genommen, jedoch hat sich, nachdem zwei Millionen Pesos aufgewendet worden, herausgestellt, daß der Grund auf der gewählten Stelle ungeeignet sei, weshalb die Arbeiten eingestellt und neue Untersuchungen angeordnet worden sind. Talcahuano ist auch eine Station nordamerikanischer Walfischfänger, die hauptsächlich den Spermfisch fangen und von hier die Erträge an Fett gemeinschaftlich nach Nordamerika verfrachten. Im Uebrigen ist es ein kleines Pueblo von etwa 200 Häusern, das nur als Schiffs- und Eisenbahnstation Bedeutung hat.

Der Dampfer Limari unterschied sich von den Schiffen, auf denen ich bisher gefahren, zu seinen Ungunsten durch Mangel an Sauberkeit und straffer Ordnung. Zwar führte ihn ein Engländer, aber vor den Gewohnheiten der Passagiere, die er gewöhnlich fährt, war die nationale Gewohnheit des Kapitäns zurückgetreten. Letzterer war ein im Dienst ergrauter Seemann, seit 11 Jahren auf dem Schiffe, das er nie verließ, außer wenn die Geschäfte es nöthig machten, und darüber wohl still und verschlossen geworden. Er hatte seine Familie auf der Insel Wight wohnen, kam aber nur alle drei Jahre dorthin, um sie zu sehen. Das mag wohl auf Stimmung und Lebensmuth bedrückend wirken.

Wir kamen erst am Nachmittage aus dem Hafen von Talcahuano und nach kurzem Aufenthalte in Coronel am späten Abend nach Lota, wo Kohlen genommen wurden. Von der herrlichen Lage des Platzes, die mich jetzt erfreut, bin ich damals nichts gewahr geworden, da am Morgen dichter Nebel lag; nur einzelne Baumkronen tauchten für Augenblicke durch den Dunst, darüber die feurige Lohe aus hohen Schornsteinen, deren Qualm mit dem Nebel sich verband, die Luft zu verdunkeln. Dies und das Knarren der Krähne und Ketten beim Landen, sowie das Schreien der Bootskleute, die in der Dunkelheit sich durchfinden mußten, machte die Situation wenig behaglich, so daß ich es kaum für möglich gehalten hätte, daß ich einige Tage später von der Schönheit des Platzes entzückt sein würde. Wie viel kommt doch auf die Beleuchtung im Leben an! Erst nachdem wir den Hafen verlassen hatten, brach gegen Mittag die Sonne durch. Die Klüste, längs deren die Fahrt sich hielt, ist bewaldet, aber wenig bewohnt. Es gab noch einen Aufenthalt im Hafen von Lebu, den ein vorspringendes Riff gegen den Südwind schützt, dann ging es direkt nach der Bay von Corral, die wir am Morgen des 25. Mai erreichten, eben zur rechten Zeit, da bald nach der Einfahrt ein heftiger Norder ausbrach, der auch in der Bay das Wasser noch stark bewegte und von einem heftigen Regen begleitet war.

Die Bay von Corral, in welche der Baldivia oder Callecallefluß mündet, wird durch zwei Vorgebirge geschlossen, die etwa vier Leguas von einander entfernt liegen; sie ist rings von Bergen umgeben, welche sie vollkommen schützen. Da sie reich an Trinkwasser und Holz, war sie von jeher ein gesuchter Hafen, der in spanischer Zeit durch vier Forts gedeckt war. Zu Freziers Zeit bildeten Verbrecher und Verbannte deren Besatzung. Diese Forts liegen jetzt in Trümmern und haben nur noch einen malerischen Werth.

Die Auffahrt in den Baldiviafluß, von dessen Mündung

die Stadt Valdivia etwa vier Stunden entfernt liegt, war nicht ohne Schwierigkeit. Obwohl die Limari kein sehr großes Schiff ist, blieb sie doch vier Mal sitzen, weil der Fluß mehrere starke Biegungen macht, welche behufs Ausführung der Wendung nöthigten, nahe an das Ufer zu legen, wo das Fahrwasser seicht war. Es ist dies so regelmäßig der Fall, daß Vorkehrungen getroffen sind, um durch Taue, welche am anderen Ufer befestigt werden, das Schiff abziehen und wieder flott zu machen. Die Aufenthalte waren übrigens nicht gerade unangenehm, da, obwohl es zeitweilig stark regnete, die Ufer des Stromes mit dichtem Walde und Gebüsch bedeckt sind, die bei der Feuchtigkeit im saftigsten Grün glänzten. Sie verzögerten nur die Fahrt derart, daß wir die Stadt erst am Nachmittage erreichten.

Auch an diesem entlegensten Platze Chiles fehlte es mir nicht an Empfehlungen; ich fand kraft derselben wiederum freundliche Aufnahme und zwar im Hause des deutschen Konsuls, der an Bord kam, um mich in sein Haus einzuführen. Er ist ein geborener Berliner, seine Frau stammt aus dem gelobten Lande Mecklenburg, vier frische blühende Kinder hießen außerdem den Gast willkommen; Du wirst verstehen, daß es da nicht schwer war sich wohl zu fühlen.

Valdivia ist im Wesentlichen eine deutsche Stadt, die in ihrer jetzigen Gestalt vor etwa 30 Jahren von deutschen Einwanderern angelegt worden ist und sich seitdem zu einer blühenden Gewerbe- und Handelsstadt entwickelt hat, gewissermaßen in der Verborgenheit, ehe sie durch die Dampfschiffahrt in den größeren Verkehr getreten ist, zugleich unter Bewahrung einer gewissen Eigenart und Selbstständigkeit, welche die Entfernung von dem Sitze der Regierung, von dem sie durch Hunderte von Meilen und überdies durch das unwegsame Gebiet von Arauco getrennt ist, ihr zu pflegen erlaubte. Auch das Hinterland ist meist von Deutschen besiedelt, Ackerbauern und Handels-

leuten, die in Osorno, in Union und in Puerto Bueno gedeihliche Kolonien angelegt haben.

Die ersten vier deutschen Einwanderer kamen im Jahre 1836, darunter bereits zwei Berliner, die Gebrüder Frick. Valdivia war damals ein kleines Pueblo von Ranchos und armseligen Hütten, in welchem kein gemauertes Haus, keine Straße, keine Fensterscheibe war. Einen Ort des Namens hatte zwar schon Peter von Valdivia im Jahre 1550 begründet, er war aber von den Indianern bald wieder zerstört worden, welche den Conquistador selbst tödteten, indem sie der Sage nach ihm Gold, wonach er sehr gierig gewesen war, in den Mund stopften, bis er erstickte. Die Stadt war später etwas höher am Flusse neu begründet worden, hatte aber keine Bedeutung erlangt. Die deutschen Ansiedler mußten sich Alles selbst schaffen; sie trugen zur Verwunderung der Eingebornen die gefälltsten Baumstämme auf den Schultern, ihre Mehlsäcke auf Stangen, bis sie die ersten Schubkarren, die dort gesehen worden waren, zimmerten. Andere folgten, bis die kleine Ansiedlung erstarkte. Es mögen schwere Zeiten gewesen sein, die jenes ersten Anfangs und auch noch weiterhin. Einer meiner Reisegefährten auf der Limari, der in Valdivia als Besitzer einer Gerberei wohnt und als Kind dorthin gekommen war, erzählte mir, als wir den Strom hinauf fuhren, die Geschichte seiner eigenen Familie, die ich als charakteristisch wiedergeben will. Sein Vater war ein gut situirter Schneider in Göttingen gewesen, der mit zahlreichen Gesellen, insbesondere für Studenten arbeitete und Haus und Hof hatte. Ein Verbot, Studierenden Kredit zu geben, welches die hannoversche Regierung erließ, brachte ihn um viele Ausstände und um seine Kundschaft, so daß das Geschäft in Verfall kam. Deshalb und auf Bitten seiner Frau, welche nicht wünschte, daß die heranwachsenden Söhne als Soldaten dienen müßten, entschloß er sich mit elf Kindern zur Auswanderung nach Valdivia. Die Reise wurde

auf einem Segelschiffe gemacht, das weder Arzt noch Arznei an Bord hatte und das von einem rohen und gewaltthätigen Kapitain geführt wurde. Widriges Wetter hielt die Fahrt um das Kap Horn auf. Der Typhus brach aus und die fünf ältesten Söhne sowie eine Tochter starben, Tag um Tag. „Ich habe,“ sagte der Erzähler, der damals ein Knabe war, „meinen Vater seit jenen Tagen nie mehr lachen sehen.“ In Valdivia, wo sie nach 133 Tagen Fahrt anlangten, ging es mit der Schneiderei nicht; die Leute trugen einen Schurz um die Lenden, den Poncho über die Schultern, daran war nichts zu schneiden. Die jüngeren Kinder, von denen eines erst auf der Fahrt ums Kap Horn geboren worden war, konnten nichts helfen, sie machten nur Kosten. Der Vater richtete eine Milchwirthschaft ein und brachte zehn kummervolle Jahre hin, mit den Seinigen Arbeit nehmend, wo sie sich fand. Dann half der Verkauf eines Grundstückes, das, für billigen Preis im Anfange erworben, später beim Anwachsen der Stadt durch die günstige Lage hohen Werth bekam, aus aller Noth und derart in die Höhe, daß es möglich wurde, alle Kinder mit einem Kapitale zu ihrer Etablierung auszustatten und daß sie nunmehr sämmtlich sich in guter Lage befinden. Der Vater, welcher erst im vorigen Jahre gestorben ist, hat noch das Glück seiner Familie gesehen.

Ich habe diese Erzählung eingefügt, weil sie für die Entwicklung der ganzen Kolonie ein Gegenbild ist. Auch diese hat sich aus dem kümmerlichen Drange der ersten Zeit zu einer Stadt empor gearbeitet, die mehr als 4000 Einwohner zählt und die den Eindruck von Wohlthätigkeit und Ordnung macht. Sie hat regelmäßige Straßen, die zwar zum Theil noch ungepflastert, aber doch schon mit trockenen Fußwegen versehen sind, und an denen entlang Rinnen mit fließendem Wasser liegen. Die Häuser sind zwar meist nur von Holz mit Schindeln oder gewelltem Blech gedeckt, aber sauber getüncht, mit blanken

Fenstern, etwa wie sie in einem kleinen hessischen Landstädtchen aussehen. Daß sie nur ein Stockwerk hoch gehalten werden, geschieht mit Rücksicht auf die häufigen Erderschütterungen. Inmitten der Stadt, die auf dem linken, etwas ansteigenden Ufer des Stromes sich ausbreitet, liegt die geräumige Plaza, geschmückt mit jungen Gartenanlagen und allegorischen Zinkfiguren, welche letztere sogar Berliner Ursprunges sind.

Gegenüber der Stadt liegt eine Insel, welche der Baldivia-  
strom mit zweien seiner Nebenflüsse bildet, die Isla de Tejas  
oder Balenzuela, die etwa eine Legua lang und ebenso breit ist,  
und auf der verschiedene gewerbliche Anlagen inmitten frucht-  
barer Felder und blühender Gärten liegen.

Der Boden bringt die europäischen Getreide- und Obst-  
arten, insbesondere Weizen und Äpfel, hervor; sehr gut gedeiht  
auch die Kartoffel, da der Boden sandig und die Feuchtigkeit  
reichlich ist. Die letztere ist dem Klima charakteristisch, so daß  
scherzweise gesagt wird, daß es in Baldivia in jedem Jahre  
13 Monate lang regne. Die eigentliche Regenzeit fällt in die  
Monate Mai bis August; am ausgiebigsten regnet es im Juni  
und Juli, oft drei Wochen hintereinander; doch schadet es nicht,  
da der Boden wenig Thongehalt hat und deshalb durchlässig  
ist. Die höchste Sommertemperatur ist 28 Grad R., die mitt-  
lere Jahrestemperatur 9—10 Grad R. Schnee fällt selten und  
bleibt nicht liegen, dagegen ist Hagel häufig; im April und  
Mai gibt es auch Gewitter.

Die Quadra von 150 Quadratvaras (8100 Quadratmeter)  
gut gelegenen Ackerlandes gilt 50 Pesos\*). Man säet Weizen  
im ersten Jahre, selten eine Nachfrucht im zweiten und läßt  
das Land zwei Jahre als Weide liegen. Als Ertrag wird vom

---

\*) Der chilenische Silberthaler oder Peso wiegt 25 Gramm und  
ist im Werth etwa = einem Dollar; er wird wie dieser in 100 Theile  
(Centavos) getheilt.

Weizen durchschnittlich das vierzehnte Korn gerechnet. Der Boden wird nicht gedüngt, da er wegen der Feuchtigkeit Dünger nicht vertragen soll, jedoch wird eine Erschöpfung bei der angegebenen Art der Bebauung nicht wahrgenommen. Die Viehpreise sind für ein Pferd 15—40 Pesos, für eine Kuh mit Kalb oder für einen Stier 25 Pesos. Für Weide werden pro Stück Rindvieh monatlich 6 Reales oder 75 Centavos bezahlt, wenn der Eigenthümer des Weidelandes dafür die Verantwortlichkeit übernimmt, andernfalls 4 Reales. Die Kosten für den Unterhalt eines Pferdes werden auf monatlich 3 Pesos veranschlagt. Für Pferdezucht ist übrigens wenig Sinn und für ihre Verbesserung bestehen keine Einrichtungen. Gute Hengste werden als Reitpferde gebraucht, das Zuchtmaterial ist daher schlecht. Das Vieh bleibt den Winter über im Freien und ist daran so gewöhnt, daß es die Stallung nicht verträgt.

Die Gewerthätigkeit von Valdivia beruht hauptsächlich auf dem Reichthum an Vieh und Getreide, die aus dem Hinterlande zugeführt werden, und hat sich vornehmlich der Bereitung von Leder, sodann von Charqui oder getrocknetem Fleische, von Seifen und Lichten und der Bierbrauerei zugewendet.

Den ersten Rang nehmen die Gerbereien ein, deren im Städtchen zur Zeit 22 bestehen, einige von ihnen mit Schlächtereien und verwandten Gewerbebetrieben verbunden. An ihrer Spitze steht die Gerberei einer Gesellschaft unter der Firma „Compania Industria de Valdivia“, die jährlich 10—12 000 Häute zu Sohlleder verarbeitet und in deren Gruben zur Zeit meines Besuchs Häute im Werthe von 200 000 Pesos lagen. Die Gerbung geschieht in der alten soliden Weise durch Einlegen in Lohgruben, in welchen die Häute durchschnittlich neun Monate liegen, bis sie gar werden, und erzeugt ein vorzügliches Leder, dessen Marke weltbekannt ist. Außer dem Wasser des Stromes, der die Abgänge ohne Gefahr aufnimmt, kommt der

Gerberei das vorzügliche Material zur Lohe zu statten, welches die in hohem Grade taninreiche Rinde des Linguebaumes bietet. Der dem südlichen Chile eigenthümliche Baum (*Persea lingua*), der auch ein ausgezeichnetes Nußholz gibt, ist zwar noch in großen Mengen vorhanden, wird aber in der Nähe von Valdivia in Folge des Mangels an Sorge für Nachwuchs schon spärlich, so daß der früher geringe Preis der Rinde auf zwei Pesos für den Centner gestiegen ist. Die Rinde, welche außer dem Gerbstoffe eine zähe harzige Substanz enthält, welche die Haltbarkeit des Leders erhöhen soll, ist am besten von 10—15-jährigen Bäumen. Sie wird für den Gebrauch durch eine Mühle zerkleinert, aber nicht in sehr feine Stücke. Neuerlich ist der Versuch gemacht worden, den Gerbstoff aus der Rinde zu ziehen und den Extrakt nach Europa zu exportiren, wo er zur Gerbung von Oberleder, der man sich hier bisher nicht zugewendet hat, dienen soll. Ob es nicht eines Versuches werth wäre den Linguebaum in Deutschland zu kultiviren? Die klimatische Verschiedenheit scheint nicht so bedeutend, daß sie ein ausreichendes Hinderniß bilden könnte, da der Baum erst südlich vom 36. Breitengrade gedeiht.

Der Hauptmarkt des Valdivia-Sohlleders ist Hamburg, von wo aus selbst Rußland damit versorgt wird. Der Werth des Exports davon betrug im Jahre 1879: 920 764 Pesos, in 1881: 1 176 200 Pesos. Der direkte, regelmäßige überseeische Handel ist erst möglich geworden, seitdem im Jahre 1869 die Dampfschiffahrt zwischen Chile und Europa ins Leben getreten ist, die jetzt von mehreren großen Gesellschaften betrieben wird, derart, daß nunmehr sechsmal monatlich nach Valparaiso und zweimal nach dem Süden Verbindung ist. Obwohl die großen europäischen Seedampfer nicht nach Valdivia gelangen, so laufen sie doch in bestimmten Perioden den Hafen von Corral an; soweit dies nicht ausreicht, nehmen sie Fracht von Valdivia in anderen chilenischen Häfen, wohin sie von

Baldivia gebracht wird. Um diesen Zwischenverkehr zu erleichtern, unterhalten die Interessenten in Baldivia aus eigenen Mitteln sechs kleine Dampfer, welche den Fluß zwischen der Stadt und dem Hafen von Corral befahren und auch weiter aufwärts bis San José gehen. Sie haben außerdem neuerdings vier Schiffe erworben, welche nach Valparaiso und Rio Bueno fahren in Konkurrenz mit der englisch-chilenischen Linie, die zu halten allerdings durch Unterbieten der Fracht von Seiten der letzteren ihnen sehr erschwert wird. Immerhin ein Beweis von thatkräftiger Initiative der kleinen Kolonie.

Unter den Brauereien nimmt unbestritten die von Anwandter Hermanos (Gebrüder Anwandter) den ersten Rang ein, die aus kleinen Anfängen sich zu einer Fabrik, deren Erzeugnisse an der ganzen Westküste verbreitet sind, herausgearbeitet hat. Ihr Begründer, ehemals Apotheker in Kalau und Mitglied der Nationalversammlung, der im Jahre 1850 nach Baldivia kam, lebt noch, hoch bejahrt, aber in voller Rüstigkeit und, nachdem er das Geschäft seinen Söhnen übergeben hat, mit botanischen Studien und mit der Obstzucht beschäftigt. Die Brauerei verdankt einem Zufalle ihre Entstehung, von welchem er selbst mir erzählt hat. Frau Anwandter wünschte Bieressig zu haben, der in Baldivia damals nicht zu bekommen war, und nahm Berufung auf die Apothekerwissenschaft ihres Gatten, die auch das müßte leisten können. Der erste Brauerversuch wurde in einem Kessel gemacht, der 18 Flaschen enthielt, und gelang so gut, daß das Bier getrunken wurde, ehe es zu Essig geworden. Nach einer Wiederholung fanden auch die Nachbarn das Getränk schmackhaft und so entstand allmählig eine regelmäßige Brauerei, die sich im Laufe der Zeit so erweitert hat, daß jährlich 2 300 000 Liter Bier erzeugt werden, ohne daß die Nachfrage damit befriedigt wird. 300 000 Liter werden in Baldivia und dessen Umgebung getrunken, das Uebrige wird exportirt, meist nach Valparaiso. Das Liter kostet in Baldivia

5 Centavos, das Bockbier, denn auch dieses wird gebraut, 10 Centavos. Treffliche Kellereien, die in dem weichen Sandstein, auf welchem die Brauerei steht, angelegt worden sind, erleichtern die Erhaltung des Bieres. Die allmälige Entwicklung der Brauerei spricht sich in den Gebäuden aus, die nach Bedürfniß erweitert und angebaut sind; ein völliger Neubau ist beabsichtigt und die Mälzerei bereits vollendet. Die beiden Söhne, welche das Geschäft jetzt führen, haben in München ihre Studien gemacht und sind geprüfte königlich bayerische Braumeister. Die Apparate stehen danach alle auf der Höhe der erprobten Verbesserungen.

Da das Wetter insoweit günstig war, als bei milder Temperatur böenartige Regen mit Sonnenschein wechselten, konnten wir verschiedene der gewerblichen Anlagen, die am Strome liegen, mittelst Bootes besuchen, auch von unserer Insel nach der Stadt hinüber fahren, um dort Umschau zu halten und die deutsche Schule zu besuchen.

Neben den Deutschen in Valdivia besteht eine andere fremde Nationalität nicht; ihre Zahl wird einschließlich der Kinder, welche von deutschen Eltern im Lande geboren sind und deshalb als Chilenen gelten, auf 2500—3000 angegeben. Sie sind durchschnittlich recht wohlhabend und ist dies auch an ihrem häuslichen Leben und dessen Ausstattung erkennbar, nicht minder an ihrer Geselligkeit. Klub, Turnverein, Gesangverein sind selbstverständlich. In früheren Jahren gingen die deutschen Einwanderer oder deren Söhne Ehen mit Kreolinnen ein, doch wird dies in neuerer Zeit vermieden, weil die Erfolge nicht als günstig gelten; dagegen sind die Töchter von Valdivia viel begehrte Ehefrauen, auch von Spaniern und Kreolen.

Die chilenische Bevölkerung, welche neben der deutschen lebt, übertrifft letztere wohl an Zahl, steht aber an Wohlhabenheit und Bildung weit zurück. Nur wenige sind wohlhabend zu nennen, meist solche, die Geld auf Zinsen leihen. Im All-

gemeinen sind die niederen Klassen unwirthschaftlich, lieben geistige Getränke, besonders Chicha und verthun, was sie verdienen. Die Weiber müssen für sich und die Kinder sorgen, die Männer sorgen nur für sich selbst. Mit Rücksicht hierauf werden chilenische Arbeiter zwei Mal in der Woche ausbezahlt, am Mittwoch und Sonnabend, damit sie nicht viel auf einmal verschwenden können. Das Tagelohn steht verhältnißmäßig hoch; in der Gerberei auf 70 Centavos. Obwohl die chilenischen Arbeiter von den deutschen Arbeitsgebern besser behandelt werden, als von chilenischen, haben sie doch an jene geringere Anhänglichkeit. Sie halten zusammen und zahlen die bei Verletzungen der Ordnung aufgelegte Geldstrafe lieber gemeinschaftlich, als daß sie den Thäter verrathen. Eigenthumsvergehen sind nicht häufig, Einbrüche sehr selten; in der Regel werden die Häuser offen gelassen. Dagegen kommen Gelegenheitsdiebstähle, Veruntreuungen und Schlägereien im Rausche häufig vor. Die niederen Klassen leben meist in wilder Ehe; sie können oder wollen die Trauungsgebühren von 4 Pesos nicht zahlen. Das Aergerniß zu mindern kommen zeitweilig Ordensgeistliche, namentlich Jesuiten, welche umsonst die Trauung vollziehen; eine Gelegenheit zur Befestigung der ehelichen Bande, welche von den Weibern eifrig wahrgenommen wird. Die Folgen dieses Zustandes sind zahlreiche uneheliche Kinder, während solche unter der deutschen Bevölkerung sehr selten sind, sowie die Eifersucht der Frauen, zu welcher die Untreue der Männer reichlichen Anlaß gibt.

Für die Bedürfnisse des Unterrichts bestehen ein Lyceum und mehrere Elementarschulen, für welche der Staat die Kosten trägt, deren Leistung aber über das übliche mechanische Auswendiglernen nicht hinaus geht. Die deutschen Ansiedler haben daneben eine besondere Schule errichtet, in welcher der Unterricht in deutscher Sprache ertheilt wird und welche die Aufgabe einer Mittelschule erfüllt. Ihr ist es zu danken, daß die deutsche

Sprache sich erhält und daß es unter den deutschen Kolonen keinen gibt, der nicht des Lesens und Schreibens mächtig wäre. Sie wurde im Jahre 1858 in der jungen Ansiedlung mit einem Lehrer und 84 Kindern in gemiethetem Hause begründet und hat jetzt 7 Klassen mit durchschnittlich 270—300 Schülern und 8 Lehrern, an deren Spitze ein seminaristisch gebildeter Direktor steht; auch wohnt sie in eigenem Hause. Außer letzterem hat sie ein Vermögen von 21 000 Pesos, von welchem ein Theil für einen Lehrerpensionsfonds abgezweigt ist. Dies Vermögen ist durch freiwillige Beiträge angesammelt und trägt zusammen mit dem Schulgelde die Kosten der Unterhaltung; jedoch gewährt in neuerer Zeit auch die Staatskasse eine Beihilfe von monatlich 100 Pesos. Das Gehalt der Lehrer beträgt monatlich durchschnittlich 60 Pesos, das des Direktors jährlich 1000 Pesos. Ihr Begründer und noch stets ihr hilfreicher Beförderer ist Karl Anwandter sen.

Die Kinder werden mit 7 Jahren aufgenommen und verlassen die Schule mit 15 Jahren. Die spanische Sprache wird in 6 Stunden wöchentlich gelehrt, in der oberen Klasse die englische und französische fakultativ. Die Schule wird als konfessionslos bezeichnet; den Religionsunterricht ertheilt als Sittenlehre der Lehrer. Die Ertheilung von Religionsunterricht durch den katholischen Geistlichen, die in früheren Jahren geschah, ist eingestellt worden, angeblich weil sie zu Proselytenmacherei benutzt wurde.

Was die kirchlichen Verhältnisse anlangt, so erscheinen sie ebenfalls gewissermaßen konfessionslos. Die meisten Deutschen sind Protestanten, nur wenige von ihnen Juden, Katholiken sind nur in Ancud und Puerto Montt. Die deutschen Protestanten in Valdivia haben aber weder eine Kirche, noch einen Geistlichen noch Gottesdienst; sie behaupten, mit den Geistlichen, welche sie hatten, so schlimme Erfahrungen gemacht zu haben, daß sie die Wiederberufung aufgegeben haben, um die Erneuerung

von Zwistigkeiten in der Gemeinde zu vermeiden. Für kirchliche Akte wird der protestantische Geistliche in Osorno in Anspruch genommen, doch sind viele deutsche Kinder in Valdivia ungetauft. Da der akatholische Gottesdienst in Chile nicht in die Oeffentlichkeit treten darf, ist es nicht gestattet, daß protestantische Kirchen einen Thurm und Geläute haben. Die in Osorno haben sich so geholfen, daß sie die Schule neben die Kirche gebaut und die Schule mit Thurm und Glocken versehen haben, die nun geläutet werden, wenn sie sich zum Gottesdienst versammeln. Uebrigens bedrängt der Mangel des sonntäglichen Gottesdienstes und jeder Kirchlichkeit auch viele Gemüther in Valdivia.

Die gedeihliche Entwicklung der deutschen Kolonie in Valdivia, obwohl sie die wirthschaftliche Wohlfahrt des Landes hebt, und obwohl sich die Deutschen daselbst keiner ihrer gesetzlichen Pflichten entziehen, gefällt indessen nicht überall, wie dies bei den Projekten zur Beförderung der europäischen Einwanderung in die Republik und in der öffentlichen Diskussion über dieselben zu Tage tritt. Mit Ausnahme der klerikalen Presse, welche sich grundfänglich gegen jede Einwanderung erklärt, weil sie die Rechtgläubigkeit gefährde, ist der Wunsch, dem Lande Einwanderer aus Europa zuzuführen, allgemein und es werden insbesondere die Gebiete von Arauco und Valdivia, sowie die südlich davon gelegene Provinz Manquihue nebst der Insel Chiloe, dazu für geeignet gehalten, da in ihnen unbefetzte Staatsländereien liegen. Versuche, die Einwanderung dorthin mit staatlicher Unterstützung zu leiten, sind schon früher gemacht worden, aber in der Hauptsache fehlgeschlagen. Eine einzige solche Kolonie in Los Ulmos zwischen Valdivia und Union, die mit sieben deutschen Familien besetzt wurde, hat sich erhalten, soll aber nicht in blühendem Zustande sein. Die Regierung hat sich über ihre neuerliche Stellung zur Frage in einem Erlasse ausgesprochen, welchen der Minister der auswärtigen An-

gelegenheiten und der Kolonisation im März dieses Jahres an die Nationalackerbaugesellschaft in San Jago gerichtet hat und welcher die Gesichtspunkte, die bis auf weiteres maßgebend sein sollen, auseinandersetzt. Danach wird die Einwanderung von Ackerbauern und Handwerkern in die südlichen Gegenden als sehr wünschenswerth erachtet, zugleich aber als Prinzip aufgestellt, daß die fremden Kolonisten mit chilenischen, welche die Gebräuche des Landes und dessen nationale Einheit erhalten, untermischt werden müßten. Pläne zur Masseneinführung von Ausländern werden verworfen, weil sie gefährlich sind; die gleichzeitige Errichtung größerer Centren einer fremden Bevölkerung mit verschiedenen socialen Bestrebungen und Gewohnheiten, mit verschiedener Sprache und ganz anderen Neigungen und Bedürfnissen verhindere die Assimilation der Kolonisten mit der eingeborenen Bevölkerung, die doch nothwendig sei, um die Einheit und den Zusammenhang der chilenischen Race nicht zu stören. Was allein Noth thue, sei die Gewinnung von Lehrern in der Industrie und von Vorbildern ökonomischer Gewohnheiten.

Ist diese Ausführung, wenn auch verhüllt, so doch unverkennbar gegen die Deutschen in Valdivia gerichtet, so tritt die Abneigung gegen die letzteren und gegen die Besonderheit ihrer Entwicklung in anderen, nicht offiziellen Kundgebungen, in der Presse ganz unverhüllt und direkt zu Tage. So erst in diesen letzten Tagen in einem der gelesensten Blätter von San Jago, dem *Ferrocarril*, das seine Stimme energisch gegen die Einwanderung erhob. Die Einwanderer, speziell die deutschen, haben sich isolirt, heißt es darin, sie seien civilisirter, thätiger, geschickter in allen Zweigen menschlichen Handelns, sie würden daher die Herrschaft haben und den öffentlichen Reichthum für sich nehmen. Die Liebe zu ihrem Geburtslande, die Gewohnheiten, die Sprache, Alles würde sie zu einer besonderen Nation machen, wie die Deutschrussen in den baltischen Provinzen; so

sei es bereits in Baldivia und Manquihue, dort seien nicht Chilenen, sondern Deutsche. Hätten die Vereinigten Staaten von Nordamerika einmal Krieg mit Deutschland, so hätten sie den Feind im eigenen Hause; hätte Chile einen solchen Krieg, so würde es jene beiden Provinzen ganz verlieren. Ohne Einwanderung gehe es langsam. Aber wozu auch Eile? Aufgabe der Regierung sei zunächst die Verbesserung der eigenen Race und ihrer Lebensbedingungen, zum Beispiel in Bezug auf Wohnung, Kindersterblichkeit, Lebensmittel. Chilenische Arbeiter gingen nach Peru und Argentinien; warum nicht ihnen das Land unter den günstigen Bedingungen geben, die man Fremden in Aussicht stelle? Diese den engsten Nationalismus vertretende Stimme kommt ebenfalls zu dem Schluß, daß Einwanderer nur in kleinen Mengen heranzuziehen seien, befürwortet aber ihrerseits die Zulassung nur für Handwerker und Industrielle.

Praktisch beabsichtigt die Regierung in der Art vorzugehen, daß sie direkt und nicht durch Unternehmer die Einwanderung in den von ihr bezeichneten Grenzen, auf welche wie auf die ganze Auffassung der Angelegenheit in Deutschland aufmerksam zu machen nützlich sein möchte, vermittelt. Sie hat dafür ein Terrain von etwa 50 000 Hektaren im Süden von Traiguen in Arauco, das bereits vermessen ist, in Aussicht genommen und beabsichtigt die Kosten des Transportes, sowie der ersten Ansiedlung, welche auf 50 Pesos Silber per Kopf veranschlagt werden, unter dem Vorbehalt der Wiedereinziehung vorzuschießen. In anderen Gebieten von Arauco sollen zunächst vorbereitende Arbeiten ausgeführt werden, welche darin bestehen sollen, die geeigneten Centralpunkte für Ansiedlungen, die Wasser- und Bodenverhältnisse und die zweckmäßigsten Baumaterialien zu ermitteln, das Land zu vermessen und zu kartiren, Brücken und Wege zu bauen, ja selbst die Häuser und sonstige Bauten einzurichten, welche zur Aufnahme von Kolonisten nothwendig sind. Für diese Aufgaben hat der Kongreß im laufenden Jahre

700 000 Pesos bewilligt. Man richtet das Augenmerk vom nationalen Standpunkte aus in erster Linie auf spanische Ansiedler aus den baskischen Provinzen, würde aber auch Schweden nehmen, weil diesen das Klima von Arauco sehr gut zusagen würde.

In Valdivia hat man von diesem Antagonismus, der zum Theil eine Folge des durch den glücklichen Ausgang des Krieges stark gehobenen Selbstgefühls sein mag, praktisch noch nichts zu leiden, vielmehr scheint das Verhältniß zu den chilenischen Behörden ein durchaus zufriedenstellendes. Jedoch sieht man nicht ohne Sorge in die Zukunft, zumal wenn direkte und sichere Verbindungen durch Arauco hergestellt sein werden, welche die Provinz aus ihrer bisherigen Isolirung bringen. Man rechnet aber darauf, daß die gesunde Einsicht der Regierung Maßnahmen verhindern werde, welche das geschlossene Leben der deutschen Abkömmlinge, in welchem der Grund ihres Gedeihens liegt, beeinträchtigen könnten.

Mein trefflicher Gastfreund gab mir, da die Kürze meines Aufenthalts mir nicht erlaubte viele Besuche zu machen, Gelegenheit, in seinem Hause die angesehensten Mitglieder der deutschen Gemeinde bei einem Mahle kennen zu lernen, an welchem auch der jugendliche und intelligente Präsekt der Provinz Theil nahm und bei welchem es so wenig an Berweisen gegenseitiger Sympathie, als an Fröhlichkeit fehlte. Deutsche Reisende sind in dieser Gegend noch eine Seltenheit — noch nie ist z. B. ein deutsches Kriegsschiff zum großen Schmerze der vereinsamten Landsleute nach Valdivia oder nur nach Corral gekommen — und es war recht schwer nach kurzer Bekanntschaft wieder zu scheiden, wo das Bleiben ebenso lehrreich als angenehm gewesen wäre. Allein der Vimari war pünktlich zur Rückfahrt bereit, und ich durfte ihn nicht versäumen, wenn ich den Kosmos-Dampfer erreichen wollte, auf den ich jetzt hier lauere. Ein herzlicher Abschied in der Morgenfrühe, Tücher-

wehen aus dem lieb gewordenen Hause unter der deutschen Flagge, dann ging es unter bedecktem Himmel den Strom mit seinen Inseln und grünen Ufern wieder hinab zur Bay von Corral, in der ein ebenso wüster Regen niederging, wie einige Tage zuvor bei der Einfahrt.

Draußen auf der See blies ein scharfer Nordwind entgegen, der sich in der Nacht so steigerte, daß selbst der alte Kapitain, der sie auf der Brücke verbracht hatte, sie als *very bad* bezeichnete. Auch in der Kabine war sie böse genug. Solche Sturmnacht wird lang, da an Schlaf nicht viel zu denken ist. Die Wogen schlagen an das Schiff, daß es wahrhaft donnert, bald in rascher Folge, bald mit Pausen; das Schiff bebt und zittert in allen Planken; es gibt nicht eine Fuge, die nicht knarrte und kreischte, als bräche sie im nächsten Augenblicke; aus der Küche oder sonst woher dringt ein Geräusch von zusammenschlagenden Blechgefäßen, wie höllische Janitscharenmusik; auch Wimmern und Klingen von Stimmen glaubt das erregte Ohr zu hören, als wären es Opfer der Tiefe, die jammern in ihrem großen Grabe. Dabei macht das Schiff förmlich konvulsivische Bewegungen, denen nichts widersteht. Als ich am Morgen nach meiner Uhr sah, die ich bestmöglich auf dem Tische befestigt hatte, war sie verschwunden. Das Schiff legte nach der anderen Seite und siehe, mit einem munteren Sprunge kam sie unter dem Bett hervor gehüpft. Erst gegen Morgen wurde es etwas ruhiger, aber es blies doch den ganzen Tag so grimmig, daß auf Deck nicht zu bleiben war. Und dazu war es Pfingsten, das liebliche Fest! Ich hatte von *Valdivia* einige Ranken der *Cupigue* mitgenommen, einer Schlingpflanze, deren hochrothe, glockenförmige Blüthen an Form und Farbe gleich schön sind, und damit meine Kabine geschmückt. Die Nacht hatte sie entblättert und nur graues Elend sah von den Wänden.

Die einzigen Passagiere an Bord waren einige araukanische

Kaziken unterworfenen Stämme, die, von einigen Mozetones oder jungen Kriegern begleitet, nach Valparaiso und von da nach San Jago fahren wollten, um sich bei dem großen Vater, dem Präsidenten, über ihnen widerfahrne Unbill zu beklagen, gegen welche sie in Arauco vergeblich Hilfe gesucht hatten. Aber sie hielten sich auch in ihren Lagerstätten und damit außer dem Bereich der Verständigung.

Am Abend des Pfingstsonntags ließen wir hier ein, ohne daß etwas zu sehen war, außer Regen und wieder Regen; ich zog daher vor an Bord zu bleiben und ging erst am folgenden Morgen an Land, um mich nach dem Rhamses zu erkundigen. Es hatte dies keine Noth, da das mir befreundete Haus in Concepcion hier einen deutschen Vertreter hat, den ich bald auskundschaftete und der die Ankunft des deutschen Schiffes für die nächsten Tage in Aussicht stellte. Dann ließ ich mich in Folge Empfehlung derselben Stelle aus Lota Baja, das unten an der Küste liegt, hinauf führen nach Lota Alta, das auf der Uferhöhe einige hundert Meter über dem Strande gelegen ist, und zu Señor Squella, dem Verwalter der umfangreichen industriellen Anlagen, denen Lota seinen noch jungen, aber wohl begründeten Ruf als eines der bedeutendsten Industrieplätze des Landes verdankt. Er stellte mir sofort sein Haus zur Disposition und ich nahm das Anerbieten mit Dank an, da es in der freundlichsten Weise gemacht war und da die Lage des Hauses mich entzückte. Welch anmuthiger Wandel der Lage gegen die Sturmfahrt auf dem Limari! Der Señor Administrador ist noch jung, kaum 26 Jahre alt, ein Chilene, aber in England gebildet, unverheirathet, frisch, lebhaft und gastfrei, so daß das Leben im Hause ebenso angenehm als zwanglos ist.

Die industriellen Anlagen von Lota sind von Señor Matias Cousiño in San Jago begründet; sie gehören zur Zeit, in Form einer Aktiengesellschaft, seiner Familie, die im Sommer

in Lota zu wohnen pflegt, und der die Anlage und Pflege des wunderherrlichen Parkes, der auf der Uferhöhe sich ausbreitet, zu danken ist. Sie bestehen in einem ausgedehnten Kupferschmelzwerke und in Kohlenminen, mit denen eine Fabrik von Ziegeln und Thonröhren, sowie eine Glasfabrik verbunden sind. Den Werken stehen als technische Dirigenten Engländer vor, die für sie arbeitende Maschinenwerkstätte leitet ein deutscher Ingenieur aus Canstadt in Württemberg; nur der Chemiker der Anlagen ist in Chile geboren, aber deutschen Ursprunges und hat seine Studien in Freiberg (in Sachsen) und Klausthal gemacht. Es ist also eine ganz internationale Verwaltung, deren technischer Theil überwiegend in den Händen von Ausländern ist.

Das Kupferschmelzwerk, von dem ich bei meiner ersten Anwesenheit nur den Feuerschein der Schornsteine gesehen hatte, zeigte seine 36 Oefen nunmehr in voller Tagesbeleuchtung, natürlich aber auch rauchbedeckt. Es hat eine Produktionsfähigkeit von 1000 Tons monatlich, die aber zur Zeit nicht ganz erreicht wird. Die Erze, die verarbeitet werden und auf den weiten Höfen in großen Haufen liegen, stammen aus verschiedenen Gruben, um sie in geeigneter Weise mischen zu können. Diese Mischung hat den Zweck, Beischläge bei der Schmelzung entbehrlich zu machen und soll ein spezielles Wissen des zeitigen Chefs der Werke sein, der, ein bloßer Praktiker, durch dreißigjährigen Aufenthalt in Chile sich genaue Kenntniß der Erze aller Gruben erworben hat. Er erreicht damit bessere Erfolge als sein Vorgänger, der ein studirter deutscher Hüttenmann war. Erze, die weniger als 10 Prozent Kupfer halten, werden in der Regel nicht verarbeitet; viele haben 25—30 Prozent, der Durchschnittsgehalt ist 17 Prozent. Die Verhüttung beschränkt sich nicht auf Erzeugung von Kupferregulus, wie in den meisten anderen chilenischen Werken, sondern wird zur Gewinnung von Schwarzkupfer und raffinirtem Kupfer, das nahezu rein ist (99 Prozent), fortgeführt. Die Röstung des schwefel-

haltigen Regulus erzeugt hauptsächlich den übelriechenden und starken Rauch der Schloten, der selbst für Lota so unerträglich wird, daß die Anlegung eines neuen Sammelschornsteins auf der Höhe projektirt ist.

Die Kohlenminen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie unter dem Meere liegen und zwar von Ost nach West in einer Ausdehnung von 900 Yards, in der Richtung von Nord nach Süd von mehr als einer englischen Meile. Die fünf Gruben, aus denen gefördert wird, sind von Lota etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde entfernt und durch eine Eisenbahn mit dem Hafen verbunden. Da ich die Herstellung des französisch-englischen Tunnels unter dem Kanale wohl nicht erleben werde, und da die Gelegenheit unter den Boden des Meeres zu gelangen in der Welt im Uebrigen nicht häufig ist, sprach ich den Wunsch aus, in eine der Gruben einzufahren und fand bereitwilligste Gewährung. Es wurde die Grube Chifton gewährt und der Chef der Minen, Mr. Raby, übernahm selbst die Begleitung. Wir fuhren auf der Eisenbahn in einem Arbeitswagen hinaus, längs der Küste, mit herrlicher Aussicht auf den Park und die viel gebuchtete Bay und erreichten bald die Stollenmündung, die dicht am Ufer liegt. Die Grube dient zum Abbau dreier Flöze, die über einander liegen und von denen das unterste 150 Yards unter den Meeresboden reicht, während der höchste Saum des obersten durch eine Schicht von 80 Yards (etwa 72 Meter) von dem Grunde des Meeres getrennt ist. Das ist nicht gerade viel und die Sache ist um so weniger sicher, als im vorigen Jahre die gleichfalls unterseeischen Kohlenminen in dem benachbarten Coronel durch Einbruch der See völlig ersäuft worden sind.

Die Einfahrt in den Stollen geschieht auf einer geneigten Ebene mit Seilbetrieb. Auf je einem der kleinen Kohlenwagen wurde für jeden Passagier vorn ein schmales Brett befestigt, auf welchem er Platz finden mußte; in die Hand bekam er ein

Grubenlicht; so fuhren wir 500 Meter abwärts bis zu einer Stelle, wo die Flöze sich verzweigen und wo ein Ventilations-schacht behufs Zuführung frischer Luft angebracht ist. Nunmehr galt es, in der kaum 3 Fuß hohen Strecke in gebückter Stellung voran zu kriechen, bis wir vor Ort kamen, eine Entfernung, die auf 476 Meter angegeben wurde, die mir aber dreimal so lang vorkam. Da während des Kriechens Kohlenzüge befördert wurden, so mußten wir öfter uns neben den Schienen an die Wand drücken oder vielmehr legen, um sie passiren zu lassen; auch abgesehen davon bedurfte es öfteren Ausruhens von der ungewohnten Bewegung, welche durch das Athmen in der zwar trockenen, aber dicken Luft wesentlich erschwert wurde. Wir kamen auf diesem Wege unter einer Insel durch, der Isola del Morro, welche dem Eingange des Stollens gegenüber liegt und als felsige Klippe aus dem Meere aufsteigt. Unter ihr wenigstens war ein Durchbruch des Wassers nicht zu besorgen.

Vor Ort lagen mehrere Häuer, die mit der Keilhau die Kohlen lösten, junge Männer, nur mit einer Hose bekleidet, da die Höhe der Temperatur ein Mehr weder nöthig machte noch gestattete. Außer ihnen waren junge Burschen von 10—14 Jahren als Grubenjungen thätig, welche, ihr Lämpchen an der Mühe oder am Strohhut befestigt, die Förderzüge als Konduktors begleiteten. Die Schicht dauert zwölf Stunden mit einer Stunde Pause für das Frühstück. Trotz dieser schweren Arbeit sollen die Leute fast durchweg heiterer Stimmung und immer geneigt sein, Witze zu machen und einander aufzuziehen. Im Unglück sind sie sehr resignirt und entsprechend wenig energisch; sie fassen leicht auf, entbehren aber der rechten Ausdauer.

Wir machten uns demnächst auf den Rückweg, der durch eine Raft im Oelpalaste, einer um einige Fuß höheren Ausweitung der Strecke, in welcher Brennöl lagert, unterbrochen

wurde, dann setzten wir uns wieder auf die kleinen Kohlenwagen, um aufwärts gezogen zu werden. Das Tageslicht glänzte durch den Stollen herab wie ein heller kleiner Stern, so daß ich anfangs es nicht erkannte; ich begrüßte es dann mit um so größerer Freude.

In den Gruben werden durchschnittlich 1600 Arbeiter beschäftigt; die tägliche Förderung beträgt rund 1000 Tons und wird, soweit sie nicht in der Kupferschmelze und den übrigen Etablissements Verwendung findet, von den Dampfschiffen der verschiedenen Gesellschaften genommen, welche Lota auf der Fahrt passiren und für welche die Möglichkeit, sich hier mit Heizmaterial zu versehen, höchst werthvoll ist. Sie bezahlen zur Zeit im Kontrakt die Tonne mit 5 $\frac{1}{2}$  Pesos.

Die chilenischen Arbeiter wohnen in der Umgebung der Etablissements in Häusern, die in der Regel nur eine Stube oder eine Stube mit Schlafkammer enthalten und die ohne Fenster, jedenfalls ohne Glasfenster sind. Ein Schornstein ist nicht vorhanden. Das Feuer wird in der Stube gemacht, und der Rauch nimmt seinen Ausgang durch die Thür. Hausrath kann nicht verderben, da keiner vorhanden ist, auch sonst nichts, was irgendwie zur Bequemlichkeit der Bewohner dienen könnte. Sie hocken auf dem Boden und strecken sich bei Nacht auf die Erde oder auf die Holzpritsche, wenn eine solche vorhanden ist. Die Kinder sind zahlreich, doch ist die Sterblichkeit groß. Das Etablissement gewährt den Kranken freie Arznei und ärztliche Behandlung; es hat auch eine Schule errichtet, die ich besucht habe, und hält den Lehrer, doch hat ein Zwang zu deren Besuche sich nicht durchführen lassen, weil die Kinder früh bei der Arbeit helfen müssen.

In Betreff der Kindersterblichkeit hatte ich in Valdivia erzählen hören, daß junge Kinder, besonders uneheliche, getödtet oder ohne Nahrung gelassen würden, so daß sie sterben müßten, weil die Meinung bestände, daß Kinder unter 2 Jahren direkt

in den Himmel kämen und Fürbitter für ihre Eltern aber auch für sonstige Personen würden, auf welche die Fürbitte übertragen würde; in Folge dieser Meinung wäre eine solche Uebertragung für einige Pesos käuflich. In Lota wurden solche Vorkommnisse als Ausnahmen und nur so viel wurde als richtig bezeichnet, daß schwache und kränkliche Kinder vernachlässigt würden und dann stürben, wodurch allerdings die Sterblichkeitsziffer der Kinder sehr erhöht, andererseits aber bewirkt würde, daß die Race kräftig bliebe.

Die Tagelöhnte der Bergleute, die in Alford arbeiten, stellen sich auf 50 Centavos bis 1,50 Pesos. Sie werden alle vier Wochen am Sonnabend gezahlt. Leider ist das Laster der Trunksucht, über welches in Valdivia geklagt wurde, auch hier weit verbreitet. Nach der Lohnzahlung geht es ans Trinken, und es wird so ausdauernd getrunken, vornehmlich Chicha, aber auch mehr und mehr Branntwein, daß auch am nächsten Montage noch nicht gearbeitet wird. Und was noch schlimmer, auch die Weiber machen mit. Als ich am 29. Mai, der ein solcher blauer Montag war, von Ober-Lota nach der Unterstadt ging, sah ich eine Menge schwer Betrunkener, die Mühe hatten, in dem aufgeweichten Lehmwege aufwärts zu kommen. Sowohl Indianer als Mezclados leiden unter dieser Leidenschaft, die nicht bloß körperlich ihr Verderb wird, sondern sie auch sonst ruinirt. Spekulanten benützen sie in der gewissenlosesten Art, um die Armen um Hab und Gut zu bringen. In der Trunkenheit verkaufen sie ihr Eigenthum, unterschreiben die Schriften, die ihnen vorgelegt werden, und halten sich dann durch die erschlichene Unterschrift, auch wenn sie nur in einem Kreuze besteht, für gebunden. Um dem Unwesen zu steuern, verbot der Gobernador der Provinz vor einiger Zeit, überhaupt etwas von den Indianern zu kaufen, jedoch steuerte er damit dem Uebel nicht. Sie werden jetzt betrunken gemacht und wird ihnen dann eine maßlose Rechnung über das Genossene vorgelegt,

über deren Betrag sie ein Schuldbekentniß unter Verpfändung ihres Eigenthums abgeben. Können sie dann in der kurz bemessenen Frist nicht zahlen, was in der Regel der Fall, so gehen sie des Pfandes von Rechtswegen verlustig. Die Religion übt in dieser Beziehung wie überhaupt auf die Moral hier keinen oder nur einen sehr geringen Einfluß, da, wie mein Gewährsmann sagte, die Priester sich nicht um die Seelsorge kümmern, und nur auf die Gebühren sehen.

Die Schule, welche für die Kinder der Fabrikarbeiter eingerichtet ist, hat zwar an Räumen und Unterrichtsmitteln eine gute Ausstattung, kann aber bei der Unregelmäßigkeit des Besuchs nicht viel leisten. Immerhin ist sie als ein Anfang und Beweis guten Willens zu schätzen.

Zwischen diesen Besuchen von Minen und Fabriken habe ich in diesen drei Tagen dem Garten häufige Besuche gemacht, der an das Haus des Administrador stößt und der alle Zeit nicht nur für dessen Gäste, sondern auch den Reisenden offen steht, welche mit den Dampfschiffen in Lota ankommen und einige Zeit daselbst verweilen müssen. Er hat in Folge dessen weit verbreiteten Ruf an der Küste, verdient ihn aber auch durch die unvergleichliche Schönheit der Lage und die Vorzüglichkeit der gärtnerischen Pflege. Das Ufer, auf welchem er liegt, springt in einem Vorgebirge aus, das nach der Seite des Hafens hin mehrere hundert Fuß tief zum Wasser steil abbricht, auf der anderen Seite aber, die sich zu einer zweiten kleineren Bucht ausweitet, in sanfter Neigung abdacht. Von der Höhe hat man danach die Aussicht nicht nur über den Hafen, an welchem die Schmelzwerke liegen, und sein rührig bewegtes Treiben, sondern auch weithin über den Ocean und das herrliche Gelände des Abhanges, das mit hoher Kunst zu einer reizenden Gartenanlage gestaltet ist. Der ohnehin feuchten, dem Pflanzenwuchs günstigen Luft, kommt noch eine Wasserleitung zu Hilfe, die von den benachbarten Bergen reichliches Wasser

zuführt und es möglich macht, Bäume und Gras stets in voller Frische zu erhalten. Jetzt im Winter blühen Veilchen, Levkojen, Heliotrop, Monatsrosen, die prächtigen Cupigues (als *lapageria rosea* legitimirte sie botanisch der Gärtner) und ein anmuthiges *Viburnum*, dessen Blüthe der Wachablume ähnelt. Unter den Bäumen ist ein immer grüner Boldo durch schöne Formen ausgezeichnet, nicht minder ein Olividor genannter Baum, durch dessen Laubmassen auf der Höhe des Vorgebirges sich Durchblicke aufs Meer von überraschender Schönheit öffnen. Lamas, Hirsche und Rehwild weiden friedlich in Gehegen; ein außerordentlich wohlgehaltenes Treibhaus birgt zartere Pflanzen und tropische Gewächse. Es ist eine Freude in diesem Garten zu wandeln. Zwar gibt es einige Kuriositäten, welche deren Reinheit trüben können: Kioske in indischem und türkischem Styl mit grellen Farben bemalt, eine Grotte mit künstlichen Stalaktiten von Draht und Cement, künstlich gewundene Gänge aus abnorm gestalteten Wurzeln, sogar einen knorrigen Baum, der blau angestrichen, einen Lindwurm darstellen soll. Ueber diese einer Laune entsprungenen Geschmacksverirrungen hebt aber ein Blick auf den Ocean und in die umgebende Vegetation hinweg, die ein unerföpflich Born von Freude ist.

Ich habe auf dem Vorsprunge der Küste öfter gestanden und dem Wachsen der Flut zugehört, die zwischen den Steinplatten und Blöcken, in welchen die Uferklippen sich eine weite Strecke ins Meer fortsetzen, mälig stieg, eine Rinne nach der anderen füllend, bis sie auch die höchsten Spitzen und Hebungen mit schäumenden Wellen deckte; dann wieder über die grünen Flächen und die Laubmassen des Gartens oder weit über das Meer hinaus, wo der erwartete Dampfer auftauchen sollte; und ich bekenne, daß ich eine innere Genugthuung empfand, wenn ich kein Zeichen von letzterem entdeckte, weil ich danach noch etwas länger an dieser von der Natur so hoch bevorzugten Stelle zu verweilen hoffen konnte.

Doch eben, nachdem ich diese Worte kaum geschrieben habe, kommt der Mozzo und meldet, daß el Vapor Aleman in den Hafen fahre. Es ist der Rhamses, und nun freue ich mich doch, daß ich die schwarz-roth-weiße Flagge sehe, die so lustig und stolz von der Gaffel weht. Ich eile sie zu begrüßen und mich zur Abfahrt bereit zu machen. Ehe mein nächster Brief Dich erreichen kann, wird es etwas länger währen; die Fahrt bis nach Montevideo dauert mindestens 16 Tage. Doch kann ich möglicher Weise in Punta Arenas einen Brief aufgeben, den ein direkter Dampfer der englischen Linie rascher nach Montevideo befördert, als ich selbst dorthin gelange.

---

### XLIII.

Auf dem Rhamses nach Süden. — Sturm. — Die Channels. — Golfo de Peñas. — Bay von Carn. — Meissier Channel. — Die English Narrows. — Eden Harbour. — Eyre Sound. — Tom Bay. — Puerto Bueno. — Die Guide Narrows. — Smyth Channel. — Mayne Channel. — In die Magellansstraße. — Bay von Borija. — Magdalenen-Sund.

Punta Arenas in der Magellansstraße, 10. Juni 1882.

Von der Heimath trennen mich noch mehr als 8000 Seemeilen, aber ich bin doch auf dem Wege zu ihr und muß Dir melden, wie sehr ich mich darüber freue; freilich wirst Du meine Freude besten Falls erst in vier Wochen theilen können.

Die Fahrt von Lota aus, von wo ich zuletzt geschrieben habe, durch die Channels und die Magellansstraße war zwar nicht ganz leicht, namentlich nicht im Anfange, aber sie war von solcher eigenthümlichen Schönheit, daß ich mich wohl mein Leben lang freuen werde, sie gemacht zu haben.

Der Rhamses, auf dem ich mich in Lota einschiffte, gehört, gleich der Uarda, der Hamburger Kosmosgesellschaft, ist aber beträchtlich größer als jene und eleganter ausgestattet. Ich fand wieder einen höflichen und umgänglichen Kapitain und zu meiner Freude den liebwürthen englischen Reisefreund Mr. John B. aus London, von dem ich aus den Baños de Cauquenes geschrieben habe und der mein Kabine-Nachbar wurde. Ich machte mit ihm in Lota noch einen Gang durch den Park, der ihn als Botaniker höchlichst interessirte. Wie vieles hatte ich nicht gesehen, was sein besser geübtes Auge alsbald fand und würdigte. Erst gegen Abend, nachdem der Rhamses sich mit Kohlen gesättigt hatte, gingen wir in See.

Die Channels, welche ich nun schon wiederholt genannt habe, sind schmale, schiffbare Meeresarme zwischen dem Festlande und den zahlreichen Inseln, welche dessen Westküste von dem 42. Breitengrade ab vorliegen; sie bilden eine der Entfernung nach kürzere Passage von Norden nach der Magellansstraße, als der Weg über die offene See westlich von jenen Inseln ist, auf welchem der Eingang in die Magellansstraße bei Kap Pillar genommen wird. Sie wurden früher auch von den Schiffen der englischen Pacific Steam Navigation Company durchfahren, die aber nach verschiedenen Unglücksfällen davon abgekommen ist und nunmehr ihre Schiffe nur auf der äußeren, der Ocean-tour, gehen läßt. Dagegen fahren die Dampfer der deutschen Kosmoslinie auf der Aus- und Rückfahrt durch die Channels; wegen ihrer geringeren Größe sind sie Unfällen in den Engen derselben weniger ausgesetzt und vermeiden dabei die Beschädigungen, welche der in der Regel schwere Seegang und die heftigen Süd-Westwinde auf der äußeren Tour leicht mit sich bringen. Ein Zeitgewinn wird dabei nicht gemacht, vielmehr dauert die Fahrt durch die Channels in der Regel länger als die Außentour, weil bei Nacht häufig Nebel nieder- geht, welcher das Fahren in der engen Wasserstraße gefährlich

macht und weil deshalb die Schiffe zur Nachtzeit in einem der zahlreichen Häfen vor Anker gehen. Dieser letztere Umstand hatte Mr. John B. bestimmt, dem englischen Grundsatz, nur auf englischen Schiffen zu fahren, entgegen, auf dem Rhamses Passage zu nehmen, weil er hoffen konnte, in den Ruhepausen etwas von der Flora der Ufer kennen zu lernen. Und er war auch mir erwünscht, da bei Nachtfahrten die Hälfte der Tour und gerade der beste Theil derselben im Dunkeln passirt wird und damit verloren geht.

Der Eingang in die Channels oder Kanäle vom Ocean her ist in dem Golfo de Peñas, etwa unter dem 47. Breitengrade, südlich von der Halbinsel von Taitao, welche den Nordrand des Golfes bildet. Wir erreichten ihn, nachdem wir Lota am Abend des 31. Mai verlassen hatten, am 4. Juni Nachmittags nach schwerem Kampfe gegen Wind und Wetter, die so schlimm waren, wie nie vorher. Schon die erste Nacht war bitterböse. Alles in der Kabine bewegte sich. Die Koffer schossen unter dem Sopha hervor; Stiefel und Schuhe tanzten einen Reigen, die Röcke an der Wand machten Schwingungen wie rasend gewordene Perpendikel, im Salon klrzten Gläser und Flaschen, die trotz aller Sicherheitsvorkehrungen das Gleichgewicht verloren hatten; dabei Schlag auf Schlag der Wellen, an die zitternden Planken des Schiffes, daß es dröhnte. Gegen Morgen hörte ich ein anhaltendes Pfeifen; die Maschine arbeitete mit halber Kraft; die Schraube war außer Wasser. Ich hielt es in der engen Kabine nicht mehr aus und kletterte heraus, um zu sehen, was es gäbe. Doch war die Thür, die auf Deck führte, bis Brusthöhe mit starken Bohlen verbarrikadirt und nicht gangbar; mit gutem Grunde, denn durch das Fenster im oberen Theile sah ich, wie bei jedem Ueberholen des Schiffes hohe Wellen wechselweise über Deck stürzten, denen die Thür ohne Schutz nicht würde haben widerstehen können.

Ein Matrose, der von dem Vorderdeck herüberkam, wurde

von einer Welle gefaßt und umgeworfen, ergriff aber im Falle noch glücklich eine Stange der Railing, die ihn vor dem Uebergleiten bewahrte. Der Himmel war mit schwarzen Wolkenfetzen bedeckt, zwischen denen der Mond zeitweilig vortrat, mit seinem hellen freundlichen Lichte in wunderlichem Gegensatz zu dem wilden Aufruhr des Meeres. Ich konnte nichts erfahren, außer was ich gesehen und wußte damit genug, so daß ich wieder still in die Kabine schlich. Am nächsten Tage wurde es nicht besser, obwohl die Sonne zeitweilig durchbrach und die Wellen nicht so häufig überschlugen. Ich benutzte eine anscheinende Ruhepause, um über die Barrikade zu steigen und draußen etwas frische Luft zu schöpfen, mußte aber den Vorwitz büßen. Ich hatte mich breit wie der Kolosß von Rhodos mit dem Rücken gegen die Kajütenwand gestellt und hielt mich an letzterer fest in der Meinung, dadurch auch beim Rollen des Schiffes meinen Standpunkt bewahren zu können; es ging auch eine Zeit lang, allein als das Schiff einmal besonders tief auf die Seite gelegt wurde, half kein Widerstreben. Wie aus einem Mörser geschossen flog ich links ab und mit voller Wucht gegen die Railing, daß mir buchstäblich Hören und Sehen verging und ich das Gefühl hatte den Rücken gebrochen zu haben. Zum Glück blieb es beim Schreck; ich hatte den Standpunkt verloren, war aber nicht gebrochen und konnte langsam nach meiner Kabine zurückkriechen. Einige Tage brauchte ich allerdings, um die verschiedenen kleinen Hautwunden und Verstauchungen zu heilen, die mir der Stoß eingetragen hatte, und den Haupttrick fühle ich noch jetzt, im Ganzen aber hatte es noch gut gegangen, wie die Westphalen sagen. Als Moral destillirte ich mir in der Ruhe der Koje, daß man zu gewissen Zeiten sich entweder nicht hinauswagen soll oder sich richtig zu stellen wissen muß.

Auch der dritte Tag brachte orkanartige Böen von Süd-West, zeitweilig mit Hagel, welchen der Südpol als Gruß sandte, und mit einem Wogendränge, daß die Maschine, die

das Schiff durchtreiben mußte, keuchte. Das eigenthümliche Pfeifen, das mich in der ersten Nacht beunruhigt hatte, weil ich es für ein Nothsignal hielt, ließ sich in Absätzen wieder vernehmen; es entstand, weil die Schraube außer Wasser kam und leer ging. Erst in der Nacht zum 4. Juni beruhigte sich der Zorn des Meeres, das am Tage darauf nur noch ab und zu von einem Squall gehoben wurde gleich fernem Blitzen nach dem Gewitter. Auch diese Bebungen hörten allmählig auf, als wir, südöstlichen Kurs nehmend, um das Capo de Tres Montes und damit in den Golfo de Peñas einfuhren, der vor dem südwestlichen Anprall durch die vorliegende Wellingtoninsel geschützt ist. Die Sonne kam heraus und gab den Müden und Kranken frischen Muth; Alles, was gegen die Wildheit des Sturmes hatte fest gemacht werden müssen, wurde wieder gelöst; sogar die Fundamente eines Zeltes auf Deck, das als Rauchsalon dienen sollte, ließ der Kapitain legen, da wir nunmehr überstürzende Wellen zunächst nicht zu besorgen hatten. Drei Tage und drei Nächte hatte der wackere Kommandant auf der Brücke zugebracht und schon sorgte er wieder für seine Passagiere.

Wir gingen am Nachmittage in der sicheren Bucht von Tarn vor Anker, die von zwei kuppigen und bewaldeten Inseln (Ahautau im Osten, San Pedro im Westen) flankirt wird, und freuten uns, obwohl wieder Regen niederströmte, der Ruhe. Die Bay bildet die nördliche Erweiterung des Meißier Channel, des Seearmes, welcher die nördlichste Strecke des Netzes von Wasserwegen ist, welche zusammen die Channels genannt werden und die sich von dem 48. bis zum 53. Breitengrade hinabziehen.

Der Meißier Channel, in den wir vor Tagesanbruch (5. Juni) einfuhren, ist ein Meeresarm von durchschnittlich vier Miles Breite, der in einer Länge von 75 Miles in fast schnurgerader, unveränderter Richtung von Norden nach Süden streichend, die Wellingtoninsel von dem Festlande von Pata-

gonien trennt. Die Ufer bilden auf beiden Seiten Bergketten, die dicht an das Wasser treten, meist steil abfallend, aber schluchtenreich, voller Risse und Spalten, welche immergrünes Busch- und Baumwerk, vornehmlich Cypressen und Eiben füllen. An einzelnen Stellen verlängern diese Einrisse sich zu Buchten oder Inlets, die tief ins Land schneiden und die zum großen Theile näher noch nicht untersucht sind, wie viel Eifer und Sorgfalt auch bereits die englische Admiralität auf die Erforschung und Aufnahme der Klüfte in dankenswerther Weise verwendet hat. Auf den von den Ufern ansteigenden Bergen lag Schnee, der in dieser Jahreszeit bis auf wenige hundert Fuß über der Wasserfläche herunter kommt; er schien so leicht und dünn, als wäre er angeflogener Puder oder übergestreuter Zucker. Dahinter und aus der Tiefe der Inlets ragten höhere Wände, Spizen und Kuppen, mit älteren und dichteren Schneemänteln, von denen manche in dieser Breite, wo die Grenze ewigen Schnees tief liegt, wohl dauernde sein mochten. Der Mond, halb in Nebel verhüllt, trat dem Morgenlichte allmählig die Herrschaft ab. In den Schluchten lagerten noch einzelne dunkle Wolkenballen, auf den höheren Gipfeln aber verdünnten die Wolken sich langsam zu lichten Schleiern, in wirkungsvollem Gegensatz zu den tiefen, violetten Schatten, die überall lagen, wo der Waldsaum in die Wasserfläche tauchte. Obwohl mehr winterlich und rauh, rief das Bild, je mehr es aus dem Morgenrauen sich hervorhob, den Puget Sound in die Erinnerung, der im äußersten Nordwest des Erdtheils einen ähnlichen Archipelagus umfaßt.

Der Meißier Channel wird etwa in der Mitte seiner Länge durch Middle Island, einen klotzigen Felsbau mit zwei Gipfeln, die zu 2200 und 2100 Fuß sich erheben und die eine weithin sichtbare Schifffahrtsmarke bilden, in eine Ost- und eine West-Reach getheilt. Das Giland steht wie ein Vorposten vor der größeren Farquardinsel, die etwa acht Miles breit und ebenso

lang sein mag und von dem Festlande durch einen nur schmalen Wasserarm getrennt wird. Middle Island kann von beiden Seiten umfahren werden. Die ganze Breite des Kanals an dieser Stelle zwischen der Westseite des Festlandes und der Ostküste von Wellington Island soll über 16 Miles messen. Eine von letzterem vorspringende Halbinsel drängt ihn aber wieder enger zusammen auf eine Breite von  $2\frac{1}{2}$  Miles, die sich bis zum Eingang in die English Narrows stetig mindert.

Diese Narrows oder Engen sind eine der merkwürdigsten Stellen des Kanals und die einzig gefährliche desselben, wenn sie bei starkem Winde und mit der Fluth passirt werden müssen. Sie liegen bei Middle Island, wo der Kanal sich auf der westlichen breiteren Seite bis auf eine Kabellänge zusammenzieht. Die Strömung beträgt 3—6 Knoten, der Unterschied in der Wasserhöhe zwischen Ebbe und Fluth etwa fünf Fuß. Um durchzukommen müssen die Schiffe eine Wendung mit sehr kurzem Radius machen, welche sichere Steuerung verlangt. Da bei dieser Wendung die Steuerkette leicht reißt, pflegt vorher das Reservesteuer besetzt zu werden, um damit nöthigenfalls eingreifen zu können. So that auch der vorsichtige Kommandant des Rhamses, als wir der Enge uns näherten. Da der Himmel völlig klar war, waren die Marken für die Steuerung des Schiffes, welche auf Bäumen der Insel angebracht sind, deutlich erkennbar und erleichterten das Kommando. Wir kamen daher, obwohl wir mit Hochwasser liefen, glücklich durch die engen Rapids, ohne das Reservesteuer zu gebrauchen.

Fünf Miles südlich von den English Narrows liegt Eden Harbour, der von einer Gruppe dicht bewaldeter Inseln auf der Westseite von Indian Reach gebildet wird und nach Kapitain Wilson's Meinung der schönste und vermöge seines trefflichen Untergrundes zugleich der sicherste Hafen in der Kanalfahrt ist. Wir fuhren um die vierte Nachmittagsstunde in ihn ein, um darin zur Nacht zu bleiben. In der That waren Lage

und Umgebung von großartiger Schönheit, wenn auch die Bezeichnung Eden zu den üblichen Vorstellungen des Paradieses nicht recht stimmt. Ein weiter Kranz von Schneebergen umgibt den Hafen; als wir einliefen, wurden sie eben von der untergehenden Sonne beleuchtet mit einem herrlichen Wechsel der Farben von dem Purpur der Gipfel bis in die tief blauen Schatten über dem Saum des Wassers, in den diese ihren Fuß tauchten. Nicht immer mag es so schön sein oder auf die Dauer mag der Reiz der Landschaft sich mindern. Wenigstens wird erzählt, daß der Kommandant eines mit Vermessungen beauftragten englischen Schiffes, als er nach dreijährigem Aufenthalte den Auftrag erhielt, noch weitere Aufnahmen zu machen, sich aus Verzweiflung darüber in Eden Harbour erschossen hat.

Da es noch hell war und das Wetter klar zu bleiben versprach, wurde eine Bootsfahrt an das Ufer unternommen, an welcher auch Mr. John B. Theil nahm, um Pflanzen zu suchen. Der Boden war theilweise gefroren und mit hartem Schnee bedeckt, an anderen Stellen moorig und brüchig, so daß der Stock bis an die Krücke hineinfuhr. Jedensfalls war es zweckmäßig, daß ich mich in des Kapitäns große Wasserstiefeln versenkt hatte. Ein zweites Boot brachte einen Theil der Mannschaft, der es ein besonderes Vergnügen bereitet, am Lande ein Feuer anzuzünden und einige Stunden daran zu verbringen, wobei, wenn die Umstände günstig sind, ein warmer Trank nicht fehlt. Die botanische Ausbeute war reichlich genug in Quanto, da die Besatzung unseres Bootes im Eifer, der Wissenschaft zu dienen, alles Grüne aufgerafft hatte, was sie nur hatte erreichen können. Auch ein ethnologischer Fund war gemacht worden, die Reste einer Indianerhütte, bestehend aus einigen gebogenen Stäben, auf welchen Seehundsfelle befestigt werden, und aus einem Haufen von leeren Schalen einer großen blauen Muschel, welche die Indianer roh genießen und die ihr hauptsächliches Nahrungsmittel bildet. Außerdem hatten wir alle bei

dem Marsche über das ungleiche Terrain den Anstoß zu einem Appetit gefunden, der noch kräftiger war, als ihn die winterliche Luft ohnehin schon bescherte und zu dessen Stillung wir nach der Rückkehr glücklicher Weise nicht auf blaue Muscheln angewiesen waren. — Ich muß abbrechen, weil der Tisch, an welchem ich schreibe, zugleich der Speisetisch ist und gedeckt werden soll. Da ich nicht sicher bin, ob ich, bevor wir den Hafen verlassen, noch eine Fortsetzung geben kann, lege ich einige Blätter des Tagebuches bei, auf denen notirt ist, was mir auf der weiteren Fahrt bis hierher der Bemerkung werth schien. Es gibt allerdings nur ein schwaches Abbild des Gesehenen, aber ein Schelm gibt mehr als er hat.

---

6. Juni 1882.

Es hat in der Nacht gefroren. Auf den Railings liegt Raufreif, und das Oberdeck ist so glatt, daß Schlittern möglich ist. In der Luft haben wir gegen 8 Uhr früh 0 Grad, kälter war es, wie deutlich in der Kabine zu merken, in der Nacht. — Und daheim blühen jetzt die Rosen! — Auf den Bergen von Eden Harbour liegen Nebelschichten, nur im Osten ist der Himmel klar, von einer fast hellgrünen Farbe, darüber kleine Cirruswolken, welche die hinter den Bergen aufgehende Sonne zart röthet. Wir wenden langsam aus dem Hafen zurück in den Hauptkanal, die Indian Reach. Ueber das Wasser fährt weit ab ein Kanoe unter Segel von Indianern geführt, doch sind die Schiffer nicht erkennbar. Am Ausgange der Indian Reach theilt sich der Kanal in zwei Arme, welche die umfangreiche Insel Saumarez umschließen. Das Schiff geht durch den östlichen breiteren Arm, aus welchem eines der ausgedehntesten Inlets, Gyre Sound, sich in nordöstlicher Richtung aufthut, das etwa 40 Miles lang und 9 Miles breit mit dem Kanal die Halbinsel Gvmouth bildet. Aus ihm treibt mit

dem Strome ein Berg von Gletschereis entgegen, von herrlich bläulicher Farbe und phantastisch gestaltet wie ein mythisches Meerthier vor dem Fahrzeug eines Gottes der Tiefe. Die schwimmenden Eisblöcke werden häufiger, je näher wir der Mündung von Gyre Sound kommen; sie stammen von den Gletschern an dessen Ufern, von denen ab sie in das Wasser stürzen; manche ragen 20—30 Fuß aus der Fluth bei einer doppelt und dreifach so großen Längenausdehnung; gezackte und gezähnte Kämme von glänzendem Weiß treten aus der unteren kompakteren Masse hervor, welche in lichtem Blau und Grün schimmert, mit Vertiefungen, die wie Thore und Hallen erscheinen, märchenhafte Gebilde gleich Trümmern von dem Palaste eines Eiskönigs. Sie sind besonders zahlreich an dem östlichen Ufer des Kanals, an welches der Nordwind, der sich inzwischen erhoben hat, sie drängt. Sein scharfer Druck bringt auch die Wellen in Bewegung, daß sie schäumend zu weißen Kämmen aussprizen. Zwischen ihnen taucht plötzlich, nicht weit von dem Schiffe, ein langer, dunkler Körper auf, der gigantische Leib eines Wallfisches, der wie ein Berg aus der Tiefe steigt, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Nur der Schwanz kommt noch einmal ans Licht, der Schraube eines Dampfers gleichend, und schlägt die Wellen kräftig nach beiden Seiten. Ein überraschender Anblick bietet sich, als dann die Aussicht auf das Innere des Gyre Sound sich öffnet. Schneeberge mit Gletschern von einer Ausdehnung und Gestaltung, die sich jeder Vorstellung, jedenfalls jeder Beschreibung entziehen. Ein breiter hochragender Schneeberg, ein wahrer Riese, nimmt zeitweilig die Mitte ein; aus den Wolken hinter und neben ihm enthüllen sich aber auf Minuten noch gewaltigere Felsen, übergletschert oder mit schneebedeckten Kuppen, Spizen, Rücken, die in den Himmel zu wachsen scheinen. Vornehmlich fesselt den Blick ein Viereck von Gletscherbastionen und Mauern, aus dessen Mitte eine Eispyramide ragt, wie ein Thurm Gottes.

Es ist für heute das letzte große Bild, das selbst schon sich theilweise in Nebel hüllt. Das Schiff treibt vorüber und einer tief dunklen Wolkenschicht entgegen, die den Weg nach Süden zu sperren scheint. Der Nordwind wird kräftiger und steigert sich zu unbehaglicher Stärke, als wir den Trinidad Channel erreichen, durch welchen die Wasser des Pacific von Westen hereinfluthen; einzelne Schneeflocken fallen gegen 3 Uhr. Wir wenden etwas westlich und fahren in die schützende Tom Bay, gerade zeitig genug, um vor dem von Norden nunmehr stürmenden Winde geborgen zu sein, der nun ungefährlich über uns dahin braust. Eine halbe Stunde später beginnt der Schnee in dichtem Gestöber zu fallen und bedeckt das Schiff mit einer weißen Decke. Wie behaglich ist es da in der durchwärmten Kajüte die Hände zu heben zum lecker bereiteten Mahle. Es wäre uns nicht so geworden, wären wir um wenig später gekommen; bei treibendem Schnee ist es nicht möglich, den Eingang in die Bay zu erkennen und wir hätten draußen auf dem Kanale laviren müssen.

7. Juni 1882.

Fünfstündige Fahrt brachte uns heute von Tom-Bay nach Puerto Bueno. Der Kanal südlich von Tom Bay ist anfangs weit; nur die vorderen Bergreihen der Ufer waren erkennbar, die hinteren wurden mehr und mehr durch schwarze Wolken verdeckt. Die Temperatur war höher, die Luft milder. Wir liefen in den Concepcion Channel, der die Madre Inseln von dem Festlande trennt, bei Inocentes Island beginnend und bei Wide Channel (unter  $50^{\circ} 5'$ ) endend. Der Kanal verengt sich zwischen Hanover- und Chatham Island in die Guia oder Guide Narrows auf  $1\frac{1}{2}$  Miles, an einer Strecke zwischen Porpoise Point und Guard Island sogar auf 2 Kabellängen, so daß mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der erforderlichen Wendung

des Schiffes das Reservesteuer wieder besetzt wurde. An der Einfahrt in Puerto Bueno auf der Ostseite des Kanals liegen kleine Inseln mit dichtem Baumwuchs und Gebüsch, ein häufiger Aufenthalt von Indianern, die, wenn sie anwesend sind, an Bord kommen, um Seeotter- und Guanacofelle gegen Taback und alte Kleider einzutauschen. Das Signal mit der Dampfpeife, das sie sonst herbei lockt, blieb dieses Mal ohne Erfolg.

Der Hafen besteht aus einem äußeren und inneren, die beide für gleich sicher gehalten werden. Hinter dem innern Hafen liegt eine Süßwasserlagune, die durch einen Wasserfall in jenen Abfluß hat. Ungeachtet des Regens wurde eine Expedition ans Land gemacht, von Mr. B., um zu botanisiren, von den Offizieren, um Enten zu schießen. Der Boden war auch hier von Regen und Schnee durchtränkt, stellenweise mit ellendickem Moose bedeckt. Unter den Bäumen trat eine schöne Buchenart, *fagus antarctica*, hervor. Wir fanden Indianerpfade, auch den Boden eines Kanoe, aber keine lebenden Wesen. Die Enten und Wildgänse, die auf dem Hafen sich zeigten, blieben glücklich am Leben, wie heftig auch auf sie geschossen wurde. Der einzige sichtbare Jagderfolg war eine geschwollene Backe des dritten Offiziers, der sich des peruanischen Gewehrs eines Passagiers bedient hatte.

---

8. Juni 1882.

Wir verließen Puerto Bueno schon um 6 Uhr; der Wind war schwach nördlich, der Himmel bedeckt, doch waren die Berge bis an die Schneegrenze sichtbar; die Fahrt ging durch den Sacramiento Channel in den Smyth Channel, der nach Nord-West mit dem Oceane in Verbindung steht. Die Wasserfläche war unbelebt, nur am Ufer zeigten sich in Ruhe Eidergänse, die stets paarweise leben, das Weibchen weiß, das Männchen schwarz und weiß. Vor dem Eingange in den Smyth

Channel erschien in Südost ein großartiger Gletscher wie ein blauer Strom, der sich oben im Nebel verlor und in seinem unteren Theile, mit welchem er anscheinend bis zur Wasserfläche reichte, durch niedrige Vorberge verdeckt wurde; die Luft darüber hatte von dem Reflex einen blau-grünen Schein. Leider verschwand er bald nach einer Wendung des Schiffes. Das Wetter blieb trübe mit dünnem Nebel; nur im Westen über dem Meere schien der Himmel heiter zu sein. Die Vegetation wurde allmählig spärlicher; auf langen Strecken waren die kuppigen Felsen des Ufers von Floating Ice in deutlichen Spuren gerieben; viele dünne Wasseradern suchten über sie den Weg zur See. Der Schnee wurde seltener und zog sich weiter in die Höhe zurück. In der vierten Nachmittagsstunde ging der Rhamses auf der Bank in Mayne Channel, inmitten zahlreicher kleiner Inseln, vor Anker, doch hatte Niemand Neigung an Land zu gehen. Tiefes Schweigen überall, das auch die Menschen stumm machte.

---

9. Juni 1882.

Als wir heute um 6 Uhr die Mayne Channel Bucht verließen, hatte sich der Himmel geklärt und ließ die Sichel des Mondes, der im ersten Viertel stand, sehen. Es hatte gefroren; in halber Bergeshöhe und auf dem Wasser lagen Nebelschwaden. Im Osten hellte es sich mit leichtem Erröthen, das der Sonne voranging. Die See war vollkommen glatt; nur unter dem Bug des Schiffes warf sie Falten in merkwürdiger Zeichnung, daß die Oberfläche des Wassers wie schief karrirt oder geköpert erschien. Der Baumwuchs war noch seltener und niedriger als gestern; auch der Schnee trat noch mehr zurück. Nach 9 Uhr passirten wir die Fairway Insel; Kap Pillar, der Pfeiler am westlichen Eingange der Magellansstraße, wurde sichtbar und mit ihr der freie Weg nach dem Ocean. Südlich gegenüber dehnte

sich Desolation Island, in hohem steilem Bergzuge zum Ufer abfallend, in der Höhe mit Schnee bedeckt; „very little known“ steht auf der Seekarte bei dem Namen bemerkt. Im Osten öffnete sich der Fy oder Glacier Sound, dessen Hintergrund starrende Eissfelder abschlossen. Der Dampfer wendete in großem Bogen um die Insel Tamar und damit heimwärts; denn nunmehr ging es nach Osten. Wie ein Zeichen der Verheißung stand über der Straße ein herrlicher Regenbogen.

Die Magellansstraße heißt in diesem westlichen Theile, wo der Smyth Channel eintritt, die Sea Reach, dann folgt von Kap Monday die Long Reach, in welcher sich der Wasserweg auf 2—3 Seemeilen verengt. Die östliche Richtung erfährt eine nördliche Abweichung in die Crooked Reach von Kap Notch ab; auch die weiteren Abschnitte führen besondere Namen.

An der Nordseite der Straße öffnete sich eine Aussicht auf Schneegipfel und Gletscher, von denen der eine in gewaltigem Strome fast bis an das Wasser trat. Eine wundervolle Abendbeleuchtung begleitete uns in die Bay von Borija, in welcher wir nach 5 Uhr vor Anker gingen. Der östliche Himmel war wie von einem Nordlicht geröthet, dessen Widerschein auf der spiegelglatten Wasserfläche in hellen Farben glänzte. Am Abend war das südliche Kreuz beinahe im Zenith.

Den ganzen Tag hatten wir kein Schiff gesehen und auch sonst keine Spur menschlichen Lebens; erst am Abend begegnete uns ein französischer Dampfer; ein italienisches Kriegsschiff war in der Nacht vorbeigegangen.

10. Juni 1882.

Die Ankertetten rasselten schon um 1 Uhr in der Nacht; der Morgen war kühl, obwohl milder als der Abend, wo es hart gefroren hatte, gewesen war. Bald kam auch mit steigender Temperatur nässender Nebel. Als wir um Kap Froward

wendeten, öffnete sich eine schöne Aussicht in den Magdalenenfund, der zwischen Feuerland und den westlichen Inseln einen Durchgang nach Süden öffnet. Im Hintergrunde zeigte sich im Halbkreise eine Reihe hoher Schneeberge, darüber blauer Himmel, scharf abgetheilt durch den unteren Theil der Nebelkappe, die über der Straße lag. Etwas später hob sich westlich davon die Kolossalgestalt des Mount Sarmiento, zwei Gipfel durch einen Sattel verbunden; auch andere weiße Wände und Zacken tauchten auf, die sich scharf am Horizonte gegen den klaren Himmel abhoben, unter ihnen ein Eckpfeiler, der dem Antelao im südlichen Tyrol glich. Dagegen verflachten die Küsten mehr und mehr. Bei schwachem Ostwinde klärte sich auch über uns der Himmel, als gegen Mittag Punta Arenas in Sicht kam.

---

#### XLIV.

Das Territorium von Magellanes. — Klima und Bodenverhältnisse. — Bewohner. — Punta Arenas. — Bay von San Felipe. — Nach Montevideo. — Auf der Rhede. — Die Stadt Montevideo. — Stellung der Ausländer in Uruguay. — Handelsverhältnisse. — Bodenbeschaffenheit. — Viehzucht. — Saladeros. — Einwanderung, Kolonien. — Eisenbahnen. — Gesetz über die Kolonisation. — Politische Verhältnisse der Republik. — Die Deutschen in Uruguay.

Montevideo, Juni 1882.

Ich konnte in Punta Arenas meinem Briefe vom 10. Juni nichts mehr beifügen, wenn ich ihn noch rechtzeitig ans Land bringen wollte und kann daher erst von hier aus melden, was ich von der Hauptstadt von Magellanes, oder wie es officiell heißt, des Territorio de Colonizacion de Magellanes, noch des Näheren erfahren habe und wie ich demnächst aus dem Estrecho

de Magellanes heraus und wieder in den atlantischen Ocean gelangt bin.

Das Territorium von Magellanes ist erst im Jahre 1853 als Bestandtheil der chilenischen Republik errichtet worden und in seinen Grenzen erst neuerdings durch den mit der argentinischen Republik geschlossenen Vertrag festgestellt. Danach umfaßt es alles Land im Süden und Südosten der Provinzen Valquihue und Chiloe, das Festland sowohl als die Inseln, mithin beide Ränder der Magellansstraße und den westlichen Theil der Insel Feuerland bis Kap Horn. Es ist dies der Fläche nach, die auf mehr als 208 000 Quadratkilometer veranschlagt wird, ein sehr bedeutendes Gebiet, nicht aber dem Werthe nach, da es spärlich bewohnt und nach den klimatischen und Bodenverhältnissen zum größten Theile auch nicht bewohnbar ist.

Das Klima ist vom April bis Juni naß, in den folgenden drei Monaten kalt, während der übrigen Monate gemäßigt. Das Thermometer sinkt nicht unter — 6 Grad R., steigt aber auch nicht über + 16 Grad R. Es gedeihen daher nur Gerste, Kartoffeln, wogegen Weizen nicht reift; von europäischen Früchten werden nur Stachel- und Johannisbeeren reif. Dagegen können Rindvieh und Schafe im Freien überwintern. Der nördliche Theil des Festlandes und der mittlere Theil der Halbinsel Braunschweig bestehen aus Pampas mit vielen Lagunen, aber mit geringer Weide. Nur vereinzelt finden sich Strecken, die mit Gebüsch von sog. calafates und niedrigen robles (Buchenart) bedeckt sind. Der südliche Theil des Festlandes ist hügelig undumpfig. Die Inseln in der Magellansstraße und in den Channels sind mit Wald bedeckt und haben zum Theil gute Weide und genügendes Wasser, so daß sie zur Viehzucht geeignet sein würden. Die Insel Feuerland hat in ihrem nördlichen Theile sehr gute Weiden, aber keinen Wald, im südlichen Theile dagegen Wälder von roble und anderem Bauholz.

Die gesammte Bevölkerung des Territoriums übersteigt nicht

1200, abgesehen von den der Civilisation entbehrenden Indianern in Patagonien und Feuerland. Von jenen 1200 civilisirten Bewohnern entfallen etwa 1000 allein auf Punta Arenas, die übrigen sind vereinzelt lebende Familien, die längs der Küste an dem Wege von dort nach Agua fresca und in einer kleinen Kolonie Rinco de la Paja nördlich von Punta Arenas wohnen. Auf Feuerland, am Kanal von Beagle, ist eine englische Mission, die von den Eingeborenen der Lebensmittel halber, welche sie dort umsonst erhalten, viel besucht wird und die sich mit Punta Arenas in Verbindung hält. Außerdem sind dort drei Ortschaften mit etwa 50 Personen, die Gold aus dem daran reichen Sande der Flüsse waschen.

Die Eingeborenen von Patagonien nomadisiren und leben von der Jagd auf Guanacos und Strauße, deren Felle und Federn sie im Tauschhandel verkaufen. Sie sind kräftigen Wuchses, ihre Zahl vermindert sich aber stetig in Folge von Entbehrung, Trunk und Fehden, auch in Folge der schlechten Behandlung der Weiber, welche als Lastthiere behandelt werden und der in weiterer Folge davon geringen Zahl der Kinder. Versuche zu ihrer Bekehrung sind bisher nicht gemacht worden, insbesondere nicht durch katholische Missionäre, angeblich weil die Meinung verbreitet ist, daß sie Menschenfresser und von ungezügelter Wildheit seien. In Punta Arenas theilt man letztere Meinung nicht, hält vielmehr die Patagonier im Allgemeinen für harmlos und gelehrig.

Die Eingeborenen der südlichen Inseln leben hauptsächlich vom Fischfang; sie haben keine festen Wohnsitze und wechseln dieselben mit ihren Familien und wenigen Habseligkeiten mit Hilfe ihrer aus Baumrinde gefertigten Kanoes. Dagegen verlassen die Feuerländer ihre Insel im Allgemeinen nicht, durchstreifen sie aber besonders an der nördlichen Küste. Ihre Gesamtzahl wird auf nicht mehr als 5000 geschätzt. Sie sind kleiner von Wuchs als die Patagonier und ohne jegliche Kultur. Alles,

was das Territorium an Kultur hat, konzentriert sich gegenwärtig noch auf Punta Arenas, — auf den englischen Karten als Sandy Point bezeichnet — das im Jahre 1863 angelegt und nach einer Landzunge benannt ist, die in einer Sandbank endet. Die Wahl des Platzes war insofern nicht günstig, als der Hafen gegen Südost- und Ostwinde offen ist, so daß Schiffe bisweilen nicht löschen können. Das nordöstlich gelegene Isabel- oder Elisabeth Island wäre in dieser Beziehung zweckmäßiger gewesen. Die chilenische Regierung hatte dort ein Gefängniß für schwere Verbrecher eingerichtet, das aber aufgehoben worden ist, nachdem bei einer Revolte im Jahre 1871, bei welcher die Soldaten mit den Sträflingen gemeinschaftliche Sache machten, der Militärbefehlshaber ermordet, Häuser geplündert und verbrannt und an Frauen und Kindern greuliche Gewaltthaten verübt worden waren. Gerade als der Aufstand tobte, war der Kapitain unseres Rhamses mit dem Dampfer des „Kosmos“, welchen er damals kommandirte, vor dem Hafen angelangt, ohne jedoch vor Anker zu gehen. Acht oder neun der Meuterer waren mit dem Hafenskapitain an Bord gekommen, um zu erzwingen, daß das Schiff in den Hafen gebracht würde. Kapitain B. aber entwaffnete sie mit Hilfe seiner Leute, sperrte sie ein und dampfte ab. Es wurden zwar verschiedene Schüsse vom Ufer auf das Schiff abgefeuert, doch kam es ohne Schaden zu nehmen aus der Schußweite und übergab später die Gefangenen einem amerikanischen Kriegsschiffe. Das Gefängniß soll nicht wieder errichtet werden und ist ein Einfluß der früher detinirten und entlassenen Sträflinge in der Kolonie nicht merkbar.

Als Hauptstadt des Territoriums ist Punta Arenas auch der Sitz des Gouverneurs, der es regiert und unmittelbar unter dem Präsidenten der Republik steht. Er ist zugleich der oberste militairische Befehlshaber, was allerdings nicht viel besagen will, da die gesammte Besatzung nur aus 30 Mann und einigen Subalternoffizieren besteht. Neben ihm vertreten die Staats-

gewalt drei Akkaden als Richter und die Kirchengewalt ein Bizepfarrer, der unter dem Bischof von Ancud steht. Die Kolonisten haben bisher weder Staats- noch Gemeindesteuern gezahlt, da auch alle munizipalen Einrichtungen und Verbesserungen aus Staatsmitteln bestritten werden. Selbst Arzt und Apotheker werden vom Staate besoldet.

Die Gewerbtthätigkeit von Punta Arenas ist noch gering. Das Land ist zwar billig, aber nur als Weideland brauchbar; als solches aber würde es gute Erträge bringen können, wie der Vorgang der Falkland Inseln zeigt, wo die Schafzucht durch englische Ansiedler so in Aufschwung gekommen ist, daß die Kosmosgesellschaft, welche die Post für die Falkland Inseln besorgt, damit umgeht, einen besonderen kleinen Dampfer bauen zu lassen, um Wolle und andere Fracht von dort nach Punta Arenas zu bringen. An gewerblichen Anlagen gibt es nur vier Sägemühlen, die aber den Anforderungen nicht genügen. Kohlen sind vorhanden, und es sind Anfänge zu ihrer Gewinnung an den Ufern von Skyring Water und in Gruben nördlich von Punta Arenas gemacht worden; doch ist die Kohle, die einer jungen Formation angehört, arm und lohnt zur Zeit nicht den Betrieb, dem es an geeigneten Kräften und Maschinen fehlt. Der eigentliche Handel beschränkt sich auf Pelzwerk, welches die Indianer, die in regelmäßigen Zeitabschnitten in die Kolonie kommen, heranzubringen, oder das Händler, die mit Lebensmitteln, leider vornehmlich mit Brantwein, ins Innere ziehen, von ihnen eintauschen. Die Käufer sind die Passagiere und die Besatzung der zahlreichen Schiffe, die in Punta Arenas anlegen. Für Europa läßt der Handel damit keine Rechnung. Wichtiger ist ein anderes Geschäft, die Ausrüstung von Seehundfängern gegen Antheil am Gewinn (in der Regel  $\frac{1}{3}$ ), das in den letzten Jahren sehr einträglich war. Die Jäger sind meist Nordamerikaner; sie werden mit Zelten und Proviant auf den Felsen-eilanden, wo der Fang betrieben wird, ausgesetzt und müssen

dort aushalten, bis sie abgeholt werden. Die Schiffe bleiben in der Regel sechs Monate aus. Sie brachten in den letzten Jahren je 1000—1500 Felle zurück, die früher mit 4 *£* pro Stück bezahlt wurden. Zur Zeit ist der Preis auf 2 *£* gesunken und auch die Seehunde nehmen in Folge der starken Verfolgung ab. Die Jäger pflegen ihren Antheil am Gewinn in kurzer Zeit in der Kolonie zu verjubeln. Neben diesem Geschäft geht die Versorgung der zahlreichen Dampfer, welche in Punta Arenas anlegen, mit Lebensmitteln oder Kohlen, wenn sie derselben bedürfen, und auch dies ist nicht unbeträchtlich, da im letzten Jahre 120 Dampfer eingelaufen sind.

Ich verdanke alle diese Nachrichten einem Berichte des Gouverneurs des Territoriums von Magellanes für das Jahr 1881, welchen ich in San Jago erhalten und den ich unterwegs studirt habe, sowie den mündlichen Mittheilungen eines über die Verhältnisse wohlunterrichteten Mannes, des Agenten der Kosmosgesellschaft in Punta Arenas, der mit seiner Familie daselbst an Bord kam, um für einige Monate nach Europa zu gehen. Zu längerer Umschau am Lande reichte die Zeit nicht, da der Capitain mit dem Auslaufen sich beeilte, um noch vor Abend einen weiter östlich gelegenen Ankerplatz zu erreichen; er wünschte augenscheinlich auch, den Verkehr mit den Pelz- und anderen Händlern, welche in Punta Arenas an Bord kamen und theilweise etwas bedenkliche Physiognomien hatten, abzukürzen. Wir erreichten denn auch am Nachmittage gegen 6 Uhr, nachdem wir die Isla Isabel passirt hatten, die gewünschte Stelle für die Nachtruhe in der Bay von San Felipe, welche von der weiten Mündung der Magellansstraße durch eine lange Enge getrennt ist.

Am anderen Morgen weckte mich der Steward, um auf Deck zu gehen, „da ich einen solchen Himmel noch nicht gesehen haben würde“. In der That war Feuer im Osten; die Wolkendecke über der Straße vor uns, die am Abend vorher sehr be-

drohlich ausgesehen hatte, war in rother Gluth; drei flache Bögen, ihre unteren Säume, waren wie Brücken über die Straße gespannt, dazwischen dunklere Wolkenballen mit feurigen Köpfen, unter den Wolken eine lichte Lohe, deren Widerschein auch den westlichen Himmel röthete, tiefer am Horizonte fast hellgrüne Farbe. Nach 8 Uhr erblaßte allmählig die Gluth und die Sonne tauchte auf; es war ein würdiger Abschied vom Feuerland, an dessen Küste wir vor Anker gelegen hatten. Erst am Nachmittag kamen wir bei hellem Wetter in das offene Meer, die alte Atlantis, die uns nordwärts trug.

Die nächsten Tage waren regnerisch und kühl; den einzigen Trost boten die Zeitungen, die in Punta Arenas an Bord gekommen waren, und obwohl sie aus dem März datirten, für uns doch die neuesten waren. Erst am dritten Tage hellte der Himmel auf, es wehte eine milde Luft wie Frühlingsluft und Alles freute sich. Ein günstiger Südwind half vorwärts, da alle Segel aufgesetzt werden konnten. Auf einem Schiffe, das unter vollen Segeln geht, ist ein lustiges Fahren; die Bewegung ist dann sanfter, die Stöße, welche das Schiff von der Schraube empfängt, auch wenn diese vier Flügel hat, werden ausgeglichen, es ist mehr ein leichtes Gleiten über das Wasser hin, begleitet von dem angenehmen Geräusche, das der Wind in den sich blähenden Segeln hervorrust, fast wie ein Fliegen, bei dem auch jede Besorgniß einer Gefahr zurücktritt.

Am Abend des 15. Juni passirten wir Kap Corrientes, in dessen Nähe vor einigen Jahren ein Schiff der Kosmosgesellschaft, der Karnak, scheiterte, indem es im Nebel auf eine Bank gerieth; das Wrack wurde auf den Sand geworfen. Am Abend des nächsten Tages, des sechsten nach der Abfahrt von Punta Arenas, kam die Küste in Sicht, auf welcher Montevideo liegt; wir blieben jedoch, da es spät geworden war, auf der äußeren Rhede und sahen nur die funkelnden Lichter der Stadt, die in weitem Bogen über das Wasser blinkten. Fast

hätten wir das Schicksal des Karnak getheilt, und von den Lichtern der Stadt nichts mehr gesehen. In der gewöhnlichen Fahrstraße lag das Wrack eines französischen Schiffes, das vor kurzem bei einem Unwetter zu Grunde gegangen war, ohne daß irgend ein Wahrzeichen die Stelle anzeigte. Es war, wie Kapitain W. später sagte, ein reiner Zufall, daß wir einen größeren Bogen gemacht und so die Gefahr des Aufrennens vermieden hatten.

Die Rhede zeigte am anderen Morgen ein reges Leben. Englische men of war, ein amerikanisches und ein französisches Kriegsschiff und viele Handelsdampfer lagen vor Anker. Das Liegen ist hier nicht ohne Gefahr, da die Rhede gegen Süden und Südosten offen und den heftigen Winden, die oft aus dieser Richtung wehen, ausgesetzt ist, wodurch häufig Unglück entsteht. Besser geschützt ist der innere Hafen, die Bay von Montevideo, eine fast kreisrunde, weite Bucht im Nordwesten der Stadt; doch können wegen der geringen Tiefe des Wassers, die nur 10—15 Fuß beträgt, größere Schiffe ihn nicht benützen.

An der Nordwestseite dieser Bay erhebt sich etwa  $\frac{3}{4}$  Mile von der Küste der Cerro oder Monte de Victoria, ein regelmäßig geformter, isolirter, öder Berg, 465 Fuß hoch, mit einem Fort und einem Leuchthurm gekrönt, der eine weit sichtbare Schifffahrtsmarke ist. Seine Erscheinung prägt sich dem Gedächtniß auch des Nichtseefahrers ein und soll der Stadt den Namen gegeben haben.

Auch am Morgen nach unserer Ankunft wehte ein kräftiger Ostwind, der die Rhede sehr unruhig machte und so ungeberdig war, daß die kleine Dampfjacht, auf der wir ans Land gingen, wiederholt von Sturzwellen überschüttet wurde. Die Stadt, die, von der Rhede betrachtet, sich sehr stattlich ausnimmt, hält im Innern, was dieser Anblick versprochen hat. Ihr Haupttheil liegt auf einer Halbinsel, die in südwestlicher Richtung aus der Küste etwa  $1\frac{1}{4}$  Mile weit vorspringt und eine durchschnitt-

liche Breite von  $\frac{1}{2}$  Mile hat. Sie schützt den inneren Hafen gegen die Ostwinde. Die Stadt ist sauber, mit leidlich gepflasterten Straßen, Trottoirs und wohlansehnlichen Häusern, doch ohne monumentale Bauten von Bedeutung mit Ausnahme der Kathedrale und der Börse. Gasbeleuchtung und Tramways geben ihr einen modernen Zug. Sie ist übrigens nicht alten Ursprungs, da sie erst im Jahre 1730 begründet worden ist. Auffällig ist an den Privatbauten die ausgedehnte Anwendung von Marmor zu Sockeln, Treppen und Fußböden, obwohl, da Marmor die Feuchtigkeit anzieht und hält, das Klima seine Anwendung nicht empfiehlt. Sie kommt daher, weil Marmor von italienischen Schiffen viel in Ballast gebracht wird und deshalb sehr billig ist. Auf den Straßen ist ein reger Verkehr; man sieht selten Bettler, dagegen werden Lotterieloose zum Besten eines Hospitals aufdringlich angeboten. Truppen, die ich vorüber marschiren sah, waren ganz nach französischem Muster gekleidet und ausgerüstet; französische Sympathien und Gewohnheiten sollen auch im Uebrigen vorherrschen. Auffallend war unter diesen Truppen und anderen, welche ich noch sah, die große Zahl von Negern und Mulatten. „Billiges Kanonenfutter“, wie mein Begleiter sagte. Sie fungiren aber auch als Polizeirekativbeamte auf den Straßen.

Montevideo, die Hauptstadt der Republik Uruguay, oder wie sie mit ihrem officiellen Namen heißt, der Republica Oriental del Rio Uruguay, weil sie das Land östlich vom Flusse Uruguay umfaßt, ist zugleich die einzige bedeutende und volkreiche Stadt des Landes. Ein Census ist seit dem Jahre 1860 in Folge der zerrütteten politischen Verhältnisse nicht aufgenommen worden. Die Angaben über die Bevölkerungsziffer beruhen daher nicht auf Zählung, sondern vorwiegend auf Schätzung. Danach hat Montevideo etwas mehr als 112000 Einwohner und damit nahezu  $\frac{1}{4}$  der Gesamtbevölkerung des Landes, deren Menge auf 460000—500000 angenommen wird. Sie ist der Sitz

\* der Regierung des Staates und vermöge ihrer günstigen Lage am Eingange des großen Aestuariums des La Platastromes ein Handelsplatz von Bedeutung. Der auf der Halbinsel liegende Theil der Stadt ist der geschäftliche und am dichtesten bewohnt; im Norden liegen ausgedehnte Vorstädte, zum großen Theil aus reichen und geschmackvoll gehaltenen Villenanlagen bestehend, in denen die wohlhabende Bevölkerung wohnt.

Charakteristisch ist der Bevölkerung die starke Beimischung fremder, besonders europäischer Elemente. Die Zahl der Ausländer im Unterschied von den Nationalen, die sich Orientales nennen, wird auf mehr als 140 000 oder etwa 32 Prozent angegeben; sie steigt in Montevideo selbst auf beinahe 41 Prozent und dabei gelten die Kinder von Ausländern, die in der Republik geboren sind, für Nationale. Unter den außerhalb Landes Geborenen stehen der Zahl nach voran die Spanier, denen die Italiener und Franzosen folgen, neben ihnen zahlreiche Brasilianer und Argentinier. Kaum 4 Prozent davon gehören der angelsächsischen Race an, welche nur durch Engländer (2772) und Deutsche (2115) vertreten ist. In den letzten Jahren hat die italienische Einwanderung die spanische übertroffen; im Jahre 1880 kam mehr als die Hälfte aller Einwanderer aus Italien, sowohl aus Neapel als aus dem Norden; die Ersteren sind gute Straßen- und Erdarbeiter, sowie treffliche Seelente, deren Geschicklichkeit im Führen von Segelboten sehen kann, wer bei bewegter See auf die Rhede kommt, die Letzteren meist Handwerker. Man sagt, daß mit ihnen Handwerker anderer Nationen, insbesondere deutsche, nicht konkurriren können, da sie vermöge der Genügsamkeit in ihren Lebensansprüchen bei gleichen Leistungen billiger arbeiten. Noch bedeutender als in der Kopfszahl treten die Ausländer im Grundbesitz und im Handel auf. Von allem Grundeigenthum im Lande, das behufs der Besteuerung des Vermögens durch eine direkte Steuer abgeschätzt wird, befinden sich 75 Prozent in den

Händen von Fremden, vornehmlich von Brasilianern, Spaniern und Italienern, verhältnißmäßig wenig dagegen von Deutschen, da sie an jenen 75 Prozent nur mit etwa  $3\frac{1}{2}$  Prozent, an der Gesammtheit mit 2 Prozent participiren.

Erheblicher ist der deutsche Antheil am Handel, der, soweit er Großhandel ist, in Uruguay, wie auf der anderen Seite des La Plata, vorwiegend von deutschen Kaufleuten betrieben wird. In Montevideo allein sind sechs bedeutende deutsche Häuser im Import- und Exporthandel thätig, mehrere auch im Kommissionshandel. Ein Beweis der hervorragenden Stellung der Deutschen kann darin gefunden werden, daß fast alle Konsuln der auswärtigen Staaten in Montevideo Deutsche sind; selbst das englische Konsulat wird von einem Deutschen verwaltet, der allerdings steif behauptet, ein Engländer zu sein, weil er in Hannover geboren ist, als dessen Herrscher zugleich König von England war. Dagegen steht England in der Statistik des auswärtigen Handels, soweit deren Angaben über Herkunft der eingeführten und Bestimmung der ausgeführten Waaren ein Urtheil gestatten, in erster Linie, da es in beiden Beziehungen mit mehr als ein Drittel figurirt. Deutschland steht in beiden Beziehungen weit zurück, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß jene Angaben zuverlässig sind, da zu der allgemeinen, in der Sache begründeten Unsicherheit der Handelsstatistik hier noch die lokale Unzuverlässigkeit der Aufnahmen zutritt. Mehr Glauben verdient die Angabe über den Schiffsverkehr im Hafen von Montevideo, nach welcher Deutschland an dritter Stelle, nach England und Frankreich, an demselben Theil genommen hat. Von Schiffen unter nationaler (Uruguay) Flagge sind nur sechs Segelschiffe verzeichnet.

Die Einfuhr besteht vornehmlich in Getränken, Nahrungsmitteln und Geweben, die Ausfuhr überwiegend in Produkten der Viehzucht, wobei Du an Fray Bentos und Liebig's Fleischextrakt denken wollest. Diese Produkte sind außer lebendem Vieh

hauptsächlich gefalzene und trockene Häute, Schafwolle, gefalzenes Fleisch, carne tasajo, präparirtes Fleisch und Rindstalg, die im Werthe einander in der angegebenen Reihe folgen. Sie stellen 96 — 97 Prozent des gesammten Ausfuhrwerthes dar. Der Hauptabnehmer ist auch hier England.

Das Vorherrschende der Viehzucht hängt mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes zusammen, die es dafür besonders geeignet macht. Der Boden von Uruguay ist vorwiegend eben, ein leicht gewelltes Terrain, in welchem Ausläufer der Corbillera Grande de St. Pedro von der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul herabsteigend, sich weithin verzweigen, ohne jedoch in den Anhöhen 400—500 Meter zu übersteigen. Im Ackerbau ist er wenig ertragreich, wenigstens zur Zeit; er trägt zwar Weizen und Mais, doch bringt er von ersterem, wie man mir sagte, nicht mehr als 10—12 Korn, selbst bei Bearbeitung mit Pflug und Dünger, und auch der jungfräulichste Boden soll nicht über 15 Korn tragen. So erklärt es sich, daß kaum zwei Prozent des Landes bebaut sind (etwa 202 000 Hektare), obwohl auch andere Ursachen zu der Spärlichkeit des Anbaues mitwirken. Trefflich schickt sich dagegen der Boden zur Viehzucht, da er grasreich und durchschnittlich gut bewässert ist, und da das Klima das Ueberwintern des Viehs im Freien erlaubt. Im Winter gibt es zwar leichte Fröste, aber daß jemals Schnee gefallen ist nicht bekannt. Die mittlere Temperatur der Wintermonate ist etwa 55 Grad F. (+ 10 Grad R.) Indessen gibt es zeitweilig oder lokal auch Trockenheit, oder ausnahmsweise härtere Winter, die dann im Verein mit der Heuschreckenplage empfindlichen Schaden verursachen, wie dies im letzten Jahre (1881) in ausgedehntem Maaße der Fall war.

Der Viehstand, der für das Jahr 1880 auf 6 791 000 Stück Rindvieh und 10 536 000 Schafe angegeben wurde, hat sich in dem letzten Jahrzehnt in Folge einer größeren Sterb-

lichkeit des Rindviehs nur unerheblich vermehrt. Man mißt letztere einer Aenderung des Klimas bei, welche die Aufzucht im Freien erschwere, andererseits der Verkleinerung der gemeinschaftlichen Naturweiden durch Einhegung von Grundstücken, der Gemeinschaftlichkeit des Weidens von Rindvieh und von Schafen und der Gleichgiltigkeit der Eigenthümer in Bezug auf die Kreuzung der Viehracen.

Der Aufschwung der Schafzucht datirt erst seit Mitte der 50er Jahre; in den Jahren 1840—42 betrug die Ausfuhr an Schafwolle jährlich 86 000 Arrobas \*); 1872 wurden 2 053 517 Arrobas oder 24 Mal mehr ausgeführt, und seitdem hat der Export sich stetig gesteigert. Im Allgemeinen wird zwar angenommen, daß die Verhältnisse für die Schafzucht weniger günstig liegen als für die Rindviehzucht, da das Gras für die Schafe zu rauh und hart ist. Gleichwohl ist die Zucht der letzteren besonders gepflegt worden, als die steigenden Wollpreise in Europa im Anfang der 70er Jahre hohe Gewinne in Aussicht stellten. Alle Welt kaufte damals Schafe und spekulirte damit. Dabei wurde darin gefehlt, daß das Merinoschaf bevorzugt wurde, das für das Klima zu weich ist. Bessere Erfolge hatte erst die Zucht englischer Schafe, welcher die englischen Züchter, in deren Besitz die größten Estancias sind, sich gewidmet haben.

Rindvieh galt im Ausgang des vorigen Jahrhunderts so viel per Stück, als dessen Haut und Talg werth waren; es war bei der starken Vermehrung verwilderten Viehes mehr eine Plage. Das hat sich geändert, seit die Bearbeitung und Erhaltung des Fleisches, durch welche es zur Versendung geeignet wird, bekannt geworden und im Großen betrieben wird und seit die Dampfschiffahrt eine rasche und sichere Versendung möglich ge-

\*) Die Arroba = 25 Pfund, das Pfund = 16 Onzas = 0,459 Kilogramm, die Arroba also = 11,475 Kilogramm.

macht hat. Häute und Talg nehmen zwar auch heute noch eine hervorragende Stelle ein; das Fleisch, der Extrakt daraus und die Ausnützung der Abfälle aber gewinnen mehr und mehr Bedeutung und Werth, so daß auch der Preis des Viehes in steter Zunahme ist.

Die Verarbeitung des Fleisches zu Salzfleisch (tasajo), Dörrfleisch (charqui) und Konserven geschieht in den saladeros (Salzereien), deren im Jahre 1880 20 bestanden, neben ihnen große Anlagen für Einsalzung von Häuten und Fettschmelzen. Der Anfang dieser Industrie reicht schon in das vergangene Jahrhundert zurück, sie hat aber zu einer Bedeutung für den Weltmarkt sich erst seit der Liebig'schen Anlage entwickelt, die 1863 bei Fray Bentos im Departement des Rio Negro begründet worden ist. Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre sind dort jährlich 140 000 Häupter Vieh geschlachtet worden, etwa ein Viertel der Gesamtzahl, die in allen Saladeros verarbeitet worden ist. Unter den letzteren ist neben Fray Bentos am bekanntesten die Fabrica Trinidad am Rio San José, etwa 14 Leguas von Montevideo, die 1868 von D. Herrero y Obes in Verbindung mit Joseph von Buschenthal errichtet und welche die Hauptlieferantin von Konserven für die französische Armee ist.

Mit Ausnahme dieser Industrie, die in der Hauptsache fremdem Unternehmungsgeist und fremdem Kapital ihre Entstehung und Fortentwicklung verdankt, ist das Land in Kultur und Wohlstand zurückgeblieben. Es hat weder Wüsten noch wilde Eingeborene, welche die Ansiedlung beschränken oder erschweren könnten, es ist von Europa nicht schwer zugänglich und doch ist es im Verhältniß zu seiner Ausdehnung dünn bevölkert. Auf den Quadratkilometer kommen im Durchschnitt 2,34 Bewohner, und wenn von der Stadt Montevideo abgesehen wird, sogar nur 1,6. Die Einwanderung, welche für das Jahrzehnt 1867—1876 auf zusammen 154 223 Personen berechnet wird, und im Jahre 1873 ihr Maximum (mit

24 329 Köpfen) erreicht hat, ist seitdem stetig geringer geworden und hat im Jahre 1880 nur 7567 betragen. Die Kolonien, welche vorhanden sind, stammen aus der älteren Zeit, sind aber an Zahl und Umfang nicht groß und von mäßigem, zum Theil zweifelhaftem Gedeihen. Etwa 1100 Familien mit 5000 Köpfen wohnen in drei Kolonien, der Colonia Suiza, Piemontese und Canaria in dem Winkel zwischen La Plata, Bocaro und Cutré auf einer Fläche von 14 Quadratleguas; der Name bezeichnet die Herkunft der Mehrzahl der Kolonisten, doch haben sich auch manche Eingeborene zwischen ihnen niedergelassen. Eine „Cosmopolita“ benannte Kolonie mit 175 Familien verschiedener Herkunft liegt im Departamento Colonia. Auch ein Nuevo Berlin ist vorhanden, das den Kern einer Ortschaft bildet, die von Wendelstadt & Co. an der Mündung des Uruguay, etwa zehn Leguas von Fray Bentos, entfernt angelegt worden ist; doch beschränkt sich das angebaute Land auf 700 Quadratquadras.

Weitere Versuche sind nicht gemacht. Die Gründe liegen zum Theil in den natürlichen Verhältnissen des Bodens, welche der Viehzucht günstiger sind und daher auf Latifundienwirtschaft weisen, bei welcher ausgedehnte Landflächen in den Händen Weniger sind, zum Theil in dem Mangel an Fürsorge für die Wegsamkeit des Landes. Was an Wegen vorhanden ist, sind Naturwege; der Straßenbau ist durchweg vernachlässigt, obwohl in der Terraingestaltung keinerlei Schwierigkeit zu überwinden ist. Im Winter ist die Kommunikation zu Lande in Folge dessen Monate lang gehemmt und es dauert längere Zeit, von einer Grenze zur anderen zu gelangen, als der Weg von Montevideo nach Europa in Anspruch nimmt. In neuerer Zeit sind einige Eisenbahnen erbaut worden und andere werden projektirt. Im Betriebe aber sind bisher nur die Eisenbahn von Montevideo nach Las Piedras in nördlicher Richtung bis El Durazno (Ferrocarril Central) mit einer kurzen Zweigbahn nach San José in einer Gesamtlänge von 210 Kilometer

und die Theilstrecke einer Eisenbahn von Salto nach San Rosa, auf dem linken Ufer des Uruguay, die parallel der argentinischen von Concordia nach Monte Caseros führenden Eisenbahn gebaut und 181 Kilometer lang werden soll. Die in Betrieb genommene Strecke dieser Bahn, welche den Zweck hat, die Schifffahrt auf dem Uruguay, die auf der von der Bahn umfaßten Strecke durch Katarakte unterbrochen wird, zu ersetzen, und welche für den Handel mit Brasilien, sowie für die Departamentos von Salto und Paysandu von Wichtigkeit sein würde, beträgt aber erst 95 Kilometer. Die Pläne zu weiteren Bauten eines Ferrocarril del Norte, der, an die Tramways von Montevideo anschließend, dem Interesse einiger industrieller Anlagen der Stadt dienen soll, und eines Ferrocarril del Este von Montevideo nach Pando sind unbedeutend und werden nicht gefördert, angeblich weil die versprochene Staatsunterstützung nicht gezahlt wird.

In neuester Zeit hat die Gesetzgebung sich der Kolonisation angenommen, indem ein Gesetz, ley de colonias (unterm 23. November 1880) erlassen worden ist, wonach jährlich 200 000 Pesos zur Beförderung von Kolonien, sei es von Nationalen, sei es von Ausländern, oder von Beiden gemischt, sowie zur Unterstützung von Privatunternehmungen der Art, welche die Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht sich zur Aufgabe stellen, verwendet werden sollen. Ein gleichzeitig ergangenes Gesetz gegen das Landstreichen ist bestimmt, einem Uebel, welches An siedlung und Seßhaftmachung beeinträchtigt, Abhilfe zu schaffen. Kenner des Landes und seiner Verhältnisse erwarten von diesen Maaßnahmen nicht viel. Sie finden den Grund, aus welchem das Land nicht vorankommt, hauptsächlich in den unseligen politischen Verhältnissen des Landes, das aus einer Revolution in die andere gestürzt wird und dessen Machthaber nicht den Willen oder die Kraft haben, die Finanzen des Staates in Ordnung zu halten und die Einkünfte mittelst einer regelmäßigen

und sorgfältigen Administration, welche die jetzt fehlende Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährleistet, zur Wohlfahrt des Landes zu verwenden.

Die Verfassung des Staates ist republikanisch, das Staatsoberhaupt ein auf vier Jahre gewählter Präsident; die gesetzgebende Gewalt ruht bei zwei Kammern, von denen die der Repräsentanten direkt, die der Senatoren indirekt gewählt wird. Seit diese Verfassung im Jahre 1830 nach Beendigung des Krieges zwischen Brasilien und Argentinien, welche um Uruguay gestritten und sich endlich dahin verständigt hatten, daß es keinem von ihnen gehören, sondern ein selbständiger souveräner Staat werden sollte, aufgerichtet worden ist, hat sie nur ausnahmsweise regelmäßig funktioniert. Die Präsidenten der Republik, die nach einer unzweckmäßigen Bestimmung der Verfassung von den Kammern gewählt werden, sind meist durch Militäraufstände ans Regiment gekommen und haben es in Revolutionen wieder verloren. Finanzielle Nothstände waren damit verbunden. Das Jahr 1875, in welchem die damalige Regierung die öffentliche Schuld in ein uneinlösbares Papiergeld mit Zwangskurs verwandelte, heißt *el año terrible*, das schreckliche Jahr, wegen der schweren Kalamitäten, die eine derartige Maßregel zur Folge haben mußte. Auch das Jahr 1881 hat in dieser Beziehung ein schlimmes Andenken hinterlassen.

Der jetzige Präsident Santos, ein junger General, früherer Kriegsminister und Führer eines Jägerbataillons, der in diesem Jahre durch die Wahl der Volksvertretung zum Lenker des Staates berufen worden ist, hält sich gleichwohl hauptsächlich durch die Armee. Ueber die Vorgänge bei dieser Wahl, besonders über das Verschwinden Mißliebiger in der Kaserne des seinem früheren Führer ergebenen Jägerbataillons, circuliren eine Menge Geschichten, die schaurig genug sein würden, wenn sie auch nur theilweise wahr wären. Auch der neuerliche Konflikt, von dem Du gelesen haben wirst, und der nahe an einer

kriegerischen Lösung war, spielt da hinein. Er entstand durch die Folterung zweier Italiener, die von einem Verbrecher der Mitschuld fälschlich bezüchtigt worden waren und denen Geständnisse dadurch abgepreßt werden sollten, daß man sie in den Boock spannte und über Feuer zu gehen zwang und zwar deshalb, weil der Angeber ein gegen den Präsidenten gerichtetes Komplott behauptet hatte, dessen Theilnehmer herausgebracht werden sollten. Die italienische Kolonie nahm sich der mißhandelten Landsleute an. Als eine Genugthuung nicht erfolgte, stellte die italienische Regierung ein Ultimatum und sandte ein Kriegsschiff vor Montevideo. Der Präsident verstand sich angesichts dessen zur Zahlung einer Entschädigung und zu einer Abbitte oder Entschuldigung, wußte es aber so einzurichten, daß er letztere gelegentlich vorbrachte, als er den Vertreter Italiens eingeladen hatte, der Auszahlung der Entschädigung im Regierungsgebäude beizuwohnen, so daß sie des gewollten förmlichen Charakters entbehrte.

Die einsichtigeren Nationalen erkennen das Schädliche dieser Zustände und drängen mit einem Theil der Presse, daß hier in erster Linie Hand angelegt werde. Sie verlangen eine Regierung, die nicht auf den Bajonetten der Soldaten, sondern auf dem Volkswillen beruhe, Sparsamkeit an Stelle der Verschwendung für die höheren Militärstellen und in dem Etat des Kriegsministeriums, welches über 2½ Millionen Pesos \*) ver-

---

\*) Die gesetzliche Währung ist die Goldwährung, doch ist Silber zugelassen und fast ausschließlich im Verkehr; eigene Goldmünzen werden nicht geprägt. Der peso de plata oder Silberthaler wiegt 25,480 Gramm <sup>917</sup>/<sub>1000</sub> fein und wird in 10 Reales à 10 Centavos getheilt; el doblon de oro der Golddoublon wiegt 16,770 Gramm <sup>917</sup>/<sub>1000</sub> fein. Ausländische Goldmünzen sind tarifirt, so die deutsche Doppelkrone auf 4,60 Pesos. Kupfermünzen werden in 50, 20 und 10 Cents-Stücken geprägt und müssen bei Zahlungen bis zu 5 Prozent des Betrages derselben angenommen werden.

schlinge und in welchem Unordnung und verwerfliche Bestechung herrschen, nützliche Verwendung der Einkünfte statt Vermehrung der parasitischen Aemter und Erweiterung einer untauglichen und unstäten Bureaokratie, indem sie darauf hinweisen, daß mehr als 9000 Personen oder 2 Prozent der Bevölkerung Befoldungen oder Pensionen aus der Staatskasse beziehen, endlich Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts besonders im Ackerbau. Wie wenig zulänglich es im Schulwesen bestellt sei, ergebe die Thatsache, daß 64 Prozent der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder keinen Unterricht erhalten. Ob diese richtige Erkenntniß des Uebels zur Besserung führen werde, steht dahin; in naher Zeit ist sie wenig wahrscheinlich.

Was speziell die Deutschen in Uruguay anlangt, deren ich zum Schluß noch gedenken muß, so sind dieselben im Verhältniß wenig zahlreich. Unter den Kolonisten sind einzelne Deutsche in der Colonia Suiza; drei oder vier Estancias mittlerer Größe sind im Eigenthum von Deutschen und werden von ihnen mit Erfolg betrieben; am meisten und erfolgreichsten sind sie im Handel thätig. Die Zahl der immatriculirten Deutschen in Montevideo beträgt zwar nur 40 und einige, doch sind sie thatsächlich bei weitem zahlreicher; die deutschen Kaufleute und ihre Angestellten allein zählen mehr als 100. Die Protestanten unter ihnen haben einen Geistlichen, der jedoch über die Lauheit seiner Gemeinde klagen soll. Dagegen wird von ihnen eine Schule unterhalten, in welcher Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird und in welcher mehr als 100 Kinder, darunter auch die Kinder Einheimischer unterrichtet werden.

Das ist ein guter Schluß. — Mit dem nächsten Dampfer fahre ich nach Buenos Aires hinüber und beabsichtige mich etwas weiter in die argentinische Republik zu vertiefen. Wie gut, daß die Briefe nun nicht mehr so lange zu laufen haben!

## XLV.

Der La Plata. — Buenos Aires. — Nach Campana. — Auf dem Paraná. — Rosario. — Eisenbahn nach Córdoba. — Córdoba die Gelehrtenstadt. — Die Universität. — Das astronomische Observatorium. — Volksschulen. — Höherer Unterricht. — Nach der Chacra.

Buenos Aires, Juli 1882.

Montevideo ist mit der Hauptstadt der argentinischen Republik durch Dampfschiffe verbunden, welche vier Mal in der Woche fahren und den 120 Seemeilen langen Weg in 12—13 Stunden zurücklegen. Sie kreuzen das große Aestuarium, welches den Namen des La Plata Stromes trägt, obwohl ein Strom dieses Namens eigentlich nicht besteht, sondern die Bezeichnung sich auf die busenartige Bay beschränkt, in deren nordwestlichen schmaleren Theil die Flüsse Uruguay und Paraná münden. Die Bay, welche am Eingange vom Meere her zwischen Punta del Este im Norden und Kap San Antonio im Süden eine Breite von 120 Seemeilen hat, verengt sich zwischen Montevideo und Punta de las Piedras im Süden, bis wohin die Einwirkung des Flußwassers sich erstreckt, auf etwa 50—60 Seemeilen und zieht sich bei Buenos Aires, das der Mündung des Uruguay gegenüber liegt, auf etwa 27 Seemeilen zusammen; ihre ganze Längenausdehnung wird auf 160 Seemeilen angegeben. Die nördliche Küste, die von Uruguay, ist rauh und felsig; zwei Erhebungen auf ihr, der Pan d'Azúcar und die Sierra de las Animas, von denen der erstere ein dunkler vegetationsloser Granitkegel ist, der etwa drei Miles von der Küste aufsteigt, sind werthvolle Marken für die von Südost kommenden Schiffe, da sie bei klarem Wetter über 40 Miles weit sichtbar sind. Die südliche Küste dagegen, von der man bei Beginn der Fahrt wenig zu Gesicht bekommt, ist niedrig und einförmig. Dem ganzen Küstenfaum liegen Un-

tiefen vor, die nur mit Schiffen von geringem Tiefgange befahren werden können; auch in der Mitte, aber etwas näher an der nördlichen Küste liegt eine große Untiefe, el Banco de Ortiz, sowie eine besonders gefährliche, el Banco Ingles, in der Nähe von Montevideo. Sie mögen durch die Sinkstoffe entstanden sein, welche der Paraná und Uruguay aus dem weichen Boden der Pampas im Laufe der Jahrhunderte herabgeschwemmt haben. Diese Untiefen machen auf der Strecke zwischen Montevideo und Buenos Aires viele Umwege nöthig und verlangsamten die Fahrt. Auch vor Buenos Aires lagert eine solche Bank, welche größere Schiffe hindert, nahe an der Küste oder an einer der Molen anzulegen, so daß die Passagiere aus ihnen in kleinere Dampfschiffe und demnächst in Segelboote übergeladen werden und unter Umständen, wenn auch die letzteren nicht bis an das Ufer gelangen können, noch in eine mit Pferden bespannte Carreta steigen müssen, um so auf das Trockene zu gelangen.

Ich hatte, als ich in der Frühe des Morgens vor Buenos Aires anlangte, von jenen Zwischenvehikeln nur das Boot zu bestehen, da die Wasserverhältnisse eben günstig waren und kam daher ohne langen Aufenthalt in die Ciudad de la Santissima Trinidad de Buenos Aires, wie der volle Name lautet, den Pedro de Mendoza der Stadt bei der Gründung (1535) gegeben und den Garay bei der Neuanlegung des demnächst aufgegebenen Postens ihr belassen hat.

Buenos Aires ist umfangreicher und vollreicher als Montevideo, macht aber zunächst nicht den stattlichen und sauberen Eindruck, den der dort anlangende Seefahrer, vielleicht beeinflusst durch die lange Seefahrt, empfängt. Der wolkenbedeckte Himmel und die Nässe des Straßenpflasters mochten bei meinem Eintritt das Urtheil mitbestimmen, das sich demnächst zum Besseren geändert hat. Der spanische Ursprung der Stadt tritt außer in der, dem allgemeinen Schema entsprechenden, Anlage nicht

zu Tage; die Häuser sind modern, in allen Stylmischungen, mit ähnlicher Marmorverschwendung wie in Montevideo; was an Monumentalbauten vorhanden ist, wie die Provinzialbank und die Hypothekenbank, ist allerneuesten Ursprungs. Auch die Kathedrale ist nicht alt; sie ist zwar schon im 17. Jahrhundert durch die Jesuiten begonnen, aber erst im Jahre 1862 vollendet worden und weicht von dem gewohnten Styl soweit ab, daß ich, als ich auf die Plaza de Viktoria kam, an welcher sie im Zuge der Calle de Rivadavia steht, das Regierungsgebäude für die Kathedrale, und letztere für die Börse hielt. Es mochte dies daher kommen, daß man vor die eigentliche Kirche eine Façade mit 12 korinthischen Säulen (aus Backsteinen) gesetzt hat, hinter welcher der an den Zopfbau gewohnte Fremdling nichts weniger als eine Kirche vermuthet. Tritt man hinein, dann findet man in Schiffen und Kuppel allerdings den vertrauten Styl wieder. An einer anderen Seite der Plaza liegt ein ebenfalls wunderlicher Bau, die Recoba Vieja genannt, eine lange Halle zu Verkaufsläden dienend, mit einem Aufbau der verzopfsten Art, der, weil er keinen praktischen Zweck hat, wahrscheinlich zur Verschönerung des Platzes dienen soll, für welche außerdem noch durch einige Springbrunnen und eine Göttin der Freiheit auf einer Backsteinpyramide gesorgt worden ist. Die schattigen alten Paraisobäume, welche früher den Platz schmückten, sind den Versuchen der verschiedenen Machthaber, neue Anlagen darauf zu machen, leider zum Opfer gefallen. In dieser Beziehung besser daran ist die Plaza del 25 Mayo, welche von dem Viktoriaplatze durch die Recoba Vieja getrennt ist und auf welcher dichtbelaubte Bäume Schatten geben. An ihr steht das große Theater Colon und ein großes Postgebäude, das im Jahre 1879 dem Verkehre übergeben worden ist. Der Anblick des letzteren erinnerte mich auf der Stelle an Gebäude der gleichen Bestimmung in Deutschland und als ich meinem Begleiter dies aussprach, bestätigte er, daß der frühere Leiter

des Postwesens, welcher den Bau ausgeführt hat, sich längere Zeit in Deutschland behufs postalischer Studien aufgehalten und den Plan des Gebäudes von dort mitgebracht habe.

Ehe ich einem künftigen Bädeler weiter vorarbeite, muß ich Dir sagen, wer dieser Begleiter war. Ich hatte in meiner Referendariatszeit vor — lassen wir die Jahre offen — in Breslau einen heiteren jungen Kollegen, mit dem ich manche fröhliche Stunde verbracht habe; in den Vorbereitungen zum letzten Examen hatte ihn die Liebe erfaßt, er hatte die Juristerei aufgegeben und war nach Amerika gegangen. Ich habe ihn hier wiedergefunden als Generalinspektor der Staatsschulen von Buenos Aires und als glücklichen Vater einer zahlreichen Familie. So fallen die Loose. Daß das Wiedersehen ein herzlich erfreuliches war und daß der alte Freund alles thut mich die Fremde hier vergessen zu machen, brauche ich kaum beizufügen. Da seine Inspektionsreisen ihn durch die ganze Provinz Buenos Aires führen, hat er im Lauf der Jahre das Land und dessen Bewohner trefflich kennen gelernt und ist mir daher auch in dieser Beziehung ein willkommener Helfer.

Ich habe von hier aus, nachdem ich mich einigermaßen umgesehen, zwei Exkursionen ins Innere gemacht, nach Córdoba, der zweiten Stadt des Landes und der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, wohin mich die Universität zog, und nach Santa Fé am Paraná, in dessen Nähe die bedeutendsten Kolonien liegen, welche das Land aufzuweisen hat. Ich will heute wenigstens über die erstere berichten.

Um nach Córdoba zu gelangen war noch vor wenigen Jahren eine mühselige Reise von mehreren Wochen erforderlich; heute ist es durch eine kombinierte Benützung von Dampfschiff und Eisenbahn in ebenso vielen Tagen zu erreichen. Man kann mittelst Schiffes nach Rosario gehen, das etwa halbwegs liegt und wo die argentinische Centralbahn (Ferro Carril Central Argentino) anschließt, oder man kann den ersten Theil des

Weges bis Campana mit der Eisenbahn fahren und erst dort auf eines der Dampfschiffe gehen, welche den Paraná regelmäßig bis Salto d'Upipe hinauf befahren. Ich wählte die letztere Tour, die kürzer ist und für angenehmer gilt. Die Eisenbahn nach Campana führt von Buenos Aires in nord-nordwestlicher Richtung erst entlang dem la Plata und demnächst dem Paraná, dessen Mündungsdelta in den la Plata sie umgeht, durch eine weite flache Ebene, die bis an die Ufer des Stromes den Charakter der Pampasregion bewahrt. Der Zug, der mit dem Dampfschiffe in Campana in Verbindung steht, verläßt Buenos Aires am frühen Nachmittage, so daß die 2 $\frac{1}{2}$ -stündige Fahrt bei vollem Tageslichte zurückgelegt wird. Am Tage der Fahrt war es hell und milde. Der Regen der letzten vier Tage hatte das Land erfrischt und junges Gras hervorge lockt; doch stand das Wasser noch, auf weiten Strecken in der Sonne leuchtend. Zahlreiche Heerden von Rindvieh und Pferden, später auch in zunehmender Menge von Schafen, weideten auf der Fläche, von der große Abschnitte mit Draht eingezäunt waren. Auch längs der Eisenbahn liefen solche Drahtzäune, um den Uebertritt von Vieh zu verhindern; doch lag manch ein Stück binnen, der Uebertretung unbewußt, gemüthlich wiederkäuend. Einzelne Ansiedlungen, von Gemüsegärten umgeben, zeigten sich in langen Distanzen. Die Gebäude waren von Lehm, mit Stroh gedeckt, nur ausnahmsweise massiv, Bäume und Gebüsch waren selten. Nur in der Nähe der Niederlassungen waren Weidenbäume und der unvermeidliche Eukalyptus. Der Anblick der einförmigen Weideflächen mit den weit zerstreuten Heerden könnte nach Schiedam in Holland versehen, wären nicht die fremdartigen Gestalten der Gauchos, die über das Feld reiten oder flüchtig am Horizonte auftauchen. Auffallend waren zahlreiche Geier, die friedlich zwischen den Heerden saßen und schwerfällig aufflogen, wenn der Zug sich näherte, auch eine Distelart, die

Frauendistel, die schon frische Blätter trieb, hastete durch ihre häufige Wiederkehr in der Erinnerung.

In Campana, wo die Eisenbahn dicht an den Fluß führt, lagen drei Dampfer konkurrirender Gesellschaften zur Abfahrt bereit. Mein Billet lautete auf den Tridente des Lloyd Argentino, ein neues Schiff, das sich durch elegante Einrichtung der hohen Kabinen, Sauberkeit der Wäsche und durch die Pünktlichkeit auszeichnete, mit welcher die Abfahrt geschah. Die abendliche Fahrt auf dem Strome hatte ihre besonderen Reize. Der Paraná leuchtete von dem tiefen Abendroth wieder, das am westlichen Himmel hoch hinauf flammte, und, als es verglomm, glänzte sein ruhig breites Gewässer im Widerschein der Sichel des Mondes; über den grünen, flachen Ufern zeichnete hier und da ein Baum in der klaren Luft seine scharfen Umrisse am Horizont; Wildenten und andere Wasservögel strichen leise über die Fluth, um vor Nacht das heimische Nest zu erreichen. Eine Stille, ein Friede und doch eine Frische über dem Ganzen, die etwas merkwürdig Wohlthuendes und Beruhigendes hatten. Als ich auf dem Oberdeck mich daran erfreute, hastete einer der Konkurrenzdampfer heran und versuchte dem Tridente vorzukommen. Dieser nahm den Kampf auf, und es begann ein Wettfahren, das zu dem vorigen Stillleben in starkem Gegensatze stand. Ich weiß nicht, wie es ausging; mit dem friedlichen Abendbilde im Gemüthe zog ich mich a bajo, d. h. in meine im unteren Schiffsraume liegende Kabine zurück und ließ das Fatum walten. Der Vernünftige, ich nehme an der Kapitain des Tridente, mag wohl nachgegeben haben; wenigstens erfolgte keine Explosion und wir kamen am anderen Morgen heil nach Rosario.

Das Ufer, auf welchem die Stadt liegt, ist etwas erhöht und tritt in einem Vorgebirge in den Strom vor, so daß die Stadt sich sehr gefällig im Morgenlichte präsentirte. Längs des Quais lagen zahlreiche Schiffe, Zeugen des lebhaften Handel-

verkehrs, dessen Mittelpunkt Rosario ist. Der Dampfer legte an der Brücke an, doch war die Bahn nicht alsbald frei, da die nationale Zollbehörde erst ihres Amtes walten mußte und zwar deshalb, weil das Schiff auf dem Strome zollpflichtige Waaren von Uruguay her aufgenommen haben konnte.

Rosario bestand, obwohl im vorigen Jahrhundert gegründet, doch bis vor etwa 30 Jahren nur aus wenigen Hütten primitivster Bauart. Seinen Aufschwung verdankt es der Dampfschiffahrt, vornehmlich aber dem Umstande, daß in dem Kriege, den der Staat Buenos Aires damals mit den übrigen Staaten der jetzigen Konföderation führte, von dem Machthaber in Santa Fé die von Buenos Aires kommenden Waaren während sechs Monate mit einem Differentialzolle belegt wurden, und daß während dieser Zeit der Handel für das gesammte Hinterland sich nach Rosario zog. Zur Zeit zählt die Stadt zwischen 25 und 30 000 Einwohner und ist in steigender Entwicklung als Handelsplatz, welche durch die Lage am Kopfe der Eisenbahn nach Córdoba=Lucuman und Mercedes sowie als Hafenplatz am Paraná begünstigt wird. Sie zeigt dieses Aufblühen nicht allein in dem lebendigen Treiben am Hafen, durch das der Ankömmling mit Mühe sich einen Weg bahnt, sondern auch im frischen Aussehen ihrer Straßen und Häuser, an denen ein geübtes Auge erkennt, daß der Wohlstand in aufsteigender Linie ist.

Die Eisenbahn von Rosario nach Córdoba, die 1871 in Betrieb gesetzt worden ist, hat Terrainschwierigkeiten nicht zu überwinden gehabt; sie geht durch die flache, gleichmäßige Ebene der Pampas, deren Ansteigen nach den Andes im Westen kaum merkbar ist. Die Einrichtung der Wagen entspricht der nordamerikanischen mit der Maßgabe, daß die Sitze entlang der Längswand des Wagens angebracht und mit beweglichen Kissen belegt sind, was sie fürs Nachtlager bequem macht. Die Landschaft, durch welche sie in 15stündiger Fahrt führt, (die Ent-

fernung beträgt 396 Kilometer), ähnelt der zwischen Buenos Aires und Campana, nur daß sie noch schwächer bevölkert ist, und daß Bäume und Gebüsch noch spärlicher sind, als auf jener östlichen Strecke. Ihr entlang liegen die Ländereien, welche den Eisenbahnunternehmern bei Ertheilung der Konzession in Breite einer Legua auf beiden Seiten von der Bundes- oder Nationalregierung schenkweise überlassen worden sind, und deren Besiedelung die mit der Eisenbahngesellschaft in den Personen identische Landkompagnie sich zur Aufgabe gemacht hat. Eine Anzahl von Kolonien, die zumeist von Italienern, untermengt mit Schweizern und einigen Deutschen, bewohnt sind, zieht sich neben der Bahn nicht weit von Rosario auf diesem Terrain. Man sieht von der Eisenbahn aus gefällige, meist massive Häuser, Reihen von Obstbäumen, bebautes Land, dazwischen auf Weideland zahlreiche Viehherden. Jedoch gedeihen die Kolonien, nach dem, was ich in Rosario darüber erfuhr, nicht recht, was daraus zu entnehmen ist, daß der begonnene Ackerbau mehr und mehr der Viehzucht weicht. Dies hat seinen Grund theils in den Verheerungen, welche die Heuschrecken periodisch anrichten, theils darin, daß die Kolonisten von Haus aus nicht Landbauer sind, und daß sie im Bestreben rasch reich zu werden den Boden auszunutzen, ohne ihn richtig zu pflegen.

Córdoba ist die zweitgrößte Stadt des Landes und von alter, noch vor die zweite Anlegung von Buenos Aires zurückreichender Gründung. Sie liegt auf einer überwiegend trockenen Ebene, die sich durchschnittlich nur 400 Meter über das Meeresniveau erhebt, am Rio Primero, dem ersten der numerirten Rios (Primero, Segundo, Terzo), die von der Sierra de Córdoba herabkommen und ihren Weg nach Osten durch die Pampas nehmen, in welchen sie zum Theile versiegen. Jene Sierra ist eigentlich eine Gruppe von drei Gebirgszügen, die sich aus der argentinischen Ebene erheben und einander fast parallel von Norden nach Süden streichen, der östlichste (de

Campo) schmal und kaum 3000 Fuß, der mittlere (de Achata) breiter und im Gigante zu 7000 Fuß ansteigend, der westlichste (de Cerezuelo) wieder schmaler und niedriger, da sein höchster Gipfel nur 5800 Fuß erreicht. Sie werden schon sichtbar, wenn man Córdoba sich nähert, von welchem der östliche Gebirgszug über sechs Stunden ab liegt, und erfreuen das Auge, welches der langen Ebene müde ist durch den Anblick von Wald, der ihre Hänge bekleidet.

Ich fand in Córdoba, wo ich durch die Fürsorge meiner Freunde in Buenos Aires angekündigt war, schon bei der Ankunft auf dem Bahnhofe trotz der frühen Morgenstunde freundlichen Empfang und im Hôtel, in welches ich geleitet wurde, einen deutschen, überaus aufmerksamen Wirth, mit dem anheimelnden Namen Kreutler. Der Consul des Deutschen Reiches, welcher der ersten Apotheke der Stadt vorsteht, ein liebenswürdiger Altenburger, vermittelte alsbald meine Bekanntschaft mit den anwesenden Landsleuten, welche hier nicht sowohl im Handel, als in der Gelehrsamkeit eine ausgezeichnete Stellung einnehmen. Córdoba ist als die „Gelehrtenstadt“ im Lande von Alters her bekannt, da sie durch zwei Jahrhunderte die einzige Universität des Landes und außer ihr andere höhere Bildungsanstalten von Ruf besaß und da sie früher, d. h. vor Eröffnung der Eisenbahn, im Handel wenig bedeutete. Ich habe Dank dem wohlwollenden Entgegenkommen dieses Kreises überaus angenehme Tage in Córdoba verbracht, wie ich es nimmer von einem Plaze inmitten der weiten Pampas von Südamerika für möglich gehalten hätte.

Die Stadt selbst macht einen außerordentlich freundlichen Eindruck, wenn sie auch wenig belebt ist. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche Bezeichnung für die souverainen Staaten gebraucht wird, die zur Föderativrepublik von Argentinien vereinigt sind, und der Sitz der Landesregierung. Breite, gut gehaltene Straßen mit Trottoirs, durch

welche klares, schnell fließendes Wasser in Rinnen, die kleinen Bächen gleichen, geleitet ist, eine weite Plaza mit Gartenanlagen, an welcher die Kathedrale liegt, die mit ihrem etwas bizarren, aber mächtigen Kuppelbau sehr gut wirkt, außer ihr sechs bis sieben Kirchen mit der üblichen Mehrzahl von Thürmen: von Weitem wie in der Nähe macht die Stadt einen erfreulichen Eindruck. Abweichend von dem Osten des Landes, wo die Bevölkerung viele europäische Bestandtheile hat, ist hier im Innern die Bevölkerung indianischen und gemischten Blutes beirweitem überwiegend und ihre Sitten und Gewohnheiten bestimmen Charakter und Weise des öffentlichen Lebens und Verkehrs. Noch herrscht als Frauentracht der Manto vor, wenn auch von mehr durchsichtigem Gewebe, als er in Lima und San Jago getragen wird; doch sind die Frauen außer auf dem Kirchwege wenig auf der Straße sichtbar. Dafür gibt es manches andere freundliche Bild, etwa des Beispiels halber ein Bübchen von 7 Jahren, das im Poncho mit breitem Strohhute auf hohem Pferde reitet, die kurzen Beinchen vorn über den Sattel gelegt, rechts und links Milchkannen in den gebräuchlichen eckigen Behältern von Thierhaut, ein Zicklein vor sich im linken Arme und mit der Geißel in der anderen Hand den Gaul peitschend, der für seine Ungeduld zu langsam schreitet, oder ein paar hundert Schritte weiter ein Knabe, der auf der massiven Deichsel einer mit zwei Jochen Ochsen bespannten Carreta zwischen dem hinteren Paare sitzt und mit langem eisernen Stachel das vorderere Joch der trägen Rinder antreibt. Gar anmuthig war es auch, auf dem Paseo Publico um eine seeartige Erweiterung des Rio Primero zu wandeln, in deren Mitte ein Pavillon für die abendlich konzertirende Musikbande liegt. Alte Bäume umgaben früher den kleinen See; leider hat ein heftiger Pampero vor einigen Jahren fast alle gebrochen und der Nachwuchs ist noch nicht weit genug herangewachsen, um vollen Schatten zu geben.

Die Universität von Cordoba ist von den Jesuiten begründet worden, die sich in Südamerika von ihrem ersten Auftreten an, den Zwecken ihres Ordens entsprechend, die Begründung und Leitung höherer Lehranstalten haben angelegen sein lassen. Sie begannen im Jahre 1613 mit einem Kollegio, neben welchem bereits im Jahre 1622 mit Privilegium des Königs eine königliche Universität entstand, die dem heiligen Ignatius, ihrem Stifter, gewidmet war; gelehrt wurden Theologie und Artes, worunter Grammatik und Philosophie verstanden wurden; im Wesentlichen war die Anstalt ein geistliches Seminar und die Erziehung von Ordensgeistlichen ihr hauptsächlichster, wenn nicht ausschließlicher Zweck. Als die Jesuiten im Jahre 1767 wie aus Spanien so auch aus den spanischen Kolonien vertrieben wurden, übernahmen die Franziskaner die Verwaltung (bis 1807). Die Universität fristete unter ihnen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Folge der Wirrnisse und Kämpfe, welche die heute zur argentinischen Republik verbundenen Staaten zerrissen, insbesondere während der Diktatur von Rosas, ein kümmerliches Dasein, und gewann erst seit der Konstituierung der Republik im Anfange der 60er Jahre neues Leben. Obwohl ihr Sitz noch im ehemaligen Ordensgebäude der Jesuiten ist, hat sich doch ihre Aufgabe gründlich von den Zielen ihrer ersten Begründer abgewendet; wo ehemals die feste Burg der Theologie war, sind jetzt die Unterrichtsdisziplinen ausschließlich profan; sie beschränken sich auf Rechtswissenschaft und Medizin. Daneben besteht seit 1864 eine naturwissenschaftliche und mathematische Fakultät, um deren Errichtung der bekannte Naturforscher Dr. Hermann Burmeister, der Schöpfer und nunmehr langjährige Direktor des öffentlichen Museums in Buenos Aires, sich verdient gemacht hat und deren Professoren zur Zeit in der überwiegenden Mehrzahl Deutsche sind. Als Botaniker forscht und lehrt G. Hieronymus, ein spezieller schlesischer Landsmann; als Geologe Dr. L. Brate-

busch; Chemie und Physik lehren die Brüder Oskar und Adolf Döring, Mathematik Bachmann, Assistent des astronomischen Observatoriums; als Lehrer in der technischen Abtheilung wirkt A. von Seelstrang, früher preussischer Offizier, als Zoologe Weyenberg. Andere Deutsche waren Vorgänger auf einigen dieser Lehrstühle. Du wirst verstehen, daß mir der Eintritt in diesen Kreis deutscher Gelehrter, die miteinander in bester Harmonie leben, erfreulich und wohlthuend war, wie ich glaube, daß auch ihnen der deutsche Besuch schon vermöge seiner Seltenheit angenehm war. Ich sah die Institute und Sammlungen der Universität, den botanischen Garten, den das Universitätsgebäude mit seinem Kreuzgange einschließt, und was sonst von deren Einrichtungen erreichbar war.

Die den Professoren obliegende Thätigkeit ist deshalb nicht leicht, weil die Studirenden größtentheils mangelhaft vorbereitet sind; die mechanische Art des Unterrichts in den Kollegien, ein Erbtheil der geistlichen Methode, insbesondere in den jesuitischen Anstalten, welcher sich vielfach auf Auswendiglernen beschränkt, macht es ihnen schwer, einem mündlichen Vortrage zu folgen und selbstthätig zu denken. Neben dieser Lehrthätigkeit haben die Professoren eine ausgedehnte literarische Wirksamkeit zu üben, indem sie als Mitglieder der in Verbindung mit der Universität stehenden Akademie in regelmäßigen Publikationen die Ergebnisse der Forschung veröffentlichen und auch durch populäre wissenschaftliche Vorträge zugänglich machen, sodann darüber hinaus, indem sie zu der wissenschaftlichen Erforschung der unbekanntten Gebiete des weiten Landes kräftig beitragen. So haben Dr. Brakebusch und Hieronymus wiederholt ausgedehnte Expeditionen unternommen und ihre Wissenschaft dabei mit werthvollen Entdeckungen bereichert; A. von Seelstrang hat weite Strecken persönlich bereist, um durch eigene Aufnahmen Material für die große Karte der argentinischen Republik, an welcher er arbeitet, zu erlangen; auf dem Kriegszuge gegen die Pampas-



Indianer, den General Roca vor drei Jahren ausgeführt hat und durch welchen das Land bis zum Rio Negro zum sicheren Nationalbesitz geworden ist, haben ihn deutsche Gelehrte, Dr. Döring und der jetzt abwesende Dr. Lorenz, begleitet und den Erfolgen der Waffen die friedlichen der Forschung beigelegt. In drei stattlichen Bänden ist der Bericht über die Thaten dieser wissenschaftlichen Offiziere des Generalstabes niedergelegt.

Unabhängig von der Universität, aber doch geistig mit ihr verbunden, ist das astronomische Observatorium, das die Bundesregierung in Córdoba errichtet hat und das unter der Leitung des hoch verdienten Dr. B. A. Gould steht. Von Boston berufen hat er unter großen Schwierigkeiten die Sternwarte, deren wichtigste Bestandtheile und deren Ausrüstung er aus den Vereinigten Staaten mitbrachte, im Jahre 1872 fertig gestellt und dann das monumentale Werk der Uranometria Argentina in Angriff genommen, welches, im Jahre 1880 vollendet, die Fixsterne des südlichen Sternenhimmels, unter Bestimmung der Position und Größe, sowie der Lichtstärke der Sterne bis zur 7ten Größe, feststellt, ein Werk, das seinem Autor zum Ruhme und der Bundesregierung, welche das Unternehmen gebilligt und die Mittel zur Ausführung gewährt hat, zur Ehre gereicht. Werth und Bedeutung der Arbeit wirst Du zu schätzen wissen, da es, wie ich glaube, bereits in Deinen Händen ist.

Das Observatorium liegt etwa 15 Minuten von der Stadt auf einer Erhebung des Terrains, die 40 Meter zwar nicht übersteigt, aber doch hoch genug ist, um sowohl die Stadt, als die Sierra de Córdoba, deren Silhouette sich mit den Einschnitten, durch welche sie den Rio Primero und dessen Kameraden in die Ebene entsendet, am Horizonte scharf abhebt, völlig zu überblicken. Etwas einsam ist es dort oben, aber Mr. Gould, der kraft Deiner Empfehlung mich auf das Freundlichste empfing, schien darunter nicht zu leiden. Die erfolgreiche Leitung des Institutes durch zwölf Jahre hat ihm dasselbe lieb gemacht,

so daß der schon wiederholt gefaßte Plan der Rückkehr nach den Vereinigten Staaten noch nicht zur Ausführung gekommen ist. In Argentinien spricht man mit Stolz von der Sternwarte in Córdoba, mit der auch eine meteorologische Anstalt verbunden ist, wengleich nur eine Minderheit von deren Leistungen eine Vorstellung hat. Wie dem auch sei, jedenfalls ist das Interesse, welches die Regierung dafür bekundet, hoch achtbar.

Ein solches Interesse widmet sie unbestreitbar auch dem Mittel- und Volksunterricht, doch sind hier die Hindernisse größer und schwerer zu überwinden, schon um deshalb, weil die Leitung dieser Zweige des Unterrichtswesens nicht in den Händen der Bundesregierung, sondern bei den Einzelstaaten und Munizipien liegt.

Ein allgemeines Schulgesetz besteht nicht. Der Schulzwang ist zwar angeordnet, aber nicht durchführbar, da es an Schulen und Lehrern fehlt; die großen Entfernungen der Ansiedlungen auf dem Lande erschweren überdies die Zutheilung der Kinder zu den Schulen, auch wenn Buben und Mädchen, wie dies fast durchgängig der Fall, zur Schule reiten. Man nimmt an, daß beinahe  $\frac{3}{5}$  der im Schulalter stehenden Kinder jedes Unterrichtes entbehren. Die Bundesregierung gibt zur Einrichtung und Förderung des Volksunterrichtes jährliche Subventionen, durch welche, wie die diesjährige Botschaft des Präsidenten an den Kongreß mit Genugthuung hervorhebt, mehr als 1300 Schulen mit 100 000 Kindern unterstützt werden; dieselben reichen aber, obwohl ihr Betrag nicht unerheblich ist (1 836 000 Pesos Fuertes oder etwa 8 829 200 Mark) nicht aus, um die erwähnten natürlichen Hindernisse zu heben. Im Bereich des mittleren Unterrichtes bekundet sich die Theilnahme der Bundesregierung darin, daß sie in jedem Staate ein Kollegio Nacional unterhält, das auf einen sechsjährigen Kursus angelegt ist und von denen einige mit Ackerbauschulen verbunden sind. Sie

macht sich aber kein Fehl daraus, daß die Leistungen hinter Anspruch und Erwartung vielfach zurückbleiben. Um den Mängeln abzuhelpen, sind einige der als Ursachen erkannten Uebelstände beseitigt; die als schädlich angeesehenen Internate sind abgeschafft, den Lehrern, die bisher von Jahr zu Jahr angestellt wurden, ist eine dauernde nur durch ihr Wohlverhalten bedingte Stellung gesichert und ist damit die Aussicht gegeben, bessere Lehrkräfte zu gewinnen als bisher. Der mangelhaften Vorbildung der Kollegiatenschüler soll durch Einrichtung von Vorschulklassen abgeholfen und andererseits soll der Lehrplan von Gegenständen entlastet werden, welche, wie Nationalökonomie und Staatsrecht, zur Zeit darin ausgenommen sind, passender aber der Universität vorbehalten bleiben; alles Maßregeln, welche Einsicht und guten Willen bekunden, wenn sie gleich ein hauptsächliches Uebel, die mechanische Methode des Unterrichtes nicht treffen. Die Regierung findet einen Trost darin, daß kraft der bestehenden Unterrichtsfreiheit neben den Staatschulen zahlreiche höhere Privatschulen entstehen, welche sich den staatlichen Vorschriften unterwerfen und so die Absichten der Regierung ausführen, ohne der Nation Kosten zu machen. Diese, vom Standpunkte der Finanzverwaltung erklärliche Genugthuung wird sie aber nicht der weiteren Sorge überheben dürfen, die Staatschulen so zu pflegen, daß sie für Privatschulen die Vorbilder abgeben.

Um in die ernstere Beschäftigung Abwechslung zu bringen, schlugen meine gelehrten Landsleute am Johannistage einen Ausflug auf eine Chacra (Landhaus) vor, die einige Stunden von Córdoba entfernt in den Pampas liegt und die von einem deutschen Kolonisten bewirthschaftet wird. Ihre Absicht, mir damit eine Freude zu machen, wurde vollkommen erreicht. Die Damen fuhren, die Herren Professoren waren sämmtlich und zwar trefflich beritten, und erwiesen dabei, daß sie auf ihren Forschungsreisen im Lande den Gauchos etwas abgelernt hatten.

Eine ganze Fakultät zu Pferde war ein neues Bild, aber ein sehr lustiges. Auf der Chacra wohnte deren Erbauer, ein alter Landsmann, der, vor Jahren als Tischler eingewandert, sich durch Fleiß und Sparsamkeit den Besitz erworben hatte; da er Junggeselle geblieben war, hatte er in späteren Jahren seine Nichte aus Thüringen kommen lassen, die sich demnächst verheirathet hatte und deren Mann, ebenfalls deutscher Abstammung, nun die Chacra bewirthschaftete. Es war ein einfaches, aber höchst gemüthliches, kleines Heimwesen, ganz einsam gelegen wie die meisten Ansiedlungen, aber sich selbst genügend, am Saum und unter dem Schutze einer waldigen Bodenerhebung. Einige alte, weitästige Algaroben im Hofe gaben Schatten und Kühle, und was das Haus bot, wurde freundlich gegeben. Der alte biedere Pörzel füllt seine Muße mit der Bienenzucht aus, für welche der Boden ausnehmend günstig ist, da der Winter sehr milde ist und es an Blumen nicht fehlt. Aus einem Stöcke, den er im Jahre 1873 mitgebracht hat und der eine Kreuzung von holländischen und italienischen Bienen enthielt, waren deren im Laufe der Jahre 140 geworden, die er in alten Kisten und Fässern untergebracht hat. Außer dem Honig, der in Farbe und Geschmack dem Krystallhonig von Dissentis in der Schweiz ähnelt, gewinnt er Wachs, das per Arroba von 25 Pfund 9 Pesos Fuertes bringt, sowie wohlschmeckenden Meth und Essig. Die schlimmsten Feinde der Stöcke sind die Ameisen. Sie fressen den Wachsdeckel durch und lassen sich von den Bienen nicht vertreiben. Ein von ihnen eingenommener Stock ist verloren. Die Pflege macht abgesehen hiervon nicht besondere Mühe, ist aber einträglich. Gleichwohl hat der Bienenvater Pörzel noch keinen Nachahmer gefunden; er meinte, die Leute wären zu träge und fürchteten sich vor den Bienenstichen wie die Kinder.

Auf dem Heimwege wurden Reiterkünste produzirt, in denen sich besonders der Bruder des jetzigen Chacrabesizers,

welcher als Famulus des botanischen Instituts angestellt ist, hervorthat. In voller Carrière sich aus dem Sattel beugend, hob er ein Taschentuch vom Boden auf, ein Nest der Kunst, die er als Gaucho in seiner Jugend getrieben, ehe er zur Botanik gekommen war, in welcher er seinem Meister ein ebenso eifriger als geschickter Helfer ist.

Am Abend nach diesem heiteren Tage ging es behufs der Rückfahrt zur Eisenbahn unter dem Geleite der Fakultät, die nunmehr wieder bescheiden zu Fuße ging; ich werde die Tage in Córdoba in dankbarem Gedächtniß behalten.

---

## XLVI.

Die argentinische Republik. — Bodensfläche. — Bevölkerung. — Physikalische Beschaffenheit. — Die Pampas. — Der Buschwald. — Heuschrecken. — Indianer. — Expedition gegen die Pampas Indianer. — Einwanderung. — Vorwiegen der lateinischen Racen. — Bisherige Kolonisationsversuche. — Barraca in Rosario. — Von Rosario nach Santa fé. — Die Stadt Santa fé. — Nach Esperanza. — Durch die Kolonien. — Esperanza. — Ackerbau und Viehzucht. — Industrielle Anlagen. — Nationalmuseum in Buenos Aires. — Industrie. — Ausstellung. — Ausfuhr von Produkten der Viehzucht. — Eisenbahnen. — Geld-, Maaß- und Gewichtsverhältnisse. — Staatsschuld. — Finanzen, Steuern. — Rechtspflege, Provinzialverwaltung. — Politische Verhältnisse. — Das deutsche Hospital.

Buenos Aires, Juli 1882.

Wie groß an Bodensfläche die argentinische Republik ist, läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht bestimmen, da eine Vermessung des Landes noch nicht stattgefunden hat. Auch die Grenzen gegen die Nachbarstaaten waren bisher nicht sicher festgestellt, und obwohl nunmehr der lange Grenzstreit mit Chile

geschlichtet ist, bleiben doch im Norden und Nordosten gegen Bolivia und Brasilien noch einige dunkle Punkte; außerdem bestehen zahlreiche Differenzen bezüglich der Grenzen der einzelnen Staaten oder Provinzen gegen einander. Die Angaben über die Größe des Gebietes beruhen daher vornehmlich auf Schätzung und weichen nicht unerheblich von einander ab. Dr. Burmeister in seinem großen Werke „Physikalische Beschreibung der argentinischen Republik“ hat die 14 Staaten der Konföderation auf 25 292, die zu ihnen gehörigen Territorien auf 20 100, den gesammten Inhalt also auf 45 392 geographische Quadratmeilen (2 451 168 Quadratkilometer) angenommen, wogegen eine in dem geographischen Institute von Berthes in Gotha ausgeführte Berechnung auf einen Flächeninhalt von 57 144 geographischen Quadratmeilen kommt, ein Unterschied allein, der die Fläche des ganzen deutschen Reiches um 1800 Quadratmeilen übersteigt.

Nicht viel sicherer sind die Angaben über die gegenwärtige Zahl der Einwohner. Seit 1869 ist eine Volkszählung nicht ausgeführt worden und die Civilstandsregister, auf Grund deren die Rechnungen fortgesetzt werden, lassen an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit nach der Natur der Verhältnisse manches zu wünschen übrig. Beim Censur von 1869 wurde die Bevölkerungsziffer auf 1 763 923 festgestellt, Ende 1880 einschließlich Patagoniens auf 2 540 000 offiziell geschätzt. Auch wenn man die geringere Flächenangabe der jetzt angenommenen Einwohnerzahl gegenüberstellt, ist das Ergebnis, daß noch nicht 1 Bewohner auf den Quadratkilometer entfällt; da aber  $\frac{1}{3}$  der Bevölkerung in Städten lebt, ist das Verhältniß für das Land noch weit ungünstiger. Die Erscheinung, daß die Bevölkerung gegenüber dem Flächenraume so spärlich und daß ihre Zunahme relativ, d. h. im Vergleich zu anderen amerikanischen Staaten geringfügig ist, hat ihre Ursachen theils in der Beschaffenheit gewisser umfassender Gebiete der Konföderation,

theils in der besonders unglücklichen Gestaltung der politischen Verhältnisse, welche bis in die neueste Zeit sowohl die gedeihliche Entwicklung der materiellen Hilfsmittel des Landes als eine namhafte Einwanderung gehindert haben.

Die physikalische Beschaffenheit des Landes ist außerordentlich verschieden. Seine Ausdehnung von dem 22. bis zum 53. Grad der südlichen Breite bringt die Verschiedenheit der Klimate mit sich, welche die geographische Breite bedingt. Der nördliche Theil hat subtropische Temperatur und Vegetation, der südliche das rauhe Klima und das arme Pflanzenleben der arktischen Zone, das weite Gebiet, welches zwischen diesen Extremen liegt, gehört vorwiegend der Region der Pampas (Steppen) an, die sich von den Abhängen der Andes in einer von Nordwest nach Südost geneigten Ebene bis an den Lauf des Paraguay und Paraná und südlich von der Mündung des letzteren bis an den atlantischen Ocean ziehen. Sie sind vergleichbar den Plains und Prairies des nordamerikanischen Kontinents, welche von dem östlichen Felsengebirge in ähnlich flacher Abdachung sich zur Riesenmulde des Mississippi hinabsenken, wenigstens zur Hälfte, da der unfertige südliche Kontinent es zu einer zweiten östlichen Erhebung, wie sie die Alleghanies in den Vereinigten Staaten darstellen, nicht gebracht hat.

Die große Ebene der Pampas in Argentinien ist, gleich der nördlichen, ohne andere Erhebungen, als leicht gerundete Terrainwellen; nur im Westen und Norden ziehen sich Ausläufer der Cordilleren hinein, deren System die schon erwähnten drei Höhenzüge der Sierra de Córdoba angehören, obwohl zwischen ihnen und den Andes noch eine ausgedehnte Terraindepression sich einschiebt.

Auch die Pampas sind nicht von gleicher Beschaffenheit. Sie unterscheiden sich in fruchtbare und unfruchtbare, ein Unterschied, den nicht die Höhenlage, sondern die Bodenzusammen-

setzung und die Bewässerung bedingt. Die fertilen Pampas, die von dem 32. Grad bis zur Sierra Ventura und Bahia Blanca eine völlig ununterbrochene Ebene bilden, sind von einer Schicht gelben und röthlichen, kalkhaltigen Lehmes bedeckt, die eine durchschnittliche Mächtigkeit von 15—20 Metern hat und in welcher sich die besterhaltenen Reste ausgestorbener riesiger Säugethiere finden, welche uns Spätgeborenen bekannt geworden sind. Charakteristisch ist ihr der gänzliche Mangel jedes Baumwuchses und aller Holzgewächse; nur an den Rändern der Bäche und an den Ufern der größeren Flüsse kommen Weiden (*salix Humboldtiana*) vor; dagegen sind sie an Gräsern fruchtbar, die zwar nicht reich an Arten, aber in hohem Maße ergiebig und ausdauernd sind und welche durch diese Eigenschaften das Aufkommen zahlreicher Heerden von Rindvieh auch ohne menschliches Zuthun begünstigt haben.

Die Pampasbewohner unterscheiden die Gräser in *Pasto duro* und *Pasto blando*, hartes und weiches Gras. Das erstere besteht aus Gramineen, die bis zur Blüthezeit ein kräftiges, nahrhaftes Futter liefern und ihrer Härte und Länge wegen sich besser für Rindvieh und Pferde als für Schafe eignen; nach der Blüthezeit trocknen sie ab und werden strohartig, behalten aber doch einigen Nahrungswert. Unter *Pasto blando* verstehen sie weichere, saftigere Gräser, einige Kleearten, sowie die buntblüthige Distel, die bis zur Reife des Samens ein saftiges, nährendes Futter, namentlich für Schafe, geben, aber weil sie einjährig sind, nach der Reife absterben und den Boden kahl lassen, so daß im Winter Vieh nicht darauf erhalten werden kann. Auf den jungfräulichen Steppen kommen beide Pflanzengruppen neben einander vor; auf höheren Stellen überwiegen die des *Pasto duro*, auf tieferen Klee und weiche Gramineen. Bemerk't wird, daß die Beweidung den Charakter des Graswuchsthum's ändert, daß, zumal in Folge von Schafweide, an Stelle der harten Gräser weiche und für-

zere treten. Von dieser Art ist der Boden in der Provinz Buenos Aires, in der südlichen Hälfte der Provinzen Santa Fé und Córdoba und in der oberen Strecke der patagonischen Ebene. Nach Westen und Nordwesten davon liegen die sterilen Pampas, im Nordosten das walbige Terrain des Gran Chaco. Auf den sterilen Pampas sowie in der patagonischen Ebene südlich von dem Rio Colorado fehlt die Lehmede über dem Boden, der, mit Steingeröll bedeckt und vorwiegend trocken, nur etwas Buschwald hervorbringt.

Der Busch- oder Monte-(Wald)-Formation, die sich nicht scharf gegen die fruchtbaren Pampas absetzt, sondern in sie hineingreift, auch in Enklaven innerhalb derselben erscheint, ist charakteristisch, daß sie überwiegend Sträucher von niedrigem, krüppelhaftem Wuchse hervorbringt mit struppig sperrigen Aesten, meist mit Stacheln oder stechenden Blättern. Diese Wehrhaftigkeit des Buschwaldes ist so ausgesprochen, daß Professor Hieronymus die Meinung äußerte, es gäbe im argentinischen Busche überhaupt keine Pflanze ohne Stachel oder Dorn. Am meisten vertreten ist die Familie der Mimoseae, darunter die Algaroben (besonders die weiße, *prosopis alba*), die als Sträucher wachsen, aber auch als Bäume vorkommen, im letzteren Falle mit wenig geraden, schon in geringer Höhe verästeten Stämmen, welche flache, lichte Kronen haben und deren Samenschoten dem Johannisbrotde ähneln; sodann die Quebracho-Arten, Flojo, ein ästiger Strauch mit lederartigen, an drei Ecken stechenden Blättern und Blanco, ein mittelhoher Baum mit ovalspitzen, stachelbesetzten Blättern, dessen Holz wegen des starken Taningehalts neuerdings ein Ausfuhrartikel geworden ist.

Wesentlich anders sind die Verhältnisse im Osten des Paraná in dem zu Argentinien gehörigen Gebiete, das zwischen dem Paraná und dem Uruguay liegt, und das man deshalb das argentinische Mesopotamien zu nennen liebt. Es sind die

Provinzen Entre Rios und Corrientes und der als Territorium verwaltete, Argentinien zugefallne Antheil an den ehemaligen Misiones. Die Bodengestaltung sowohl als die Vegetation sind hier im Allgemeinen denen von Uruguay und denen des Südens von Brasilien ähnlich, hügeliger Boden mit Graswuchs, aber auch mit kräftiger Baumvegetation und wenn auch dem biblischen Vorbilde an Fruchtbarkeit nicht gleich, so doch immerhin in höherem Maße kulturfähig.

Die fruchtbaren Pampas sind nach den klimatischen und Vegetations-Verhältnissen überwiegend zur Viehzucht geeignet und werden dazu auch benutzt.

Ansiedlungen sind, abgesehen von den Flußläufen, an die Cañadas, die flachen Vertiefungen, gebunden, in deren Mulden sich Lagunen bilden, welche den nöthigen Wasserbedarf liefern, oder in denen in geringer Tiefe unter dem Boden Wasser zu finden ist, dessen Vorhandensein das Fortkommen von Kulturpflanzen bedingt. Zum Ackerbau taugen die Pampas nur in beschränktem Umfange, nach der Ansicht der Naturkundigen von Córdoba nur soweit, als die Luft die erforderliche Feuchtigkeit enthält, was für eine Strecke von etwa zwanzig Meilen Breite westlich von dem Parana längs des Laufes dieses Stromes gilt. Die Grenze soll hier an dem Unterschiede des Graswuchses deutlich erkennbar sein.

Außer den klimatischen und Bodenverhältnissen kommen für die Kultivirung des Landes noch zwei Momente in Betracht, die Verheerungen durch die Heuschrecken und die Feindseligkeit der Indianer. Durch die Plage der ersteren sind viele Distrikte in den letzten neun Jahren regelmäßig in größerer oder geringerer Stärke heimgesucht worden, während das Land vorher mehrere Jahre hindurch davon verschont geblieben war. In der Regel erscheinen sie im September und Oktober; im letzten Jahre kamen sie ausnahmsweise schon im Juli. Das Einfallen wird hauptsächlich bedingt durch die Winde, die Tem-

peratur und das Ablegen der Eier. Bei günstigem Winde soll ein Schwarm hundert Wegestunden am Tage fliegen, bei schwachem oder kälterem Winde nur einige Stunden. Mit Vorliebe fliegen sie nach Gewittern, die im November und Dezember häufig sind, und welchen in der Regel Südwind folgt, mit dem sie nach Norden ziehen. Auch am Boden marschiren sie nach Beobachtung von Augenzeugen stets in nördlicher Richtung, weil sie im Gran Chaco überwintern. Die Schwärme erscheinen bei dem Fliegen wie Gewitterwolken am Himmel, röthlich leuchtend und so dicht, daß sie thatsächlich die Sonne verdunkeln. Ein durchaus vertrauenswerther schweizer Kolonist am Paraná erzählte mir von einem Schwarme, der vor einigen Jahren einfiel und siebzehn Leguas lang und über eine Legua breit war, den Boden zollhoch bedeckend. Die Heuschrecken, hier Langostas genannt, schaden nicht sowohl dem Weizen, der, wenn früh ergriffen, wieder wächst, selbst zwei Mal, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, als dem Mais, dem Gemüse und den Bäumen. Von den letzteren fressen sie am liebsten die Weiden und Obstbäume, dagegen niemals den Paraiso. Die angefallenen Bäume sollen demnächst einen kläglichen Anblick bieten, da auch die Rinde abgefressen wird. Mittel zum Schutze gegen die Heuschrecken gibt es nicht; man hat in einigen Distrikten den Versuch gemacht, sie durch Uebergießen von heißem Wasser zu tödten, das warme Bad machte sie aber nur um so munterer, und das Geld war weggeworfen; dagegen haben sie wirksame, natürliche Feinde: die Seemöven, welche in großen Schwärmen hinter dem Pfluge flattern, um die ausgeworfenen Eier und Larven der Heuschrecken zu verzehren, und eine Art Geier, außerdem nach den Beobachtungen des hiesigen deutschen Arztes eine Art Bandwurm oder Fadentwurm, der eine Länge von mehreren Ellen erreichen soll, sowie die Fliegen, die ihre Eier in den Leib der Heuschrecken legen, wenn derselbe, was nach der Häutung der Fall, weich ist. Die Häutung geschieht nach

demselben Beobachter vier Mal; nach der letzten wachsen die Flügel, vorher hüpfen die Bestien; die Weichheit des Leibes, welche den Fliegen die Unterbringung der Eier ermöglicht, hört auf, sobald er von der Sonne beschienen ist.

Von besserem Erfolge sind die Schutzmittel gegen die Einfälle der Indianer, welche im Norden und Süden früher schlimme Friedensstörer waren. Dort sind sie durch die Truppen und die aus der Vertheidigung zum Angriffe übergegangenen Ansiedler soweit an die Grenzen und darüber hinaus gedrängt und die letzteren sind durch militairische Posten so gesichert, daß die Indianer eine ernste Gefahr nicht mehr bilden, vielmehr, wenn auch erst vereinzelt, als Arbeiter benützt und damit der Civilisation gewonnen werden. Schwieriger war die Aufgabe in den südlichen Pampas und in Patagonien, von wo die Indianer in die besiedelten Distrikte Raubzüge zu Pferde unternahmen und wo sie den Verfolgern schwer erreichbar waren. Um hier Sicherheit zu schaffen, ist im Jahre 1879 eine Expedition unter der Leitung des damaligen Kriegsministers General Roca organisirt worden, welche in fünf Kolonnen nach den Pampas vordrang und so erfolgreich operirte, daß die Indianer sich unterwarfen oder in die Andes flohen, und daß nunmehr das Land bis an den Rio Negro und den ihm vom Nordwesten zufließenden Rio Neuquén als gesichert betrachtet wird. Militairische Posten längs der beiden Flüsse sollen die Bürgschaft geben, daß dieser Erfolg nicht ein bloß vorübergehender sei. Bezüglich der Benutzbarkeit des Landes ist der Leiter der Expedition, die, wie schon erwähnt, auch von deutschen Gelehrten begleitet war, zu dem Resultate gekommen, daß das Land zwischen dem Rio Colorado und dem Rio Negro, welche im mittleren und unteren Laufe fast parallel von den Andes zum atlantischen Oceane fließen, zwar Pflanzen trage, aber wasserarm sei und nur mittelst künstlicher Bewässerung, zu welcher der Rio Colorado sich eigne, anbaufähig sein würde. Günstiger

sollen die Verhältnisse nur im Westen dieses Gebietes zwischen den Rios Rauquén und Limay auf den Abhängen der Andes liegen, dem Territorium de Limay, welches der Präsident der Republik in seiner diesjährigen Botschaft an den Kongreß die argentinische Schweiz nennt, mit Süßwasserseen 3—4000 Fuß über dem Meere, grasreichen Thälern und Wäldern von Pinien und Apfelbäumen.

Ich habe diese allgemeinen Bemerkungen, die ich hier aus gedruckten und mündlichen Mittheilungen entnommen und zum Theil durch den Augenschein gewonnen habe, zusammengestellt, weil ich annehme, daß die Zusammenstellung, auch wenn sie nicht viel Neues enthält, Dir in einer Zeit, wo bei uns von den La Plata Ländern als für die Kolonisation oder die Auswanderung geeigneten Gebieten viel die Rede ist, nicht unwillkommen sein werde; zugleich werden sie leichter verständlich machen, was ich über die bisherige Einwanderung und die mit den bisherigen Kolonisationsversuchen erreichten Erfolge mitzutheilen vermag.

Ueber den Umfang der Einwanderung fehlen sichere Zusammenstellungen, selbst aus den letzten Jahrzehnten. Der Präsident der Republik hat sie für das letzte Jahr (1881) auf 32 817 angegeben. Für den Zeitraum von 1857—1875 finde ich eine Schätzung von rund 450 000, die aber unzuverlässig ist, weil sie bei den mittelst der Dampfschiffe Angekommenen alle Passagiere der dritten Klasse schlechthin als Einwanderer rechnet. Beim Censuz von 1869 war die Zahl der im Auslande Geborenen auf 210 189 ermittelt worden. Etwas speciellere Angaben über die Zahl der Einwanderer liegen für die Jahre 1870—1875 und für die folgenden Jahre vor, soweit sie der für sie eingerichteten Herbergen sich bedient haben. Dies ist auch bezüglich der Nationalität der Einwanderer der Fall, und es ergibt sich daraus, daß sie wie in Uruguay in ihrer großen Mehrheit den lateinischen Racen angehören. Von den

im Jahre 1869 als Ausländer registrirten Einwohnern waren mehr als 65 Prozent von Europa eingewandert: Italiener, Spanier, Franzosen, davon mehr als die Hälfte Italiener; nur etwa 10 Prozent gehörten der anglo-germanischen Race an. Dasselbe Verhältniß zeigen auch die Jahre 1870—1875, in denen 96 296 Italiener direkt in Buenos Aires landeten, während die Zahl der Deutschen in diesen 5 Jahren nur 2114 betrug. Die späteren Jahre ergeben für die Italiener noch günstigere Proportionen, so daß sie zur Zeit unzweifelhaft die relative Mehrheit unter den eingewanderten Europäern darstellen. Sie gelten für sehr arbeitsam und mäßig. Man sagt, daß sie nach der Ankunft in Buenos Aires aus Sparsamkeit oft zu vier in einem Loche wohnen und zu zwei in einem Bette schlafen, ganz ähnlich wie man es in den italienischen Quartieren in London und New-York sehen kann. Ein Stück Brod und einige Zwiebeln genügen ihnen als Nahrung, darüber hinaus machen sie keine Ansprüche auf Lebensgenuß. Sie trinken zwar Wein, aber höchst selten Brantwein. In den von italienischen Einwanderern besiedelten Kolonien wird wenig Vieh geschlachtet, weil sie sich den Fleischgenuß versagen. Dafür altern sie rasch, so daß ein Alter von 60 Jahren schon als ein hohes Alter gilt. Bezeichnend für ihre Haltung und ihre wirthschaftlichen Gewohnheiten ist, daß sie auf ihren Kolonien wenig Bäume pflanzen und daß sie den Boden ohne Ersatz ausnutzen und dann verlassen. Einzelne, die etwas erworben haben, kehren nach Italien zurück; doch schätzt man ihre Zahl, soweit es sich um Kolonisten handelt, auf nicht mehr als 1 Prozent. Diese werden dann die besten Agenten für neue Auswanderung. Nach den Italienern rangiren der Zahl nach die Spanier, die meist aus den baskischen Provinzen und Katalonien kommen, kenntlich an ihren runden Mützen (Boynos) und als gute Arbeiter geschätzt. Dann folgen die Franzosen, die selten Ackerbauer werden, sondern fast ausschließlich in ihren nationalen Handwerken und

Geschäftsbetrieben als Friseure, Schneider, Hutmacher, Uhrmacher, Hoteliers u. s. w. thätig sind. Ackerbauer sind dagegen vorwiegend die Schweizer, die als arbeitsam aber auch als eigensinnig und schwer zu behandeln geschildert werden.

Der Präsident rühmte in seiner Kongreßbotschaft, daß die Einwanderung, wenn sie im Verhältniß zu den Reizen und Vortheilen des Landes auch viel zu gering erschiene, doch für sich hätte, daß sie freiwillig wäre, und daß die Mehrzahl der Einwanderer Ackerbauer wären, die mit einigem Kapitale ins Land kämen. Um die Prosperität der Republik zu fördern, würde es indessen nothwendig sein, der Einwanderung durch gänzliche oder theilweise Uebernahme der Passagepreise, durch Stellung billiger Bedingungen beim Landerverwerb und durch die Gewährung von Schutz und Unterstützung an die Einwanderer in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft nachzuhelfen. Die ungeheuren Flächen nationalen Grundeigenthums (44 000 Quadrat-Legas), welche der Bebauung harren, wiesen die Regierung darauf hin, sie durch gute Kolonien zu bevölkern.

Was die bisher angelegten Kolonien angeht, so sind dieselben verhältnißmäßig nicht umfangreich und die Erfolge nur ausnahmsweise günstig gewesen. Ich bemerke dabei zur Erläuterung, daß man Kolonien hier nicht bloß die von Einwanderern aus Europa oder aus amerikanischen Ländern begründeten oder bewohnten Ansiedlungen nennt, sondern ohne Unterschied der Herkunft der Ansiedler alle Gruppen von Niederlassungen, von denen aus vorwiegend Ackerbau getrieben wird. Derartige Kolonien verdanken ihre Entstehung der Initiative theils der Bundesregierung, theils der Provinzialregierungen, oder sie entstanden auf private Anregung.

Die Zahl der auf nationalem Grunde bisher errichteten Kolonien beträgt acht und die Zahl der darauf angesiedelten Bewohner belief sich nach der Botschaft des Präsidenten im Jahre 1881 auf 9360 mit einem Grundbesitze von 320 888 Hek-

taren. Drei derselben liegen in der Provinz Corrientes: „Resistencia“ in der Mission von San Fernando am Paraná, an der Grenze des Gran Chaco mit 895 Einwohnern, meist Italienern; „Presidente Alvareda“ bei Goya am Rio el Rey mit 1130 Einwohnern; „Formosa“ mit 441 Einwohnern am Chaco an der Grenze von Paraguay, letztere beide vorwiegend von Oesterreichern bewohnt und sämmtlich erst seit 1878 begründet. Vier sind in der Provinz Entre Rios angelegt worden, die älteste davon „San Libertad“ im Jahre 1876 an der Eisenbahn von Concordia nach Monte Caseros, von deren Einwohnern (1070) die Mehrzahl Italiener sind, unter denen aber 120 Deutsche und einzelne Schweizer und Oesterreicher wohnen; „San José“ in der Nähe des Uruguay, „Villa Urquiza“ am Paraná, oberhalb der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz, endlich „General Alvear“, ebenfalls in der Nähe von Paraná mit 1856 Einwohnern, in der Mehrzahl Deutschrussen und Argentinier. Die älteste der acht nationalen Kolonien endlich, die Colonia Galense, die schon 1866 mit Walisern besetzt wurde, liegt am Rio Chubut in Patagonien dicht oberhalb der Mündung desselben. Sie ist immer ein Schmerzenskind gewesen, so daß die Regierung selbst den Ansiedlern den Vorschlag gemacht hat, sie zu verlassen, worauf diese jedoch nicht eingegangen sind. Ihre (1205) Bewohner haben bisher nur eine geringe Fläche (331 Hektare) kultivirt und leben mehr von Jagd, Fischfang und Tauschhandel mit den Indianern, als von der Bebauung des Bodens.

Daß der Erfolg, welchen die Regierung mit diesen Anlagen gehabt hat, im Ganzen gering sei, wird von ihren eigenen Organen nicht in Abrede gestellt; sie finden den Grund hauptsächlich in dem Mangel an Aufsicht und an tüchtiger Leitung der Kolonien, die sich selbst zu sehr überlassen geblieben.

Von den Provinzialkolonien sind zwei in Córdoba, die

1877 und 1878 angelegt wurden, zu nennen: San Pacho an der Eisenbahnstation Andino, und Caroya, 10 Leguas von der Stadt Córdoba bei der Eisenbahnstation Jesus Maria, zusammen mit 2763 Einwohnern, von denen mehr als  $\frac{2}{3}$  (2070) italienischer Abstammung sind.

Was die Privatkolonieen anlangt, so ist in der Provinz Buenos Aires nur eine solche Kolonie von einiger Bedeutung, Olivaría (1750 Einwohner). In Patagonien, das im Ganzen bisher nicht mehr als etwa 4000 Ansiedler zählt, sind die Ufer des Rio Negro etwa 25 Leguas von der Mündung an aufwärts von Kolonisten bewohnt. Darüber hinaus schließt Wassermangel auf der ganzen Ostseite des Landes Ansiedlungen aus. In Entre Ríos sind etwa siebenzehn nennenswerthe Gruppen von Niederlassungen, die als Kolonieen bezeichnet werden. Die meisten und bestentwickelten Privatkolonieen hat die Provinz Santa Fé. Sie liegen in zwei größeren Komplexen im Süden und Norden, außerdem aber auch zerstreut längs des Paraná von der Stadt Santa Fé aufwärts und in den Departements von Rosario und Geronimo. Des südlichen Komplexes, der längs der Eisenbahn von Rosario nach Córdoba auf dem der Eisenbahngesellschaft bei der Konzeßionirung gewährten Lande liegt, habe ich bereits früher Erwähnung gethan, zugleich bemerkend, daß ein besonderes Gedeihen nicht zu erkennen sei. Die Hauptfrucht des bebauten Landes ist Weizen; über die Kultur ist zu sagen, daß der rohe Boden zuerst im April und Mai 5—6 Zoll tief gepflügt wird und dann liegen bleibt. Im nächsten Jahre wird er tiefer gepflügt und besäet, als Ausfaat rechnet man 40—50 Kilogramm per Hektar. Man säet dünn, weil der Weizen stark bestockt und, wenn er zu dicht steht, leicht vom Rost befallen wird. Als durchschnittlichen Ertrag rechnet man 12—16 Korn. Diesen Ertrag leistet der Boden drei Jahre nach einander, manchmal auch länger. Dann bleibt er als Weideland liegen oder wird mit Mais bestellt, für welchen er

unbeschränkt tauglich bleibt; nach dem Mais pflanzt man gern Kürbisse, die sehr gedeihen und sehr beliebt sind.

Der nördliche Komplex ist räumlich und der Bewohnerzahl nach bedeutender und erfreut sich, nachdem viele Schwierigkeiten überwunden sind, nunmehr einer gewissen Konsolidirung und gedeihlichen Aufschwunges. Er liegt geschlossen im Nordwesten der Stadt Santa Fé, westlich von dem in den Paraná unterhalb Santa Fé einmündenden Rio Salado.

Auf Empfehlung meiner Freunde in Buenos Aires habe ich diese letztere Gruppe von Kolonien, welche sich um die von Esperanza schließen und nach derselben benannt zu werden pflegen, besucht, und bin zu diesem Zwecke von Córdoba, bis wohin Dich mein letzter Brief geführt hat, nach Rosario zurückgekehrt, um dort einen der Dampfer abzuwarten, welche den Paraná befahren.

Ich benützte den Aufenthalt in Rosario, um eine sogenannte Barraca zu sehen, eine Anlage, in welcher Bestandtheile des geschlachteten Viehes außer Fleisch gewissen vorbereitenden Bearbeitungen unterzogen werden, ehe sie in den Handel kommen. Dies sind namentlich Häute, Hörner, Klauen, Knochen und Haare. Von der Ausdehnung und Bedeutung einer solchen Anlage, die in der Regel auch mit einer Fabrik von Seife und Lichtern zur Verwerthung des Talges und Fettes verbunden ist, ist es schwer, ohne den Augenschein sich eine Vorstellung zu machen. Ich enthalte mich aber auch der Beschreibung, da ich zweifle, daß die Operation des Trocknens, Salzens und Imprägnirens von Rindshäuten, die Gewinnung von Maschinöl aus Ochsenklauen und die Reinigung der Kuhschwänze von daran haftenden Kletten Dir einer Schilderung werth erscheinen werden. Nur eins hebe ich zur Illustrirung hervor. Ehedem blieben die Kadaver gefallener Rinder auf den Pampas liegen, und ihre Knochen bleichten in der Luft, nachdem Prairiehunde und Geier sie abgenagt hatten; heute werden die Knochen

gesammelt und ausgeführt und eine Schiffsladung von 500 Tons gilt in England 3000 Pfund Sterling.

Die Fahrt von Rosario nach Santa Fé dauerte 15 Stunden, fiel also zum Theile in die Nacht. Der Paraná ist oberhalb Rosario nicht wesentlich verschieden von dem unteren Laufe. Wenn den argentinischen Flüssen im Allgemeinen eigen ist, daß ihre wechselnde Wassermenge ein breites flaches Bett mit vielen Krümmungen bildet und daß kein einziger das ganze Jahr hindurch gleichmäßig befahrbar ist, so folgt auch der Paraná dieser Regel insoweit, daß er sein Bett unaufhörlich ändert. Da er über losen Sandgrund und zwischen weichen Ufern fließt, spült er die letzteren beständig ab, und die Folge ist, daß sich die Fahrstraße häufig verlegt. Die Schiffe müssen daher mit großer Vorsicht geführt werden, um so mehr, da zahlreiche und oft umfangreiche Inseln im Strome liegen, welche das Fahrwasser verengen.

Wir hatten Rosario am Nachmittage verlassen und sahen die hochliegende Stadt noch im Abendlichte, als wir bereits eine Stunde den Strom hinab gedampft waren. Er zeigte auch heute eine spiegelglatte Fläche ohne merkbare Strömung; an den stillen Ufern breiteten sich wahre Gärten von Wasserrosen aus; ganze Inseln von schwimmenden Wasserpflanzen trieben am Schiffe vorüber; da und dort stand im Gebüsch ein weißer Reiher unbeweglich und ernsthaft auf einem Beine und schien seinen Gedanken nachzuhängen, ohne sich um das Rädergebrause des Dampfers zu kümmern; ein Barkschiff unter vollem Segel glitt leise abwärts wie ein großer Schwan. Ich wünschte, Scherres wäre an meiner Stelle oder wenigstens an meiner Seite gewesen, um das Wasserbild zu fixiren, das durch seine Ruhe und Einfachheit etwas Feierliches hatte, und dem der weite Horizont und der breite, bei aller Gelassenheit mächtige Strom, zugleich den Charakter des Erhabenen gaben.

Das Schiff legte, bevor es nach Santa Fé kam, bei der

Stadt Paraná an, die am linken Ufer des Stromes Santa Fé gegenüber liegt, jedoch ziemlich weit davon ab, da letztere Stadt an einem der Arme des Rio Salado, welche mit dem Paraná verbunden sind, gelegen ist.

Santa Fé ist die Hauptstadt der Provinz und daher Sitz des Gouverneurs und der Provinzialvertretung. In früher Zeit begründet (1527), war es stets ein von den Indianern gefährdeter Außenposten, bis diese von den nach Norden vordrückenden Kolonisten zurückgedrängt worden sind. Ziemlich weitläufig gebaut, um eine ausgedehnte und gut gehaltene Plaza mit alten Bäumen und frischen Springbrunnen, macht es den Eindruck einer wohlhabenden Landstadt, ähnlich Colima in Mexiko, nur daß die tropische Vegetation fehlt. Drei Palmen, die in einem Garten in einer der Nebenstraßen standen, und Gärten im Inneren der Häuser, aus denen Orangen leuchteten, waren ein schwaches Abbild von der Fülle tropischen Wachstums. Während der Vorbereitung für die weitere Reise hatte ich Zeit mich umzusehen. Ich kam dabei in die Kirche an der Plaza, in welcher die Schüler des Kollegio die Frühmesse hörten, die kleineren näher am Altare, die älteren, unter ihnen viele schon männlich aussehend, in den hinteren Bänken, alle unter der Obhut eines Priesters mit einem Rosenkranze in den Händen, der ausfah, wie ich mir Ignatius Loyola vorstelle.

Um nach dem Hauptorte der Kolonien, Esperanza, zu gelangen, das etwa acht Leguas von Santa Fé liegt, mietete ich einen Wagen, der mich in frischem Trabe in 3 $\frac{1}{2}$  Stunden an das Ziel brachte. Wir hatten etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde von der Stadt zunächst ein weites Inundationsgebiet des Rio Salado auf einem zwei Kilometer langen Damme zu passiren, den ein Privatmann für eigene Rechnung gebaut hat und für dessen Benutzung eine Abgabe zu entrichten ist. Sie wird gern entrichtet, da vor dem Bau, der erst vor sieben Monaten fertig geworden ist, das jenseitige Ufer der lagunenartigen Wasser-

fläche nur durch einen Umweg, der mehrere Stunden kostete, erreicht werden konnte. „Un lindo trabajo“, eine hübsche Arbeit nannte mein Kutscher das Bauwerk. Dann ging es durch Buschwald von Algaroben und Quebrachos, die, mehr Sträucher als Bäume, über das Feld gestreut waren und in dieser winterlichen Jahreszeit grau und ledern aussahen, in denen es aber von allerhand Gethier ungemein lebendig war. Es wimmelte von Vögeln; da waren Kardinäle von verschiedenen Arten, schwarze und weiße mit rothen Mützen und gelbe mit schwarzen Häubchen, die Calandria, eine Singdrossel, die lange sackförmige Nester an die Bäume hängt und auch gern in der Nähe von menschlichen Wohnungen nistet, dann kleine Rebhühner, die selten fliegen, dafür aber hurtig am Boden laufen; es gab jeden Augenblick etwas Lebendiges in der Luft oder auf den Zweigen. So war es auch auf dem Wasser gewesen, wo außer Wasserhühnern und Enten schwarze Taucher, Macá benannt, in großer Menge bei der Arbeit des Fischens waren, was sie trefflich verstehen. Ich beobachtete, daß sie 30—40 Mal hintereinander mit kurzen Pausen eintauchten, dann aber, wie die meisten ihrer Art, sich die Beute streitig machten.

Hinter dem Buschwalde begann die baumlose Ebene, auf der das Auge kaum einen Ruhepunkt hatte, und die jetzt, wo alles Gras vertrocknet und die Felder leer waren, von farbloser Eintönigkeit schien; aber es strich ein frischer Wind darüber, der etwas von dem Hauche des Seewindes hatte, und da der Himmel wolkenlos war und die Luft milde, ohne heiß zu sein, war die Fahrt doch angenehm.

Ich war in Esperanza an einen Schweizer, Herrn Jakob Denner, gewiesen, den ich aussuchte und heimisch fand. Er nahm mich sofort in sein Haus auf und übte nicht nur in der gemüthlichsten Weise Gastfreundschaft, sondern opferte mir auch seine Zeit, um mich mit Esperanza sowohl als mit der Um-

gebung bekannt zu machen. Mit dem Städtchen ging das ziemlich rasch, da außer der katholischen Kirche und der Plaza Sehenswürdigkeiten nicht zu zeigen waren; die letztere hat genug Platz für Schmuckanlagen, zur Zeit als solche aber nur den natürlichen Rasen des Bodens und einige Reihen junger Bäume, welche sie auf der Außenseite umgeben. Die Straßen sind noch ungepflastert, haben indeß durch die Bauart der Häuser und die Geschlossenheit der Bauten bereits ein städtisches Aussehen. Die Einwohner, deren Zahl sich auf etwa 3000 beläuft, sind in der Mehrzahl Ackerbauer, jedoch sind auch Anfänge industrieller Thätigkeit vorhanden in mehreren Dampfmehlmühlen, einer Brantweinbrennerei und einer Eisengießerei, die von Deutschen betrieben werden. Der Nationalität nach stehen die Italiener voran, die meist aus der Umgend von Turin stammen und als fleißige und gute Ackerbauer gelten, ihnen folgen der Zahl nach Schweizer und Deutsche. Die letzteren verleugnen auch hier nicht ihre Natur; sie haben einen Quartettverein und verbinden sich auch sonst gern zu heiterer Geselligkeit. Selbst eine deutsche Zeitung erscheint, „Der argentische Bote“, deren Drucker und Redakteur der Lehrer der deutschen Schule ist.

Der nächste Tag wurde einer Umfahrt durch die Feldflur von Esperanza und die benachbarten Kolonien gewidmet, bei welcher mein Gastfreund mein Begleiter und Informator war. Wir fuhren von Esperanza durch die Kolonien Cavour und Humboldt nach San Geronimo und von da über las Tonas und Pujato zurück nach Esperanza, stets auf guten Wegen, zu denen es bei dem ebenen Terrain keiner besonderen Kunstbauten bedarf. In Geronimo, das eine massive, stattlich aussehende Kirche hat, machten wir dem Pfarrex einen Besuch, dem würdigen Pater S. J. Niemann, einem Westphalen von Geburt, der seit zehn Jahren in San Geronimo mit großem Erfolg wirkt. Die Gemeinde hat Kirche und Pfarrhaus aus freiwilligen Beiträgen erbaut, derart, daß die Mitglieder selbst

Hand anlegten und die nothwendigen Führen unter sich vertheilten. Auf ähnlichem Wege soll eine Kapelle auf dem Kirchhof errichtet werden. Das Pfarrhaus steht in einem Gärtchen von Cypressen und Algaroben; der Pfarrer lebt darin mit einem dienenden Bruder, der die Kirche, die Schule und die Küche besorgt. Es war gut reden mit dem geistlichen Herrn, der sich zu seiner alten westphälischen Heimath durch den ausgeprägtesten Dialekt bekannte.

Auf den ausgedehnten Flächen, über welche wir fuhren, war kein Baum oder Strauch zu sehen, es sei denn an den Ansiedlungen, wo Algaroben und Paraisobäume gepflanzt werden; die Ebene ist vollkommen gleichmäßig, nicht die leiseste Schwellung des Bodens ist merkbar. Die Ländereien sind durch Fenze von Draht eingezogen, hoch genug ( $3\frac{1}{2}$  Fuß), um das Ein- und Austreten von Vieh zu hindern. Der Draht wird an Pfosten von Algarobholz befestigt, die in Abständen von 5—6 Fuß in den Boden geschlagen werden. Als besonders zweckmäßig gilt ein Fenz von zwei Drähten aus Stahl und zwei Drähten, die mit Stacheln besetzt sind; in der Regel sind jedoch nur drei Reihen übereinander. Die Gebäude der Ansiedlungen sind durchgängig massiv, von Mauersteinen mit Ziegeldach und enthalten in der Regel zwei Stuben und eine Küche; nur zum Sockel wird Kalk verwendet, zwischen die Ziegel der Wände wird als Bindemittel Lehm gelegt. Sie bleiben meist ungetüncht im Rohbau, was nicht gerade den Eindruck der Wohnlichkeit macht. Auch bei dieser Fahrt fiel mir die große Menge von Vögeln auf, welche die Felder belebten: kleine Falken, so wenig scheu, daß sie den Wagen passiren ließen, ohne aufzufliegen, niedliche Käuzchen, dann Schwärme von Zeisigen, welche die Körner lieben und von wilden Tauben verschiedener Arten und Größen, welche solche Körnerfresser sind, daß sie der Weizenfaat gefährlich werden, in der Luft muntere Lerchen und am Boden Grassmücken; anderswo gab es Wiedehopse und Ribize und

die amerikanischen Elstern; auch die Staare waren da, welche sich auf den Rücken der Kinder und Pferde setzen, um ihnen parasitische Insekten abzusuchen. Dagegen fehlten Schwalben und Sperlinge; die letzteren wollen von der neuen Welt nichts wissen und entarten, wo sie eingeführt werden.

Von den Kolonien liegt der größte Theil (30) in einem zusammenhängenden Komplex nordwestlich von Santa Fé; ihre Gesamtfläche wird für 1881 auf 334 144 Quadratquadras\*) (563 700 Hektare) angegeben, von denen etwa ein Drittel (104 949 Quadratquadras) in Kultur ist. Es liegen aber Kolonien auch vereinzelt bis 50 Stunden nördlich von Santa Fé, vorgeschobene Posten, die bis an den Rio el Rey reichen. Das Land ist in KonzeSSIONen von je 20 Quadratquadras getheilt und wird in solchen verkauft. Für eine Familie, die sich durch Ackerbau erhalten will, werden vier solcher KonzeSSIONen, von denen drei unter dem Pfluge gehalten werden, erforderlich erachtet. Zur Bearbeitung einer derartigen Kolonie bedarf sie 12 Ochsen. Doch gibt es auch kleinere Loose von einer und von anderthalb KonzeSSIONen.

Die Kolonien haben ihren Ausgang von Esperanza genommen, das im Jahre 1855 begründet worden ist und an das sich jener größere Komplex angeschlossen hat. Er erweitert sich jährlich; im Jahre 1870 wurde seine Bevölkerung auf 15 000 Seelen angegeben, im Jahre 1880 auf rund 40 000; in den letzten Jahren hat die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung 3—4000 betragen. Jener Anfang war allerdings sehr schwer und die Kolonisten haben Jahre lang gegen Hemmnisse aller Art zu kämpfen gehabt; in erster Linie gegen die Indianer, welche die Stadt Santa Fé durch Angriffe beunruhigten und welche durch die Anlegung der Kolonie zurückgedrängt werden sollten. Zu diesem Zwecke wurden die ersten

\*) 1 Quadratquadra = 1,687 Hektar.

Ansiedlungen mit festen Thürmen behufs der Vertheidigung versehen und die Häuser in die inneren Ecken der aneinander stoßenden KonzeSSIONen im Viereck zusammengebaut, damit die Bewohner sich gegenseitig besser schützen könnten. Als die Kolonisten sich vermehrten, gingen sie angriffsweise vor und unternahmen mit Unterstützung der Regierung Kriegszüge gegen die feindlichen Stämme. Die Männer wurden getödtet, die Weiber und Kinder mitgenommen und in Santa Fé verkauft, später, als dies Anstoß erregte, vertheilt. Da die Bewaffnung der Indianer, die nur lange Lanzen führen, den Feuerwaffen der Kolonisten nicht gewachsen ist, haben sie auf die Dauer nicht Widerstand leisten können und sind, in der Zahl reduzirt, in die unwegsamen Wälder und Sümpfe des Gran Chaco zurückgedrängt worden. Die nächsten indianischen Niederlassungen liegen weiter als vierzig Stunden nördlich von Santa Fé. Die Feindseligkeit beschränkt sich jetzt auf Diebstahl von Vieh, zu dessen Ausführung Ueberfälle gemacht werden. So versuchten noch vor wenigen Monaten in einer der nördlichen Kolonien Indianer einen Pferderaub an einem Sonntage, den sie in der Meinung gewählt hatten, daß die Kolonisten zur Kirche geritten sein würden; sie kamen aber zu früh; die Pferde und gerade die besten standen gesattelt und die Reiter waren eben zum Ausbruch bereit; nur die weniger guten Thiere waren im Kamp. Beim Wegführen der letzteren wurden die Diebe entdeckt und von den Kolonisten verfolgt; neun von ihnen wurden erschossen, die geraubten Pferde ihnen wieder abgenommen. An blutigen Zusammenstößen fehlt es also auch jetzt nicht, doch sind sie Ausnahmen. Vor größeren Angriffen schützen die Militairposten, die ähnlich wie im Süden gegen die Pampas-Indianer am Rio Negro hier im Norden am Rio el Rey errichtet worden sind. Allmählig könnte sich vielleicht ein friedlicher Verkehr herausbilden, doch ist der völlige Untergang der rothen Race mehr wahrscheinlich.

Der Hauptbestandtheil der Kolonisten sind gegenwärtig Argentinier (18 035) und Italiener (11 477), dann folgen Schweizer (3807 oder etwa 12 Prozent) und deutsche (1428 oder 3 Prozent). Dementsprechend ist die weitaus größte Mehrzahl katholisch. Die italienische Einwanderung kommt meist auf Einladung Angehöriger oder Bekannter. Dabei hat sich als Praxis herausgebildet, daß der Einwanderer im ersten Jahre bei denen, auf deren Veranlassung er gekommen ist, für einen billigeren Lohn als den üblichen arbeitet, für 30 Pesos F. monatlich anstatt für 45. Im nächsten Jahre erhält er ein Grundstück in Pacht, zu dessen Bearbeitung der Eigenthümer den Samen gibt und Vieh und Maschinen stellt, wofür er die Hälfte des Ertrages erhält. Im Store wird während dieses Jahres dem Pächter behufs Entnahme der nothwendigen Lebensbedürfnisse von seinem Verpächter ein Kredit eröffnet, der aber nach Zeit und Betrag beschränkt ist. Er kann in diesem Jahre soviel verdienen, daß er ein Paar Ochsen anschaffen kann, die im Preise von 50—70 Pesos F. stehen. Dann geht es an Erstattung der Vorschüsse für Passage, Unterhalt und Geräthe und von Jahr zu Jahr wächst bei Fleiß und Glück der Verdienst, bis der Pächter Eigenthümer wird.

Das Land in Esperanza und den nächstliegenden Kolonien kostet durchschnittlich per Konzession von 20 Quadratquadras (rund 34 Hektare) 800 Pesos F., in der Kolonie Humboldt, die etwa zwei Stunden von Esperanza liegt, 500 Pesos F.; sechs bis sieben Stunden weiter nach Westen 250 Pesos F. In der Entfernung von vierzehn Stunden nach Nordwesten würde die ganze Quadratlegua von 80 Konzessionen oder 2700 Hektaren für 4—5000 Pesos F. zu haben sein (14—18 Mark per Hektar).

Der Boden wird zum Ackerbau und als Weideland benutzt, zur Zeit noch in größerer Ausdehnung für letzteren Zweck, doch steigt das Verhältniß zu Gunsten des Ackerlandes von

Jahr zu Jahr. Die Hauptfrucht ist Weizen, mit welchem im Jahre 1874 21 000, im Jahre 1879 bereits 94 000 Quadratquadras (159 000 Hektare) bestellt waren. Man sagt, daß er ohne Unterbrechung gedeiht, wo die Humusschicht drei bis vier Fuß Mächtigkeit hat; dies soll im Süden der Kolonie durchweg der Fall sein, wogegen sie im Norden in hügeligem Terrain abnimmt. Der Weizen wird im Juni und Juli gesät; das Land wird mit dem Pfluge gewendet, nicht gedüngt, dann besät und geeegt. Die Eggen sind hie und da von Baumwurzeln. Zum Pflügen werden Ochsen gebraucht; Pferde gelten für weniger ausdauernd und gleichmäßig in der Arbeit, sind auch dem Diebstahle mehr ausgesetzt. Maschinen braucht man nicht, obwohl die Ebenheit und Reinheit des Bodens die Anwendung indicirt, weil das Zugvieh billig ist, dagegen wird das Schneiden durch Maschinen besorgt. Einen Reaper hat fast jeder Kolonist. Das Dreschen wurde früher durch Stuten bewirkt, jetzt geschieht dies seltener, da der Raum für die Erhaltung der Pferde zu fehlen beginnt. Dreschmaschinen sind im Besitze einzelner Unternehmer und werden verliehen. Solche Unternehmer besorgen auch das Schneiden und Einfahren in Akkord. Der Akkordpreis für Schneiden, Einfahren und Dreschen für eine Konzeßion stellt sich auf 140 Pesos  $\text{F}$ . Dazu gehören außer zwei die Maschinen bedienenden Leuten zwölf Arbeiter. Der Bauer beköstigt, abgesehen von der Akkordsumme die Arbeiter, gibt auch das Wasser und das zum Heizen der Lokomobile erforderliche Stroh, sowie die Säcke für den Weizen. Das Schneiden allein wird für 60 Pesos  $\text{F}$ . für die Konzeßion übernommen. Die Frucht einer Konzeßion kann in drei Tagen geschnitten, in zwei Tagen ausgedroschen werden. Das Arbeitslohn während der Erntezeit steht auf 12 Reales oder  $1\frac{1}{2}$  Pesos  $\text{F}$ . (nach dem zeitigen Kurse etwa = 3,60 Mark).

Der Ertrag einer Konzeßion stellt sich im Durchschnitt

auf 100 Fanegas\*) oder im Verhältniß zur Ausfaat wie 10 : 1. Das Jahr 1880 hat in Folge einer durch Heuschrecken und vielen Regen veranlaßten Mißernte, wie sie in 25 Jahren nur einmal vorgekommen ist, nur 30 Fanegas ergeben; im Jahre 1881 war der Durchschnittsertrag 80 Fanegas. Die beste bekannte Ernte brachte 40mal die Ausfaat.

Ein Vergleich des Ertrages mit den Produktionskosten hat wie überall seine Schwierigkeit. Die Rechnung, welche mein Begleiter über letztere aufmachte, und deren Détails ich zurückhalte, gab für die Konzeßion bei 10 Fanegas Ausfaat, einschließlich der Zinsen des Anlagekapitals und eines Ansages für die Benutzung der Geräthschaften mit zusammen 50—80 Pesos, einen Betrag von 450—510 Pesos in Santa Fé-Papier, dessen Kurs zu Silber 117:100 ist, in Silberwährung also 384—425 Pesos oder 11,37—12,79 Pesos per Hektar.

Der Preis des Weizens hat in den letzten Jahren stark geschwankt. Im Jahre 1879 galt die Fanega durchschnittlich 6,50 Pesos, in 1880 13,15, 1881 13—18, vor der letzten Ernte 16—11 und 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Pesos in Papier. Diese Schwankungen sind zum Theil Folge der Spekulation. In den Kolonien bestehen sehr viele, nach der Meinung einiger zu viele, Mühlen, welche für eigne Rechnung mahlen. Die Müller spekuliren deshalb in Getreide. Die Mühlen in Buenos Aires können mit denen der Kolonien nicht konkurriren und die

---

\*) Die Fanega ist ein Fruchtmaaß, das nicht bloß für verschiedene Fruchtgattungen, sondern auch für dieselbe Fruchtgattung in den verschiedenen Staaten, ja selbst in den Distrikten eines Staates verschieden ist. Es wiegt die Fanega

	in Buenos Aires:	in Santa Fé:
Weizen . . . .	9 Arrobas = 225 Pfund;	= 375 Pfund.
Gerste . . . .	8 " = 200 "	= 350 "
Mais in Kolben .	13 " = 325 "	= 300 "
Mais abgeförnt .	9 " = 225 "	= 400 "

letzteren ziehen deshalb so viel Getreide an sich, wie sie können, um den Markt zu dominiren. Dadurch werden die Kolonisten in die Spekulation gezogen. Der Weizen wird auf Termin gekauft und in den Speichern der Müller niedergelegt, mit der Maßgabe, daß dem Verkäufer das Recht zusteht, bis zum Termin zu bestimmen, an welchem Tage der Preis gemacht werden soll. Dabei machten die Kolonisten im letzten Jahre ein glänzendes Geschäft. In diesem Jahre trieben die Müller anfangs die Preise sehr hoch, dann aber machten sie einen Ring und drückten sie so, daß die Kolonisten zu kurz kamen. Die Börsen sind die Wirthshäuser. Der Versuch einer Aktiengesellschaft in Rosario, die einen Elevator nach nordamerikanischer Art erbaut hat, das Geschäft an sich zu ziehen, hat bisher keinen Erfolg gehabt. Dagegen ist die Anlage solcher Speicher, die in Buenos Aires unter dem Namen Barracas bereits bestehen, in der Kolonie selbst in Aussicht genommen.

Neben dem Weizen wird in erster Linie Mais gebaut. Man pflanzt ihn auf Neuland als Vorfrucht von Weizen, um das Land nicht leer liegen zu lassen und von Unkraut rein zu halten. Der Boden wird nur gebrochen, die Körner werden nicht gesteckt, sondern nach dem Pfluge in die Furche geworfen und von der nächsten Furche gedeckt. Er gibt hundertfachen Ertrag, vorausgesetzt, daß Frost und Heuschrecken ihn nicht vernichten, und kann im Jahre zwei Mal geerntet werden. Die Konzeßion bringt bei einer Aussaat von 10 Centnern 5—600 Fanegas in Kolben (à 300 Pfund) oder 250 Fanegas in Körnern (à 400 Pfund). In den entlegenen Kolonien dient der Mais, weil der Transport zu theuer ist, als Viehfutter; die näher am Paraná gelegenen führen Mais aus, der in Brasilien und Antwerpen, aber auch in Spanien und Südafrika Abnehmer findet. Der Preis per Fanega in Kolben steht zur Zeit auf 2 Pesos F., in Körnern 4 Pesos F. Das Auskörnen des Mais ist eine Arbeit der Frauen, die in

geselligen Zusammenkünften beim Herdfeuer bis tief in die Nacht hinein verrichtet wird.

Gerste wird in weit geringerem Umfange gebaut als Weizen, doch vielfach als Grünfutter gebraucht. Zwei deutsche Brennereien, die in Esperanza betrieben werden, haben bislang noch keinen erheblichen Konsum. Deutsches Bier wird dagegen stark eingeführt und hat das englische völlig verdrängt. Als Ausfuhrartikel ist Gerste zur Zeit noch nicht von Bedeutung. Noch weniger wird Roggen gezogen; es geschieht hauptsächlich nur wegen des Strohes, das zum Polstern der Pferdekummete dient. Dagegen hat man seit drei Jahren mit dem Anbau von Lein begonnen und jährlich bereits 350—400 Tons (à 2200 Pfd.) exportirt. Eine Benutzung der Faser fand bisher nicht statt, doch ist im laufenden Jahre ein Versuch damit gemacht worden. Von anderen Erzeugnissen des Bodens sind noch zu nennen Kartoffeln, die gleich den Bohnen zwei Mal im Jahre geerntet werden, und Gemüse, das überall gedeiht, wo die nöthige Feuchtigkeit sich findet, dann die Alfalfa, der spanische Klee, der in gepresstem Zustande ausgeführt wird und auf den Märkten von London und Antwerpen sehr begehrt ist, endlich im Flußgebiete, d. h. in den nördlichen Kolonien am Paraná die Erdnuß (Mani, englisch Peanut), von welcher größere Quantitäten nach Marseille ausgeführt werden, um sich dort als Olivenöl verarbeiten zu lassen. Raps ist als Unkraut stark verbreitet, wird aber nicht kultivirt. Bei Pflanze und gutem Boden kommen auch Bäume außer den schon genannten einheimischen, insbesondere Obstbäume, ganz vortrefflich fort. Der Garten meines schweizerischen Gastfreundes, in welchem Kirichen, Birnen und Wein gedeihen, sowie Cypressen und Casuarien, gibt dafür den Beweis.

Daß mein freundlicher Führer für die Vorzüge eintrat, welche das Land dem Kolonisten böte, konnte nicht Wunder nehmen. Er faßt sie dahin zusammen, daß der Ackerbauer der

Mühe, den Boden durch Ausroden von Bäumen urbar zu machen, überhoben sei, vielmehr schon im ersten Jahre einen Ertrag habe, daß er die heimischen Getreidearten in gewohnter Weise anbauen könne und daß das Klima, das in keiner Beziehung abnorm, dem Mitteleuropäer zusagend sei. Die Sommer-temperatur steigt bis 26° R., ausnahmsweise, und dann nur für kurze Zeit, auf 29°. Im Winter sinkt sie höchst selten unter — 2° R. Der meiste Regen fällt im Februar und März, dann wieder im September und Oktober. Die heißesten Monate, Dezember und Januar, sind auch die trockensten. In regnerischen Jahren sind Gewitter häufig.

Ackerland im Großbetriebe zu bewirthschaften empfiehlt sich nicht, da die Arbeitslöhne zu hoch sind; dagegen bietet der Ackerbau dem Kleinbetriebe überwiegend günstige Chancen.

Wohl geeignet für den Großbetrieb ist dagegen die Estancia-wirthschaft, die Viehzucht im Großen. Auf einer Estancia bei Rosario, deren Verhältnisse mir bekannt geworden sind, wurden bei einem Flächeninhalte von  $\frac{3}{4}$  Quadratleguas 2 — 3000 Stück Rindvieh und etwa 1000 Schafe gehalten; doch ist dies nur möglich bei gutem Graswuchse. Jakob Denner in Esperanza nahm an, daß auf einer Weide mit dem gewöhnlichen Pasto duro oder fuerte 15—1600 Stück Rindvieh auf der Quadratlegua (2700 Hektare) oder 20 Stück auf einer Konzeßion erhalten werden könnten. Unter dieser Voraussetzung berechnete er die Anlagekosten, die sich aus dem Ankaufspreise des Grundstückes (10 000 Pesos), der Einfenzung mit Draht (in bester Ausstattung 6000 Pesos), der Einrichtung von Gebäuden, Corrales oder Viehhöfen und Tränkeinrichtungen (6000 Pesos) und den Anschaffungskosten für 800 Kühe mit Kälbern (24 000 Pesos) zusammensetzen, für die Quadratlegua auf 46 000 Pesos, die jährlichen Betriebskosten, welche durch die Löhnung der Arbeiter und die Instandhaltung der Einrichtungen erfordert werden, auf 1800 Pesos. Als jährlichen Ertrag da-

gegen rechnete er aus dem Verkaufspreise von 800 Kälbern à 8 Pesos 6400 Pesos heraus, fügte aber bei, daß derselbe sich durch Aufzucht von Eiern, die zum Pflügen gebraucht werden, und durch Mast mageren Viehes, das die Hälfte des fetten gilt, steigern ließe. Auch ohne diese mögliche Vermehrung des Ertrages würde sich die Verzinsung des Anlagekapitals auf 10 Prozent stellen. Von anderer Seite wird sie erheblich höher ausgerechnet, in einer landwirthschaftlichen Zeitung, die ich kürzlich gelesen habe, sogar auf 30 Prozent. Ich halte jedoch die Denner'sche Berechnung, bei der allerdings alle Sätze hoch genommen sind, für richtiger.

Auf den Kolonien bei Esperanza wird die Viehzucht in so großem Umfange nicht getrieben; für eine Konzeßion (34 Hektare) rechnet man 20 Stück Rindvieh. Schafe werden wenig gehalten; Schweine werden gehegt und mit Mais gemästet; Viehställe gibt es nicht. Das Vieh schien, wenigstens in dieser Jahreszeit, durchgängig mager, namentlich die Pferde. Ein Schaf gilt mit Wolle 3 Pesos, ein Pferd gewöhnlichen Schlages wenn tauglich zum Ziehen 20, wenn zum Reiten 40 Pesos; eine Milchkuh mit Kalb 30—35 Pesos.

Ich vermuthe, daß Dir alle diese Dinge nicht so interessant vorkommen, wie sie mir schienen, als ich neben Jakob Denner auf dem Buggy saß; dort aber inmitten der unermesslichen Acker- und Weideflächen, deren frischen Erdgeruch der leicht wehende Bampaswind herüber trug, im Anblick des Pfluges, der den bisher unberührten Boden das erste Mal wendete, gegenüber diesen zerstreuten Ansiedlungen, in denen die menschliche Kultur gleichsam von vorn angefangen wird, bekamen sie Werth und Leben. Wäre ich 30 Jahre jünger — — doch das ist eine unmögliche Voraussetzung, und deshalb ist es thöricht Folgerungen daran zu knüpfen.

In Esperanza besuchten wir am folgenden Tage die bedeutenderen gewerblichen Anlagen, unter denen die Mühlen die

erste Stelle einnehmen. In den Kolonien bestehen nicht weniger als 20 Dampfmühlen, davon in Esperanza allein 5, denen zusammen eine Leistungsfähigkeit von 1835 Sack à 2 Centner in 24 Stunden beigemessen wird. Die Fanega Weizen von 375 Pfund gibt Mehl erster Klasse 225 Pfund, zweiter Klasse 25 Pfund, grobe Kleie 75 Pfund, feine Kleie 25 Pfund und 5—6 Pfund Semita oder Gluten, so daß der Gewichtsverlust 20—25 Pfund beträgt. Die Produktion geht natürlich weit über den Bedarf der Kolonie selbst, die davon etwa nur 25 Prozent verbraucht; 50 Prozent gehen nach Entre Rios, Corrientes und Paraguay, der Rest kommt auf den Markt von Buenos Aires. In Brasilien konnte das Mehl zeitweise mit dem der Vereinigten Staaten von Nordamerika konkurriren, doch ließ zu anderer Zeit der Export dorthin keine Rechnung. Der Spekulation als eines Faktors der Preisbildung habe ich schon früher gedacht. Die niedrigsten Mehlpreise waren 1874 per Sack von 200 Pfund 7 Pesos, die höchsten in 1867 24½ Pesos; 1881 bewegte sich der Preis zwischen 11—16 Pesos, in diesem Jahre zwischen 13 und 11 Pesos. Beim Handel nach Brasilien werden kleine Säcke von 50—100 Pfund verwendet; sie geben dort die Hemden für die Negerkinder. Eine Erschwerung des Betriebes ist, daß das Land keine Steinkohlen hat und daß daher die Dampfkessel mit Holz geheizt werden müssen. Dazu dient das Algarobenholz, aber es ist in den Pampas zu spärlich, als daß es dem Bedarfe genügen könnte, und ist daher im Preise bereits erheblich gestiegen.

Bei den Besuchen hatten sich uns mehrere Landsleute angeschlossen, die hier fast alle Staaten des Deutschen Reiches vertreten; vorwiegend sind es jedoch Süddeutsche, die sich niedergelassen haben. Erfreulich ist, daß zwischen den Deutschen, den Oesterreichern und den Schweizern ein gutes Einvernehmen besteht. Ich lernte den Nestor der Kolonie, Vater Bogt, kennen, einen nahezu 80 Jahre alten Mann aus Rheinhessen, der zu

den ersten Ansiedlern gehört hat und noch jetzt frisch und arbeitskräftig ist; sein Geschlecht lebt in 34 Enkeln fort. Mit rührender Treuherzigkeit bat er mich, wenn ich wieder nach Berlin käme, doch unseren Herrn Kaiser zu grüßen und ihm zu sagen, wie sehr sie alle ihn hier lieb hätten und hoch hielten. Ein alter Tyroler, der am Gespräch Theil nahm, fügte hinzu, daß ich dem Kaiser doch auch ihren schönsten Dank ausdrücken möchte für die Unterstützung, die er ihnen zur Erbauung und Erhaltung der deutschen Schule geschickt und die ihnen sehr geholfen hätte. Es war nicht möglich diese Bitte abzulehnen, und ich hoffe, daß ich ihr einmal werde entsprechen können.

Am Abend fand sich auch ein deutscher Gesangverein ein, um einige Proben seiner Fertigkeit abzulegen. Er bestand aus mehr als 20 Sängern unter der Leitung eines Belgiers, der selbst kein Wort Deutsch verstand, aber doch gut dirigierte. Sie sangen: „Der Wald, da ist der schönste Aufenthalt“ und „Die Wacht am Rhein“ so gut, wie man es nur erwarten konnte, jedenfalls mit vieler Freude an der Sache. Bei dem darauf folgenden Konvivium brachte ein alter hessischer Kolonist das Hoch auf den Kaiser aus, das mit heller Begeisterung aufgenommen wurde. Ich glaube, daß kein Mann zur Zeit in der Welt lebt, der unter allen Himmelsstrichen so herzlich verehrt und geliebt wird wie unser Kaiser Wilhelm.

Am Tage nach diesem befriedigenden Abende nahm ich Abschied von der Familie meines Wirthes, insbesondere von Bisel, der vorjüngsten mit dem Necknamen Trompetli, die mich ihrer Freundschaft gewürdigt hatte; er selbst fuhr mich über die Pampas nach Esperanza und brachte mich auch auf das Schiff, das mich nach Buenos Aires zurückgetragen hat. Ich bleibe mit Dankbarkeit seiner Gastfreundschaft eingedenk. Von den Pampas wird mir am meisten im Gedächtniß bleiben die Leichtigkeit, mit welcher sich dort athmen läßt; die Luft ist frischer und erquicklicher als selbst die Seeluft.

In Buenos Aires habe ich nach meiner Rückkehr noch manches nachgeholt, zunächst den Besuch des nationalen Museums, dem Dr. Burmeister vorsteht und dem er mit bescheidenen Geldmitteln einen Weltruf begründet hat, vornehmlich durch die Sammlung der Skelette ausgestorbener Säugethiere, für welche der Lehm der Pampas die ergiebigste, bekannte Fundstätte ist. Ich hatte das Vergnügen die persönliche Bekanntschaft des greisen Gelehrten zu machen, der durch jugendlich geistige Lebendigkeit die Last der Jahre, die er bereits trägt, vergessen macht. Er erfreute mich, indem er mich von dem Atlas von Argentinien, dessen Herausgabe er vorbereitet und der mit ausgezeichneten Lindrucken aus dem berliner Institut von Voieillot ausgestattet sein wird, Einsicht nehmen ließ. Durch sein, bereits erwähntes, umfassendes und gründliches Werk über Argentinien hat er sich um das Land, dem er seine Dienste gewidmet, und um die Wissenschaft unbestritten große Verdienste erworben.

In anderer Richtung fesselte die Aufmerksamkeit eine Ackerbau- und Industrie-Ausstellung, welche zur Zeit stattfindet und zu welcher alle Staaten von Südamerika eingeladen worden sind, die europäischen nur zur Bethheiligung mit Maschinen aller Art. Ueberwiegend sind, wie dies der Stand der Entwicklung mit sich bringt, Bodenerzeugnisse und Halbfabrikate ausgestellt, in denen jedoch der natürliche Reichthum des Erdtheils glänzend zu Tage tritt. Am Meisten vertreten im industriellen Bereiche ist der Staat, oder was dasselbe sagt, die Stadt Buenos Aires, und zwar in hervorragender Weise in Möbeltischlerei durch Aussteller, welche italienische Namen tragen. Von europäischen Staaten hat Frankreich eine glänzende Ausstellung durch die Eisen- und Stahlwerke von Creuzot, neben ihm England und die Schweiz. Deutschland hat sich auf Nähmaschinen und einige Ackerbaugeräthe beschränkt. In den letzteren würden deutsche Fabrikanten ein bedeutendes Geschäft machen können, wie hier versichert wird, wenn sie sich

dazu verstehen wollten, thätige Agenten und Muster herüberzusenden. Der Kolonist kauft nichts, was er nicht mit eigenen Augen gesehen hat.

Wie bescheiden auch die Leistungen, welche in der Ausstellung auftreten, zur Zeit noch sein mögen, so ist sie doch als die erste in der argentinischen Republik von Bedeutung, indem sie die Absicht und die Möglichkeit darthut, daß das Land in Gewerbtthätigkeit und Handel sich auf eigene Füße stelle und daß es auch politisch aus der Periode der Revolutionen in eine Periode stabiler und geordneter Zustände einzutreten sich anschicke.

Was die La Plata-Staaten an Erzeugnissen der Industrie verbrauchen, haben sie bisher von Europa und aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika bezogen, welche sie dafür mit den Erzeugnissen ihres Bodens bezahlt haben. Unter den letzteren stehen, wie in Uruguay, allen anderen die Produkte der Viehzucht, Wolle, Häute und Fleisch, voran, die im Durchschnitt der letzten fünf Jahre von dem Gesamtwerthe der Ausfuhr 87,6 Prozent ausgemacht haben, darunter Wolle allein 43 Prozent. Der Gesamtwertb der Ausfuhr ist im Jahre 1880 auf 56 258 897 P. F. berechnet worden. Bemerkenswerth ist dabei die steigende Zunahme von Weizen und Mais als Ausfuhrartikel, besonders aus dem Staate Buenos Aires. Der Werth der Einfuhr ist in demselben Jahre um etwa  $2\frac{1}{3}$  Millionen P. F. geringer gewesen als derjenige der Ausfuhr.

Der Großhandel und der überwiegende Theil des Kleinhandels liegen zur Zeit noch in den Händen von Fremden und werden mit fremdem, besonders englischem Kapital betrieben. In England sind auch die auswärtigen Anleihen der Republik kontrahirt und es steht bezüglich der Einfuhr in erster Linie; in der Ausfuhr dagegen geht ihm Frankreich vor, das seit einigen Jahren auch in der Einfuhr in die zweite Stelle, welche früher Belgien einnahm, gerückt ist. Deutschland rangirte 1880

bezüglich der Ausfuhr an fünfter, bezüglich der Einfuhr erst an neunter Stelle; doch ist auch hier zu berücksichtigen, daß die Herkunft der eingeführten und die Bestimmung der ausgeführten Waaren nur nach der Nationalität der Schiffe, welche sie befördern, registriert wird, daß daher die Angaben mehr für die Schiffsbewegung als für die Handelsrichtung zutreffen. Diese Verhältnisse können sich zunächst bezüglich der Einfuhr ändern, wenn die inländische Gewerbtätigkeit aus ihren Anfängen sich weiter gesund entwickelt, was bei der Fortdauer friedlicher Zustände wahrscheinlich ist; allerdings erweitert sich auch der Markt durch Zunahme der Bevölkerung und vor Allem durch Anlegung von Eisenbahnen, welche die Terrainverhältnisse des Landes nicht weniger begünstigen, als dies in den Prairies und Plains des nördlichen Kontinentes der Fall ist.

Bereits das letzte Jahrzehnt hat in dieser Beziehung einen erheblichen Fortschritt zu verzeichnen, da zur Zeit 10 Eisenbahnen bestehen, welche zusammen 2590 Kilometer lang sind, und da nach der jüngsten Botschaft des Präsidenten für Erweiterung und Vervollständigung des Netzes Projekte vorliegen und zum Theil in der Ausführung sind, welche weitere 2777 Kilometer zur Ausführung bringen sollen. Von den bestehenden Linien gehören drei dem Bunde, eine ist Eigenthum der Provinz Buenos Aires, die übrigen sechs sind Privatbahnen. Für drei der letzteren hat die Bundesregierung eine Zinsgarantie übernommen, welche im letzten Jahre (1881) eine Zuzahlung von 322 156 P. F. aus der Bundeskasse erfordert hat, aber zum Theil durch Rückzahlungen kompensiert wird, welche die centralargentinische Bahn (Rosario-Córdoba) auf die früher erhaltenen Zuschüsse leistet. Die letztere Bahn hat im verwichenen Jahre einen Reinertrag von 7 Prozent ergeben, die übrigen Bahnen weisen im Jahre 1881 in der Mehrzahl Mehreinnahmen gegen das Vorjahr auf. In Córdoba ist eine Fabrik von Lokomotiven und Wagen begründet worden,

welche einen Theil des Bedarfs zu decken bereits im Stande ist.

Weniger befriedigend als diese Verbesserung der Handels- und Verkehrswege, die auch als Bindemittel der Einzelstaaten untereinander und für die Stärkung der Centralgewalt politisch einen hohen Werth haben, ist der Zustand der Münz- und Geldverhältnisse, sowie der Maaß- und Gewichtsverhältnisse. Die Mängel derselben sind zwar erkannt und es sind Gesetze erlassen, welche die Münz- und Währungsfrage zu ordnen und das Maaß- und Gewichtswesen für das ganze Bundesgebiet zu regeln bestimmt sind; diese Gesetze sind jedoch in der Hauptsache noch ein todter Buchstabe.

Die Münzeinheit, nach welcher gerechnet wird, ist der Peso Fuerte oder Patacon (Goldthaler). Auch nach dem neuen Münzgesetze vom 25. September 1875 ist er als Rechnungseinheit beibehalten und im Gewicht auf  $1\frac{2}{3}$  Gramm Gold und  $\frac{900}{10000}$  fein festgestellt; doch wird er als Münze nicht ausgeprägt, sondern nur in 5-, 10- und 20fachem Betrage der Einheit. Daneben sollen Scheidemünzen von Silber umlaufen und zwar der in 100 Centavos getheilte Peso de Plata, dessen Werth gleich dem P. F. ist (27,333 Gramm schwer und  $\frac{900}{10000}$  fein), nebst seinen Theilstücken; außerdem Kupfermünzen in 2 und 1 Centavostücken. Seit Vollendung des neuen Münzgebäudes im Jahre 1880 ist mit der Prägung von neuen Münzen der Anfang gemacht, von Goldmünzen mit der Beschränkung auf den „Argentino“ von 5 Pesos. Sie haben alle auf der einen Seite einen Kopf (der Freiheit) mit der phrygischen Mütze, auf der anderen das argentinische Wappen. Im Verkehre ist jedoch bisher wenig davon zu sehen. Von Gold kursiren vorwiegend ausländische Münzen, die tarifirt sind und zu festem Preise genommen werden, der englische Sovereign für 4,90, das Zwanzig-Francsstück für 3,90 Pesos F. Die deutschen Kronen sind noch nicht tarifirt. Im Uebrigen ist, zumal im Staate Buenos Aires,

fast ausschließlich Papiergeld im Gebrauche, das von der Provinzial- und der Nationalbank ausgegeben ist. Die von der ersteren emittirten Noten, Papel moneda corriente, haben einen festen Kurs, wonach 25 Pesos derselben = 1 Peso  $\mathcal{F}$ . angenommen werden; sie bilden, da sie in Apoints von einem Peso (in unserem Gelde etwa 0,17 Mark) umlaufen, im Kleinverkehre fast das ausschließliche Zahlungsmittel und werden dem gemünzten Gelde bei dem guten Kredite der Bank sogar vorgezogen. Den Fremden frappirt es anfangs nicht wenig, wenn er für eine Tour auf der Pferdebahn 5 Pesos oder Thaler, für eine einfache Droschkenfahrt 20 Thaler oder für ein einfaches Mittagessen 50 Thaler zu zahlen hat; doch lernt man mit den hochtönenden Zetteln bald umgehen. Die Nationalbank emittirt in Pesos  $\mathcal{F}$ . Erschwerend ist, daß die verschiedenen Provinzialbanken verschiedene Noten emittiren und daß dieselben nicht bloß von einander verschiedene Kurse haben, sondern daß die Noten der einen Provinz in der anderen nicht angenommen werden. So geht die moneda corriente der Bank von Buenos Aires nicht über die Grenzen dieses Staates; die Noten anderer Provinzialbanken, insbesondere im Norden und Westen, lauten auf bolivianisches Silbergeld, da jene Provinzen mit dem zum großen Theil unterwerthigen Silbergelde von Bolivia überschwemmt sind, und haben in Folge dessen im Osten keinen Kurs. Es ist im Ganzen eine heillose Verwirrung.

Von den Maaßen habe ich die Verschiedenheiten der Getreidemaße bereits erwähnt; ähnlich liegt das Verhältniß für Längen- und Flächenmaße und für Gewichte. Das Gesetz hat neuerdings das Meter allen Maßbestimmungen zu Grunde gelegt, aber der Wirrwarr besteht unverändert fort. Es thäte wirklich Noth, daß hier mit starker Hand Wandel geschafft würde.

Was die politischen Zustände im Allgemeinen anlangt, so

begegne ich überwiegend einer günstigen Meinung, wenn auch mit manchem Vorbehalt. Vertrauen erweckt der relativ gute Stand und die Ordnung der Finanzen des Bundes. Die Zinsen der Staatsschuld, welche am Schluß des Jahres 1881 79 401 141 P. F. betrug, werden regelmäßig gezahlt und die für die Tilgung vorgesehenen Beträge werden dafür auch verwendet. Die erhebliche Vermehrung der Schuld im letzten Jahre um 25 Millionen P. F. hat ihren Grund in Anleihen, die für Eisenbahnen aufgenommen worden sind und in der Uebernahme eines Theils der Schulden der Provinz Buenos Aires, welche in Folge der Föderalisierung der Stadt Buenos Aires auf den Bund übergegangen sind. Der Kurs der Staatsanleihe ist so günstig, daß die Botschaft des Präsidenten eine Konversion der höchstverzinslichen Obligationen in Aussicht nimmt und daß eine Ermäßigung der Zölle, zunächst der den Handel bedrückenden Ausgangszölle beabsichtigt wird. Der Ertrag der Zölle bildet den hauptsächlichlichen Bestandtheil der Bundeseinnahmen; sie werden nach dem Werthe der Waaren erhoben und dem Satze nach alljährlich durch Gesetz vom Kongresse festgestellt. Nach der letzten Feststellung bewegen sich die Einfuhrzölle zwischen 3—50 Prozent des Werthes; die Ausfuhrzölle machen 4 Prozent desselben aus. Die letzteren treffen vornehmlich die Produkte der Viehzucht und werden wegen der Belästigung und der Erschwerung der Konkurrenz auf dem Weltmarkte lebhaft angegriffen.

Außer den Zöllen fließen zur Bundeskasse die Erträge der Post und der Telegraphen, welche die Bundesregierung verwaltet, sowie der Nationaleisenbahnen, ferner gewisse Stempel und die noch nicht erheblichen Erlöse aus dem Verkaufe von nationalem Grundeigenthume.

Die Provinzen erheben eine Patentsteuer von dem Gewerbebetriebe nach Klassen, die alljährlich für die verschiedenen Gewerbe durch Gesetz festgestellt wird; sie beträgt z. B. für

Schmiede in der Provinz Santa Fé 50—70 Pesos jährlich; sodann eine Grundsteuer, welche  $\frac{1}{2}$  Prozent von dem durch Einschätzungskommissionen festgestellten Ertrage der Grundstücke ausmacht, endlich eine Schlachtsteuer von jedem Stück Vieh, das geschlachtet wird. Die Municipalidades erheben als Steuern eine Fuhrwerksteuer von den Eigenthümern der zum Waarentransporte gebrauchten Carretas, eine Kutschensteuer und Zuschläge zur Schlachtsteuer. Doch sieht es mit deren Verwaltung im Allgemeinen arg aus, da die Municipalidades, die aus einem Consejo deliberativo und einem Consejo ejecutorio bestehen, die Rechnungslegung nicht lieben und trotzdem verstehen sollen, sich im Amte zu halten, ohne in den Mitteln wählerisch zu sein.

Weniger vertrauenerweckend als die Bundesfinanz-Verwaltung ist die Rechtspflege und die Verwaltung in den Provinzen. Die Friedensrichter, welche die Regierung ernennt, wo keine Municipalidad besteht, sind in der Regel ausgebildete Offiziere, die mit dem Rechte wenig Bescheid wissen. Verbrechen bleiben häufig ungestraft, auch wenn der Thäter entdeckt ist; nach einigen Jahren Untersuchungshaft pflegt man den Inculpanten in die Armee zu stecken, sofern er körperlich dazu tauglich ist. In der Provinz Santa Fé ist der zeitige Gouverneur ein Pfarrer, der Schwager des letzten Präsidenten der Republik und beim Mangel eines anderen geeigneten Mitgliedes der Familie lediglich deshalb gewählt, um seinem Schwager oder dessen heranwachsendem Sohne den Platz offen zu halten. Ein ähnliches Verhältniß besteht in einer anderen Provinz. In den übrigen bekleiden das Amt des Gouverneurs Militairs oder Advokaten. Die politischen Wahlen liegen in der Hand der herrschenden Partei; kaum 25 Prozent der Wähler sollen sich daran betheiligen.

Von dem gegenwärtigen Präsidenten der Republik, Roca, wird anerkannt, daß er den festen Willen habe, Ruhe und

Sicherheit aufrecht zu erhalten und Versuche der Störung kräftig zu unterdrücken. Man knüpft an seine Person die Erwartung, daß er bis zum Ende seiner Wahlperiode im Jahre 1886 diesen Willen entschlossen durchführen und daß es also bis dahin ruhig bleiben werde, hält aber für wahrscheinlich, daß alsdann ein Kampf um die Gewalt zwischen den Bewerbern um dieselbe, dem früheren Präsidenten Avalaneda und dem jetzigen Gouverneur der Provinz Buenos Aires, Rocca, entbrennen werde. Ein Kampf hat auch bei der Wahl des gegenwärtigen Präsidenten Roca im Jahre 1880 stattgefunden, indem der damalige Gouverneur von Buenos Aires, Tejedor, sich der Wahl widersetzte, um selbst das Präsidium zu erlangen. Der gewählte Präsident sah sich genöthigt, mit dem Kongresse die Stadt zu verlassen und sich nach dem benachbarten Belgrano zurückzuziehen. Dorthin gelang es die Artillerie aus der Stadt zu bringen und Verstärkung von außerhalb heranzuziehen; in der Nähe von Buenos Aires fanden verschiedene Scharmützel statt, die zum Nachtheile der Partei von Tejedor ausfielen; sie konnte sich nicht halten und ihr Führer dankte ab, wurde demnächst jedoch nicht weiter verfolgt.

Wenn daher auch seit zwanzig Jahren die großen politischen Erschütterungen aufgehört haben, so daß drei Präsidenten im verfassungsmäßigen Wege gewählt wurden und ihr Amt bis zum Ablauf der gesetzlichen Wahlzeit verwalten konnten, so zittern doch noch schwächere Beben nach, ehe der Vulkan der Revolution zur Ruhe kommt. Daß in den Provinzen die früher häufigen militairischen Pronunciamentos seltener geworden sind und, wo sie versucht werden, rascher niedergeschlagen werden, ist dem Telegraphen zu verdanken, durch welchen die Centralgewalt sofort unterrichtet und in den Stand gesetzt werden kann, bewaffnete Kräfte nach den gefährdeten Stellen zu dirigiren.

Nach dieser Abschweifung auf das politische Gebiet, zu der

die Ausstellung mich verführt hat, will ich nur noch berichten, daß ich nach letzterer das deutsche Hospital besucht habe, welches der deutsche Hilfsverein aus freiwilligen Beiträgen und Geschenken zu bauen unternommen hat und das zu den best gelegenen und best eingerichteten Anlagen der Art gehört, die ich auf der Reise kennen gelernt habe. Es wird unter Anwendung des Pavillon-Systems errichtet, sowohl aus hygienischen Gründen als um nach Maßgabe der wachsenden Mittel mit der Erweiterung vorgehen zu können. Das Hauptgebäude, welches die Verwaltungsräume, die Apotheke und die Küche enthält, und drei von den projektirten acht Einzelgebäuden sind vollendet und im Gebrauche, alle lustig, sauber und zweckmäßig disponirt; die ganze Anstalt liegt in gesunder Gegend inmitten eines geräumigen Gartens, der ausreichenden Platz für die noch auszuführenden Bauten bietet, ohne die Spaziergänge für die Rekonvaleszenten zu beschränken. Es ist ein Unternehmen, das dem menschenfreundlichen Sinne und der praktischen Einsicht unserer Landsleute in Buenos Aires alle Ehre macht.

Von Buenos Aires ist reichliche Schiffsgelegenheit nach Rio de Janeiro, meinem nächsten Ziele. Ich werde zwar Brasilien nur streifen können, um die vorgesezte Zeit nicht allzuweit zu überschreiten, aber ich muß wenigstens seine Hauptstadt sehen, deren Lage Alle, die dort waren, übereinstimmend preisen. Ein Schiff der englischen Pacific steam navigation company geht in zwei Tagen von Montevideo ab. Ich werde dort nur noch kurz verweilen, schreibe dann aber aus Rio de Janeiro, wenn günstige Winde mich dorthin geführt haben.

## XLVII.

Das deutsche Kriegsschiff Moltke in Montevideo. — Auf der Patagonia. — Die Bay von Rio de Janeiro. — Die Stadt Rio de Janeiro. — Tramways. — Neger und Farbige. — Der botanische Garten. — Die Cajuca. — Petropolis. — Deutsche Ansiedlungen. — Nova Friburgo. — Cantogallo. — Das Thal des Rio Negro. — Ingenho de Santa Rita. — Upiranga. — Die fazenda de Santa Ana. — Bau und Behandlung des Kafe. — Verhältnisse der Sklaven. — Bedeutung und Aussichten der Kafeproduktion. — Die deutsche Schule. — Der deutsche Verein.

Rio de Janeiro, Juli 1882.

Als ich nach Montevideo kam, lag ein deutsches Kriegsschiff auf der Rhede, Sr. M. Korvette „Moltke“, das erste, welches ich auf meiner Reise zu Gesicht bekam. Mit welcher Freude sah ich die deutsche Flagge! Ich machte dem Kommandanten des Schiffes meinen Besuch und wurde von ihm mit der feinen Artigkeit empfangen, welche im Vereine mit Würde und Freimuth den Offizieren der deutschen Marine eigen ist und die unter allen Himmelsstrichen eine ebenso ungetheilte Anerkennung findet wie ihre seemannische Tüchtigkeit. Ich bekam durch die Güte des Kommandanten Gelegenheit, das Schiff in allen seinen Einrichtungen zu sehen, sodann auch die Ausführung eines Uebungsmanövers, das auf Grund der Annahme, das Schiff sei im Gefechte von einem Widder gerammt worden, vorgenommen wurde. Es war ein höchst angenehmer Tag und eine besondere Freude dabei, unsere frischen Blaujaken zu sehen, denen Gesundheit und Kraft aus den Augen leuchtete. Das Schiff hat seine Station auf der Westküste von Südamerika, war aber herübergekommen, um eine der wissenschaftlichen Expeditionen zur Beobachtung physikalischer Erscheinungen in der Polarbreite, welche Deutschland gleich anderen Staaten ausgerüstet hat, in Montevideo aufzunehmen und nach den Georgia Islands überzuführen. Der Auftrag ist etwas heikel

wegen der Rauheit des Klimas auf jenen Inseln, sowohl für die Gelehrten, die dort ein Jahr in Eis und Schnee auszuhalten haben, als für das Schiff, dessen Einrichtungen mehr für die Tropen als für die arktische Zone getroffen sind. Der Kommandant wartete daher mit nicht geringerer Sehnsucht auf die Naturforscher, welche der fällige Dampfer von Hamburg bringen sollte, als auf die eisernen Oesen, die er von der Admiralität erbeten und die das erwartete Kanonenboot „Albatros“, wie er hoffte, für ihn an Bord haben würde. Die Expedition traf noch an demselben Tage mit dem Dampfer „Rio“ ein und ich hatte das Vergnügen, die Mitglieder derselben zu begrüßen und mich an dem frischen Muth, mit welchem sie ihrer einjährigen Welteinsamkeit entgegengingen, zu freuen. Ich hoffe, daß auch die zweite Sehnsucht des trefflichen Kommandanten sich erfüllt haben wird.

Die Fahrt von Montevideo nach Rio de Janeiro ist gut verlaufen; die „Patagonia“ machte die 1030 Seemeilen in der Zeit vom 5. Juli Mittags bis 9. Juli Mittags in etwa 90 Stunden; wir hatten heiteren Himmel, aber bewegte See, die manche Sprizwelle bis auf das oberste Deck warf. Die hauptsächlichste Ladung waren lebendige Hammel, die von Montevideo auf den Markt nach Rio de Janeiro geschickt wurden; sie hatten, da sie auf einem unbedachten Theile des Hinterdecks befördert wurden, von den Wellen, die überschlugen, viel zu leiden, trugen es aber nach ihrer Art mit Sanftmuth und Geduld. Auch einen Gefangenen hatten wir an Bord, der täglich an die frische Luft gebracht wurde; ich sah ihn zuerst an der Seite des Kapitäns nach der Brücke gehen, ohne sein gezwungenes Passagierthum zu wissen, und erwiderte, als er mich höflichst grüßte, ebenso seinen Gruß. Er war ein des Mordes angeklagter englischer Matrose, der einen Negler, welcher ihn angeblich angegriffen, mit dem Messer erstochen hatte. Da die That auf einem englischen Schiffe verübt worden war,

wurde er zur Aburtheilung nach England gebracht. Er wurde in einer Kabine verschlossen gehalten, durfte aber eine Stunde täglich heraus und der Kapitain eskortirte ihn, um Berührungen mit den Passagieren und der Mannschaft zu verhüten, persönlich auf die den ersteren nicht zugängliche Brücke.

An einem heiteren Nachmittage gab es plötzlich Feuerlärm, der nicht schlecht in die sorglosen Gemüther schlug; zum Glück war er nur fingirt, um die Mannschaft zu üben und der Tauglichkeit der Löscheräthe sicher zu sein. Der Kapitain hatte vorher eine Andeutung gemacht, um die Passagiere nicht zu erschrecken. In der That hatte aber einige Tage vorher ein ernsthafter Brand stattgefunden, dessen Umsichgreifen nur durch einen glücklichen Zufall verhütet worden war, so daß die Signale durch eine wirkliche Gefahr veranlaßt sein konnten. Doch verlief die Sache harmlos und nur mit einigem Schabernack, den die Mannschaft sich gegenseitig anthat.

Der 9. Juli war ein Sonntag und ein wirklicher Sonnentag, kein Wölkchen am Himmel und ruhige Luft. Schon des Morgens gegen 7 Uhr kam die brasilianische Küste in den höchsten Linien spitzer, zackiger, zerrissener Berge in Sicht, auf denen, als wir der Küste näher kamen, die Umrisse von Palmen erkennbar wurden. Tief am Horizonte tauchte das Wahrzeichen von Rio de Janeiro, der Zuckerhut, paõ d'assúcar, auf, dann ein anderer charakteristischer Berg, der Tafelberg, Gaviá, abgeflacht wie ein Riesentisch, der auf der Höhe breiter erschien als weiter unterhalb; neue Berge in stets sich verschiebenden Profilen traten hinzu; es war schon aus der Ferne ein Bild voll von Wechsel und von jenem eigenthümlichen Reize, den die Annäherung an eine fremde Küste, gleich der Entschleierung eines Geheimnisses, stets bietet.

Indessen dauerte es fast noch vier Stunden, ehe wir an den Eingang der Bay, welche nach Rio de Janeiro benannt ist, gelangten. Einige felsige Gilande, von denen das am

meisten nach Norden vorgeschobene (Raza) einen Leuchtthurm trägt, liegen wie ausgestellte Schildwachen ihr vor. Die Einfahrt, welche, von Klippen und Untiefen frei, stets tiefes Wasser hat, ist etwa eine Meile breit; sie liegt zwischen zwei Inseln Bay und May (Bater und Mutter) und wird dann auf jeder Seite von Granitfelsen eingefasst, die kahl und glatt zum Wasser abfallen. Auf beiden Seiten des Eingangs ist sie durch Forts geschützt; andere Befestigungen liegen weiter nach innen, im engsten Theile zur Linken die Batterie des Lagó, ein vieredriges Fort auf einem niedrigen, nackten Felsen, an welchem das Wasser sich stets mit Heftigkeit bricht, bei stürmischem Wetter mit solcher Gewalt, daß es über die Mauern des Forts schlägt, auf der rechten Seite das sehr starke Fort von Santa Cruz, ebenfalls auf einem Felsen, um den herum aber das Wasser von großer Tiefe ist. Auf dem linken Ufer springt die Halbinsel vor, welche zum Paó d'Assucar sich erhebt; sie hängt mit dem Lande nur durch einen schmalen Rücken zusammen, in welchem der Berg, der nach der Wasserseite schroff und steil abstürzt, so daß er unnahbar scheint, nach der Landseite sich etwas sanfter abdacht, immerhin noch steil genug, um nicht leicht zugänglich zu sein. Eine ähnliche Felsbildung liegt gegenüber auf dem rechten Ufer, sie tritt aber nicht in gleicher Isolirung aus dem Lande hervor. Hat das Schiff diese beiden gigantischen Pfeiler des Eingangthores passirt, so weitert sich die Bay in einem Rundbilde, dessen Schönheit und Großartigkeit in der That überraschend sind, auch wenn die darauf gerichteten Erwartungen hoch gespannt waren. Die Bay erstreckt sich von Ost nach West, greift aber etwas weiter, als sie in dieser Richtung reicht, nach Norden aus. Auf ihrem Südufer, das vielfach eingebuchtet ist, liegt Rio de Janeiro in unmittelbarem Anschlusse an die Landenge, durch welche der Paó d'Assucar mit dem Lande verbunden ist. Es breitet sich auf einer Halbinsel über Hügel, die nahe an das Wasser treten und von so

mäßiger Höhe sind, daß sie mit Gebäuden und Gärten bedeckt werden konnten. Die Erhebungen und Senkungen des Terrains machen die Lage der Stadt ausnehmend malerisch. Die Kirchen auf den Höhen, die hell blinkenden Häuser, die sich an die Buchtungen des Ufers schmiegen oder die Flanken der Hügel erstiegen haben, zwischen ihnen die ganze Fülle tiefgrüner Gebüsche und Bäume, welche unter diesem Himmel der winterlichen Ruhe nicht bedürfen, alles vereint sich über der hellgrünen Fluth, die sich in leichter Brandung an dem vielgestaltigen Ufer bricht, zu einem wunderschönen Gesamtbilde. Und darüber hinaus schweift der Blick zu dem wunderbar gekrümmten Rücken des Corcovado, an dessen südöstlichem Ende ein kahler, massiger Fels sich aufrecht wie der Hals und Kopf eines versteinerten Ungeheuers, oder nach den schlucht- und walddreichen Höhen der Tijuca, die in vielzackigen Linien als Vormauer anderer Bergketten im Südwesten der Stadt sich aufbaut.

Ueber den Bergen, die im Westen der Bay den Horizont begrenzen, liegen helle weiße Wolkenballen, Frühnebel, welche die Sonne aufgezogen hat und welche nun glänzend wie Silber in luftiger Höhe warten, bis sie am Abende wieder niedersteigen werden. Im Norden ragen die bizarr gestalteten Zacken des Orgelgebirges auf und die waldige Serra, hinter welcher Petropolis liegt. Das Auge weiß nicht wo es rasten soll; es ist ein Schwung der Linien, eine Gluth der Farben, eine Fülle des Lichtes und Glanzes, die in ihrem Zusammenwirken etwas Berausches haben.

Das Schiff, welches, nachdem es im Bogen aus der Einfahrt gefahren war, sich dem Hafen gegenüber außen in der Bay halten mußte, um die Hafenvisite zu erwarten, gab den besten Standpunkt für die Betrachtung, und es wurde den Hafenbeamten dieses Mal gern verziehen, daß sie längere Zeit warten ließen.

Nicht ganz so glänzend wie die Außenseite ist, wie ich jetzt nach längerem Aufenthalte berichten kann, das Innere der

Stadt. Sie ist eine fürstliche Residenzstadt, die einzige auf beiden amerikanischen Kontinenten, allein mehr dem Namen nach, als in der äußeren Erscheinung. Der Kaiser Dom Pedro, den seine gelehrten Neigungen fürstlichem und militärischem Gepränge abhold machen, hält in der heißen Jahreszeit, d. h. durch den weitaus größten Theil des Jahres in dem vier Stunden von der Hauptstadt entfernten Petropolis Hof und verbringt in Rio de Janeiro nur die Wintermonate. Er wohnt hier in einem sehr bescheidenen, einstöckigen Hause, das gänzlich schmucklos ist und so langweilig aussieht, als wäre es die Residenz des Rechnungshofes. Die Hauptstadt gilt so wenig als seine eigentliche Residenz, daß die meisten der auswärtigen Gesandten, zu denen jedoch der deutsche Minister nicht gehört, in Rio de Janeiro keine feste Wohnung haben, sondern hier während des kaiserlichen Aufenthalts in Gasthöfen Wohnung nehmen. Außer der Qualität der fürstlichen Residenz hat Rio die der einzigen Großstadt unter den Tropen, welche an der See liegt, und diese Eigenschaft wird auf Schritt und Tritt kund. Wo man auch in der Stadt geht, ob auf den Straßen, welche sich längs der Bucht an der Küste hinziehen, ob auf den Hügeln, welche sich hinter dem Uferstreifen erheben, überall blinkt, oft ganz unerwartet, ein Schimmer des Meeres herein und überall tauchen zwischen den Häusern und Straßen die schlanken, hohen Stämme der Königspalme auf oder die rothen Blüthen der Euphorbia oder die wunderlichen Laubmassen des Regenschirmbaumes.

Die Lage der Stadt an dem schmalen Küstenfaume schließt eine Breitenentwicklung aus und hat sie genöthigt, sich in der Länge auszudehnen. Nur im älteren Theile der Stadt schiebt sich zwischen die Morros do Senado und do San Antonio im Osten und den Morro da Providencia im Westen eine etwas breitere Fläche, auf der sie sich auch in die Tiefe ausgedehnt hat und in deren Verlängerung die Eisenbahnen, welche nach dem Innern führen, Platz gefunden haben. Diese

alte Stadt, an welcher der eigentliche Hafen liegt, ist der Theil, wo sich die Geschäfte concentriren; sie hat meist enge Straßen mit hohen an einander schließenden Häusern, eine Bauart, zu welcher der hohe Preis des Bodens, der zur Ausnutzung drängt, und das Bedürfniß des Schattens geführt haben mag. Die Bauart der älteren Häuser entspricht der portugiesischen Sitte, die von der spanischen, welche in Südamerika sonst vorherrscht, wesentlich verschieden ist. Im Erdgeschoß liegt meist ein Waarenraum, der durch zwei hohe Thüren Licht empfängt; eine dritte Thür führt zum Hausflure und an die Treppe, welche im rechten Winkel aufsteigt und die Stockwerke in zwei Abtheilungen theilt, von denen in der Regel die vordere eine Sala und eine Alkoba (Alkove), die hintere die gleichen Räume, aber in umgekehrter Lage, enthält. Die letzteren dienen als Schlafräume, in denen, wie Ortskundige sagen, Alles durcheinander schläft, auch die Sklaven. Abends werden die Häuser der Sitte nach dicht geschlossen, so daß möglichst wenig Luft Zutritt findet. In den neueren Stadttheilen ist diese Bauart verlassen, und sind die Häuser meist im modernen europäischen Geschmack gebaut und eingerichtet. Dies gilt namentlich von den Quartieren, die sich östlich von der älteren Stadt der Küste entlang nach dem Paó d'Assúcar hinziehen, wie der Praja de Flamengo und der Praja Botafogo. Die Landhäuser in den Vorstädten liebt man auf starken, sehr massiven und weit vortretenden Untermauerungen, welche Gärten tragen, zu errichten.

Bei der eigenthümlich gestreckten Lage der Stadt haben die Pferdebahnen ähnlich wie in Valparaiso günstige Aufnahme gefunden und sind ebenso ausgedehnt wie sie umfassend benutzt werden. In der älteren Stadt hat allerdings die Enge der Straßen ihre Zulassung sehr beschränkt; sie sind aber doch von Osten her bis zur Rua do Duvidor, die im gewissen Sinn, wenngleich nicht räumlich, als das Centrum der Stadt bezeichnet werden kann, vorgedrungen. In ihr sind die zahl-

reichsten und prächtigsten Kaufläden, die elegantesten Kafés, die vornehmsten Geschäfte. Da sie sehr schmal ist, dürfen Wagen darin nicht fahren. Dieser Umstand mit dem erst genannten macht sie zu einem Sammelpunkte des Verkehrs und zugleich zu einem beliebten Spazierwege für Flaneurs aller Art. Besonders lebhaft ist es in ihr um die Mittagszeit, in welcher die vornehme Damenwelt an der Promenade Theil nimmt. An der Ecke zumal, wo der Tramway von Osten her endet, ist ein nimmer rastendes Drängen und Treiben.

Die Tramways sind überall nur eingeleisig, so daß an bestimmten Stellen Geleise zum Ausweichen gelegt sind; gleichwohl sind Hemmungen selten, und es wird zum Ein- und Aussteigen nach Belieben der Passagiere angehalten. Da die Wagen von allen Seiten offen und niedrig sind, so daß von und zu jeder der quer stehenden Bänke nach beiden Seiten hin ein- und ausgestiegen werden kann, entsteht dadurch nur wenig Zeitverlust. Die Wagen werden von Maulthieren gezogen und je von einem Kondukteur begleitet. In den Hauptstraßen folgen sie einander in Zeiträumen von drei Minuten, auch bei Nacht, mit Ausnahme der Stunden von 2—4, in welchen stündlich nur ein Wagen geht. Die Tramways werden von allen Ständen benützt; das Fahren in Miethswagen ist wegen des durchgängig schlechten Pflasters unangenehm und kostspielig, wogegen die Tarife des Tramway mäßig sind; das Fahrgeld beträgt nach Maßgabe der Entfernung nur 200 oder 400 Milreis (0,20 beziehentlich 0,40 Mark). Da sie gegen die Sonne durch Vorhänge geschützt werden und lustig sind, ist das Fahren darauf sehr angenehm, zugleich sehr geeignet, um die Bevölkerung kennen zu lernen.

Eine sehr starke Beimischung derselben bilden die Neger und Mulatten, die sich im öffentlichen Verkehre mit dem Anspruche voller Gleichberechtigung geltend machen. Dies gilt besonders von den schwarzen Damen, die mit dem wirrsten Woll-

Köpfe auf den Schultern dieselbe Rücksichtnahme fordern, die Frauen der vornehmen Stände erwiesen wird. In dieser Beziehung liegt eine große Höflichkeit in der Sitte, mehr als selbst in den Vereinigten Staaten, die sich auf den Tramways darin äußert, daß Männer stets aufstehen, um ihren besseren Platz einer Frau einzuräumen. Bemerkbar ist auch hier die Vorliebe der Schwarzen für helle Farben in der Kleidung und für blendend weiße Wäsche. Uebrigens mindert sich die Zahl der Neger von reiner Abstammung bei dem Mangel frischer Zufuhr stetig; das Verhältniß stellt sich zur Zeit etwa so, daß ein schwarzes Gesicht auf fünf weiße oder farbige kommt. Unter den Negern reiner Abstammung bilden die sogenannten Minasneger eine besondere Gruppe. Sie fallen auch dem Fremden bald auf durch ihre hohen, kräftigen Gestalten und den gutmüthigen Ausdruck des Gesichts. Sie sind Muhamedaner, heirathen nur unter einander und gelten als zuverlässig und ehrlich. Durch die letzteren Eigenschaften empfohlen werden sie in den kaufmännischen Geschäften gern als Lastträger verwendet, zumal in den großen Kafespeichern. Es sind viele Greise mit weißem Wollhaare darunter, denen aber das Alter die Kraft nicht gemindert hat. In den Arbeitspausen beschäftigen sie sich mit dem Flechten von Palmenblättern, die zu groben Hüten geformt werden. Geht man um die Mittagszeit durch die Rua de Alfandega oder die Rua dos Durives, so sieht man sie mit der leichten Handarbeit emsig beschäftigt in den Thüren der Magazine sitzen. Zu häuslichen Arbeiten dagegen sind sie nicht brauchbar, weil sie die Unabhängigkeit lieben. Auch die Frauen sind durch stattliche Gestalt und anständiges Wesen ausgezeichnet. Sie sind die Herrinnen des Gemüse- und Fischmarktes, auf dem man sie in der ganzen Pracht ihres Wesens studiren kann. Nicht ungestraft, wie ich selbst erfahren habe. Als ich eines Morgens den Markt besuchte, der an tropischen Früchten, an Vögeln und Affen und anderem Seegethier das Bunteste und Wunderlichste

zur Schau bringt, was ich je gesehen oder mir vorgestellt habe, machte mich mein Begleiter auf ein besonders prächtiges Exemplar von Minasnegerin aufmerksam, die zwischen Haufen von Gemüse und Früchten thronte; ich folgte der Weisung, jedoch nicht vorsichtig genug, um nicht bemerkt zu werden. Halb heiter, halb geärgert rief sie herüber: „Bitte, grüßen Sie von mir ihre Frau Gemahlin“, und so hatte ich mein Theil. Uebrigens bewahren die Minasneger ihre Stammes Sprache und reden sie unter einander ausschließlich.

Die Tramways, die hier den eigenthümlichen Namen Bondos führen, weil die Zinsen der von den Unternehmern ausgegebenen Obligationen (Bonds) so prompt gezahlt werden, daß sie den in Gold verzinslichen Regierungsbonds gleich geachtet werden, dehnen ihre Fahrten auch weit in die Vorstädte aus, im Osten nach dem botanischen Garten, im Westen nach Santa Teresa und der Tijuca und nach den weiteren Vororten, in welchen die Stadt sich längs der Eisenbahn von Dom Pedro II. fortsetzt.

Eine Perle von Schönheit ist der botanische Garten, der hinter der Praja von Botafogo unterhalb des Corcovado liegt. Umsichtige Leitung wirkt mit der Gunst des Klimas zusammen, um ihn für den Botaniker ebenso lehrreich wie als Spazierweg angenehm zu machen. Die einzelnen Pflanzen der Tropen sind in große Gruppen zusammengestellt, welche vergegenwärtigen, wie ihr Vorkommen in der Natur erscheint. Von ganz besonderer Pracht ist eine Allee von Königspalmen, die von dem Eingange aus sich quer durch den Garten zieht; ihre schlanken, hellgrauen Stämme, alle von annähernd gleicher Höhe, überragen, obwohl erst vor 30 Jahren gepflanzt, alle Bäume des Gartens, ein grün bekrönter Säulengang, dessen Ende das Auge nicht absieht.

Mit der Tijuca, einem anderen Glanzpunkte der Umgebung, machte mich die Güte des deutschen Konsuls bekannt, der hier seit

länger als 20 Jahren lebt und ebenso viel Sinn für die Schönheit der Natur als Freude daran hat, sie dafür empfänglichen Gemüthern zu zeigen. Er hatte mich schon nach Santa Teresa hinauf geleitet, das auf einem der westlichen Hügel liegt und von wo eine gute Uebersicht über die Altstadt und ihre westlichen Erweiterungen sich bietet; es war dies aber nur ein Vorspiel zu der Tijuca.

Diesen indianischen Namen führt ein Bergzug im Südwesten der Stadt, der auch Serra da Lagunas heißt, und dessen stark zerklüftetes und an krausen Linien reiches Profil das Auge schon bei der Einfahrt von der Bay aus fesselt. Wir fuhren am Vormittage eines klaren und milden Tages hinaus, zunächst mit dem Bondo durch die Vorstadt an schönen Landhäusern entlang, die in grüne Gärten gebettet waren. Eines der umfangreichsten und bestgelegenen wurde als der Sitz eines Brasilianers, dem der größte Theil der Grundstücke in der Gegend gehört, und der darin und auch sonst einen unerschöpflichen Reichthum besitzt, bezeichnet; als Gegengewicht gegen das Uebermaß desselben haben ihm die Götter das Mißtrauen gegeben; er traut Niemandem, selbst seinen Kindern nicht und läßt in der Nacht einen Sklaven auf seiner Thürschwelle schlafen, um nicht überfallen zu werden.

Ein Seitenstück zu dieser Kompensation, welche das Schicksal vollzieht, bildete ein Stück unseres Weges, dessen dem Auge gefällige Reize durch eine peinliche Prüfung des Geruchsinnes aufgewogen wurden. Wir fuhren eine Strecke an einem Kanale entlang, der ohne Gefälle und Abfluß ein stagnirendes Gewässer enthielt, dessen Gestank die Erinnerung an die besten Leistungen der Panke oder des Kupfergrabens an einem schwülen Sommerabende wach rief. Die Ausdünstungen der nahen Gasanstalt und des großen Schlachthauses flossen mit denen des Kanals zu einem teuflischen Mißgestanke zusammen, der die Luft

gründlich verdarb und auf die Gesundheitsverhältnisse der Umgebung verderblich wirken muß.

Die Bonds hörten auf, wo die Steigung des Terrains begann; von da ab fuhren wir in einem offenen, mit vier Maulthieren bespannten, Wagen weiter auf einer vortrefflich angelegten und gut gehaltenen Straße, die in zahlreichen Windungen sich an den Lehnen des Bergzuges hinaufzieht. Jede der Windungen bot ein neues Bild in der Nähe wie in der Ferne. Von den steilen Hängen glitten zahlreiche, schmale Wasserfälle abwärts, deren Feuchtigkeit das grüne Kleid der Bergwände frisch hielt. Aus den dichten Laubmassen hoben sich die charakteristischen Kronen der Brodfrucht bäume, dann Embaubas mit hellgrauen Stämmen und silberweißen Blättern, auch die Osterbäume (Flor de Querésma), von denen einzelne noch verspätete Blüthen trugen, große Blumen von röthlich-blauer Farbe, die sie über und über bedeckten und die aus dem tiefen Grün der Laub bäume wie Lichter glänzten.

Die Ortschaft Tijuca besteht vorwiegend aus Landhäusern, welche Familien aus Rio in der heißen Jahreszeit bewohnen, und aus einem Hôtel, das, von einem Schweizer trefflich gehalten, im Sommer zu längerem Aufenthalte viel besucht wird. Die Schönheit seiner Lage und Umgebung macht dies erklärlich wie andererseits der lebhafteste Verkehr auch die modernen Mittel desselben, Gas und Telegraphen, ja selbst das Telephon, bis hinauf in das stille Thal nach sich gezogen hat. Ein besonderer Schmuck der Anlage ist eine Reihe hoher Königspalmen, die dem Hauptgebäude vorsteht; erst vor etwa 20 Jahren gepflanzt, haben sie bereits eine Höhe von mehr als 50 Fuß erreicht. Hier in dem Dickicht immergrüner Pflanzen, die überall in unbezwingbarer Fülle sich drängen, haben sie in Wuchs und Haltung etwas wirklich Königliches. Ringsum sind Spazierwege in den Wald gelegt, davon der vergnüglichsten einer zu Bädern

in einer Schlucht des Berges, die aus dem kleinen Flusse, der letztere durchfließt, gespeist werden; große Bassins von Stein, in welchen frisches Wasser stetig zu- und abfließt, mit keiner anderen Decke als dem Himmel, der durch die Baumkronen leuchtet, und keinen Wänden, außer den Bambusgruppen, deren stammartige Halme mit den sanft geneigten Blättern sich zu hohen Arkaden wölben.

In dieser kühlen Jahreszeit war es still um das Hôtel White, aber doch ausnehmend schön; die Luft war rein und mild, am Himmel droben bildeten sich kleine Wölkchen, die, kaum gebildet, wieder zerflossen, Schmetterlinge schaukelten sich auf den Blüthen der Mariposa, das grüne Laub zitterte und bewegte sich leise in der Mittagssonne: ich kann mit meinen armen Worten die Lieblichkeit und den Reichthum der Natur in dieser Stunde nicht wiedergeben, aber ich wünschte wohl, daß Du sie selbst einmal schauen und ihren Zauber empfinden könntest.

In den ersten Nachmittagstunden ritten wir nach einem höher gelegenen Punkte, einem einsamen Wärtterhause auf einem Vorsprunge des Gebirges, von welchem sich eine entzückende Aussicht über das Land bot. Im Vordergrund die waldbedeckten Abhänge der Serra, auf denen wir herauf gekommen waren, weit unten die Stadt und darüber die Bay, hinaus bis an den Ocean, dessen Spiegel am Horizonte aufblitzte, ein so herrliches Panorama, daß die Erinnerung daran manche dunkle Stunde im Leben erhellen kann.

Außer diesen näheren Ausflügen habe ich deren einige in größere Entfernungen gemacht, nach Petropolis, nach Nova Friburgo und Cantogallo in der Provinz von Rio de Janeiro und nach Ipiranga am Parahyba in Minas Geraes.

Petropolis ist als Sommerresidenz des Kaisers ein Stück von Rio de Janeiro und wird in der heißen Zeit auch von solchen gern bewohnt, die nicht die Pflicht gegen den Hof dort-

hin zu gehen nöthigt. Seine Höhenlage über dem Meere (817 Meter) und seine als gesund bekannte Luft machen es zu einer beliebten Sommerfrische und es wird um so mehr besucht, als Rio der Gesundheit günstige Verhältnisse nicht hat.

Die Fahrt von Rio nach Petropolis, bei welcher Dampfschiff, Eisenbahn und Diligence in einander greifen, nimmt zur Zeit etwa vier Stunden in Anspruch, wird aber dadurch erleichtert, daß die Unternehmer der verschiedenen Beförderungsmittel in Verbindung stehen und direkte Billets, welche die Ueberkunft sichern, ausgeben.

Die Fahrt über die Bay richtet sich nach dem Rio gegenüber liegenden Porto de Mauá; sie ist zu allen Zeiten vergnüglich, und selbst der Regen kann sie nicht alles Reizes entkleiden. Als ich überfuhr, lag die Wasserfläche glatt und still im Scheine der Mittagsonne, nur an den Inseln, die darüber hingestreut sind, in leichter Brandung sich brechend. Diese Inseln sind theils vereinzelte Klippen, mit Gebüsch bedeckt, soweit die Fluth sie nicht erreicht, theils größere Eilande, meist von Fischern bewohnt, aber auch mit wohnlich aussehenden Landhäusern besetzt, in welchen die Abgeschiedenheit wohl zu ertragen sein mag. Auf der größten der Inseln, der Isla de Governador, liegen zahlreiche Kalkbrennereien, welche die Schalen einer in der Bay sehr häufigen Muschelart verarbeiten. Fährt man über die Bay, so kann man die Boote sehen, welche mit dem Fange beschäftigt sind; sie sind mit halbnackten Negern bemannt, welche mit langen Stangen, an deren unterem Ende eine zangenartige Vorrichtung ist, die Muscheln von dem Gesteine brechen und dann bergen.

Je mehr das Schiff sich der nördlichen Küste näherte, um so klarer wurden die Linien der Bergzüge, welche den Horizont begrenzen, vor allem die grotesken Zacken des Orgelgebirges, die senkrecht nebeneinander stehen und in der Richtung der Fahrt gesehen, den Flossen auf dem Rücken eines Riesenfisches gleichen. Eine davon hat der Volksmund den Finger

Gottes getauft. Dagegen verloren auf der anderen Seite die bizarren Gestalten des Zuckerhutes und des Corcovado ihr dunkles Blau und wurden von dem hellen Dufte der Ferne überhaucht.

Nach etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden landete der Dampfer in Mauá, wo der Eisenbahnzug bereit stand. Die Bahn führt über ein flaches, von Sümpfen durchsetztes Terrain, das Vorland vor der Serra, bis an welche sie reicht. Die Vegetation ist in Folge der Feuchtigkeit des Bodens sehr üppig. Man fährt zwischen dichten, grünen Wänden, die aber riesiges Unkraut sind; nur Maniokwurzeln, die mit dem schlechtesten Boden vorliebnehmen und welche der niederen Bevölkerung das Brod ersetzen, sowie kümmerlich aussehendes Zuckerrohr sind als Nutzpflanzen erkennbar; um so reichlicher erzeugt der Boden Fieber. Auf den Stationen sieht man deshalb nur wenige weiße Gesichter, sondern fast ausschließlich Neger, welche dem Fieber weniger ausgesetzt sind. Die Eisenbahn, welche nur 11 Miles lang ist, hat den Ruhm die erste zu sein, welche in Südamerika gebaut worden ist. Sie wurde von einem Privatmanne im Anfange der fünfziger Jahre hergestellt und zwar wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Terrains mit großen Kosten. Seit Petropolis in Aufnahme gekommen, ist sie rentabel geworden und gibt eine jährliche Dividende von 10 Prozent. Alle Bauten und Betriebsmittel sind allerdings von großer Einfachheit. Ihre Fortsetzung über das Gebirge unter Anwendung des Systems der Rigibahn ist projektirt und bereits in Angriff genommen; durch die Vollendung würde der Weg um zwei Stunden abgekürzt werden. Zur Zeit muß die zweite Hälfte desselben noch mit Carros zurückgelegt werden, lustigen Wagen, die unseren Postomnibus ähneln und von 4–5 Maulthieren gezogen werden. Sie gehen alsbald nach Ankunft des Eisenbahnzuges ab und streben in rascher Fahrt die Kunststraße aufwärts, die sich in vielen Schleifen und Windungen an der

Serra hinaufzieht. Der Bau der Straße muß sehr kostbar gewesen sein, da sie auf langen Strecken durch massive Mauern hat gestützt werden müssen; auch ihre Unterhaltung macht Schwierigkeiten, da der Regen zerstörend wirkt und die steilen Lehnen, an welchen entlang sie geführt ist, zu Erdrutschen neigen. Nicht minder feindselig ist die Ueppigkeit der Vegetation, die aus dem Bergwalde übergreift und an dessen Saum längs der Straße ständig unter der Scheere gehalten werden muß.

Die Fahrt dauerte über zwei Stunden und war äußerst angenehm durch die zunehmende Kühle der Luft und die schönen Rückblicke auf die tiefer liegenden Berge sowie die Bay von Rio, welche bei jeder neuen Wendung der Straße in stetem Wechsel und unter wachsender Erweiterung des Gesichtskreises sich aufthaten.

Petropolis war zur Zeit still, da die vornehme Gesellschaft dem Hofe nach Rio gefolgt ist; nur englische Familien, der Gesandte an der Spitze, hielten aus und mit Recht, da Luft und Vegetation auch im Winter herrlich sind. Im Garten vor dem Fenster meines Zimmers im Hôtel Dowels stand ein Kamelienbaum in voller Blüthe. Die Nächte werden zwar etwas kühl, aber Frost ist auch im Juli, der unserem Januar entspricht, trotz der Höhe nicht zu fürchten.

Ich hatte Empfehlungen an den Pfarrer der deutschen protestantischen Gemeinde, der, von dem Oberkirchenrath in Berlin gesendet, seit länger als zehn Jahren hier als Seelsorger wirkt. Ich lernte an ihm einen frischen, trefflichen Mann von gesundem Freimuth kennen, der die Anweisung auf seine Unterstützung mit der größten Bereitwilligkeit honorirte, indem er mich mit den Verhältnissen des Ortes und mit der Umgebung bekannt machte.

Petropolis liegt in einem weiten Thale an dem Ufer eines Baches, der wie die Oos in Baden-Baden, in gemauerte Ufer gefaßt und von zahlreichen Brücken überspannt ist. Baum-

reihen auf beiden Seiten, vornehmlich Weiden und Magnolien überschatteten wohlgehaltene Promenaden. Die Straßen sind breit, sauber, mit Trottoirs und Gasbeleuchtung ausgestattet, wie sich dies für eine kaiserliche Residenz ziemt. Etwas vernachlässigt dagegen erscheint der große Garten, in welchem das geräumige, aber schmucklose, Palais des Kaisers liegt, wohl nur in Folge der Abwesenheit des Gebieters. Andere hervorragende Gebäude sind nicht vorhanden, dafür zahlreiche, geschmackvoll angelegte Landhäuser in blühenden Gärten, die den Ort als zur Erholung und zum Vergnügen bestimmt charakterisiren.

Ursprünglich war im Thale nur eine Fazenda (das portugiesische Wort für Hacienda = Landgut) des Kaisers, der den Plan faßte eine Straße nach Rio zu bauen und zu diesem Zwecke deutsche Arbeiter aus der Rheingegend verschreiben ließ. Als die Arbeiter da waren, wurde aus irgend welchen Gründen das Bauprojekt aufgegeben und der Kaiser beschloß die Arbeiter um die Fazenda anzusiedeln. So ist Petropolis eine deutsche Kolonie geworden. Es hat diesen Charakter auch insoweit bewahrt, als die deutsche Sprache nach Möglichkeit festgehalten und für die deutschen Kolonisten und deren Familien die Verkehrssprache geblieben ist. Wie lange sie es bleiben wird, steht dahin. In neuerer Zeit besteht der Zuzug vornehmlich aus Portugiesen und, wenn diese auch mit Vorliebe zu Ehefrauen deutsche Mädchen nehmen, weil diese für häuslich und arbeitsam gelten, so wird sich doch beim Mangel an Nachschub aus Deutschland die deutsche Sprachinsel auf die Dauer nicht halten können.

Gegenwärtig noch wird die Zahl der Deutschen und Deutschredenden in Petropolis und dessen Umgebung auf 3 bis 4000 angenommen. Sie sind meist Tagearbeiter mit kleinem Grundbesitz oder Handwerker. Ackerbau wird wenig von ihnen betrieben, weil das dafür geeignete Land fehlt. Roggen und Hafer werden nur zu Futter gebaut, dagegen ist das Halten

von Milchkühen möglich und profitabel. Der Preis des Grund und Bodens in der Nähe der Stadt steht durchschnittlich auf 50 Milreis für 5000 Quadrat Brazas (413 Mark für den Hektar). In der Stadt ist er nach der Lage theurer.

Die Bevölkerung des ganzen politischen Distriktes Petropolis, der sich, wie dies die Regel ist, mit dem kirchlichen deckt, beträgt etwa 6000, so daß die deutschredenden Bewohner mehr als die Hälfte derselben ausmachen. Etwa zwei Drittel der letzteren sind katholisch, ein Drittel ist protestantisch und zwar sind in etwa 140 Familien beide Gatten protestantisch, in etwa 60 sind die Ehen gemischt. Daß die deutsche Sprache sich erhält, ist wesentlich das Verdienst der protestantischen Gemeinde, welche einen Geistlichen und eine besondere Schule unterhält, an welcher außer dem Geistlichen zwei Lehrer thätig sind. Die Kosten werden durch ein monatliches Schulgeld von 4 Milreis und durch eine Kirchensteuer aufgebracht, welche für die Familie jährlich 10 Milreis ausmacht. Auch die Katholiken haben einen deutschredenden Geistlichen, zur Zeit einen Rheinländer wie der protestantische Pfarrer, der aber von dem Staate angestellt und besoldet ist. Ihre Schule ist ebenfalls Staatsschule, jedoch mit einem Lehrer und einer Lehrerin deutscher Zunge besetzt. Aus eigenen Mitteln und auswärtigen Beiträgen haben sie eine Kirche und neuerdings ein Waisenhaus errichtet, dem noch eine höhere Unterrichtsanstalt folgen soll. Die Gehälter der Lehrer beginnen mit 1200 Milreis und steigen mit der Dienstzeit auf 1500 Milreis (2400—3000 Mark); nach 15 oder 20jähriger Amtsführung wird Pension in Höhe des vollen Gehaltes gewährt oder bei Fortsetzung des Dienstes Verdoppelung des Gehalts.

Ich machte mit dem freundwilligen Pastor einige Excursionen, zunächst einen Spaziergang zu einem originellen Einsiedler, der etwa eine Stunde von Petropolis haust, dann einen Ritt durch die benachbarten Thäler. Der Anachoret liebt die

Einsamkeit um ihrer selbst willen. Er ist ein Deutscher, der, in Frankfurt a. M. geboren, in seiner Jugend Offizier, dann Maler war und der nach einem bewegten Leben sich hier in die Stille zurückgezogen hat, wo er mit der Sammlung von Schmetterlingen und anderen Insekten, mit dem Einfangen von Schlangen und dem Zähmen von Affen, wohl auch mit der Malerei sich beschäftigt. Er bewohnt ein kleines Gartenhäuschen von äußerster Einfachheit, sorgt persönlich für seine Bedürfnisse, die auf das äußerste Maß reduziert sind und erfreut sich in seiner Abgeschlossenheit voller Gesundheit und Zufriedenheit. Wir brachten einige Stunden bei ihm in Betrachtung seiner reichen Sammlungen und in anregender Unterhaltung über dieselben zu; Wein, den er selbst gezogen und gefeltert, war die leibliche Erfrischung.

Die andere Tour war weiter angelegt und wurde deshalb zu Pferde ausgeführt. Sie führte durch die Kolonien in den Wald, der früher bis an die Stadt Petropolis heran gereicht hat, jetzt aber der Art des Kolonisten mehr und mehr weicht. Hinaus ging es durch das Ingelheimer, Binger und Worstädter Thal, zurück durch das Nassauer und das Mosel-Thal, so genannt nach der Heimath der Ansiedler, die dort sich niedergelassen haben. Die Ansiedlungen liegen zerstreut; sie bestehen zumeist aus einem Häuschen mit zwei Stuben und einem Stallgebäude unter Schleppehdach. Etwas geräumiger sind sie im Mosel-Thal, wo viele deutsche Maurer wohnen. Dort sind vier Fenster und weiße Gardinen dahinter nicht selten; Gemüsegärten und Bananen sind der gewöhnliche Schmuck, feltener Blumen.

Ueber den Wald ist schwer etwas zu sagen, was seinen ewig neuen Zauber voll schildern könnte. Es liegt etwas Ungebändigtes in dieser Vegetation, das wie ein Nachbild der Zeit erscheint, wo die Riesensarren, aus denen unsere Steinkohlen geworden sind, wuchsen; eine so dichte Wildniß von Stämmen, Unterholz, Baumfarnen und Schlinggewächsen, daß morsche

Bäume keinen Raum finden, um zu Boden zu fallen, sondern wie Helden stehend sterben. Die Sonne, auch am Mittage, kann durch dieses Laubgewölbe nur mit einzelnen Strahlen dringen; es ist nicht übertrieben, wenn man von der Nacht des Urwaldes spricht, ebenso wenig, wenn von seiner Undurchdringlichkeit für den menschlichen Fuß, wo nicht Pfade mit der Axt gehauen und frei gehalten werden. Merkwürdig dabei ist, daß die Erdschicht auf den Felsentwänden, über denen er sich erhebt, verhältnißmäßig dünn ist. Die Luft scheint ihn mehr zu nähren als der Boden. Für seine Erhaltung auf so leichtem Grunde ist es wichtig, daß Stürme selten sind. Dagegen sind die Wasserstürze verheerend, die in der Regenzeit von den Bergen niedergehen und ihn in breiten Rinnen abspülen.

Der wackere Pastor hat seine Zeit in Petropolis ausgehalten und sieht seiner Zurückberufung nach der Heimath entgegen, wo ihm eine Pfarre in der Provinz Sachsen in Aussicht steht. Mit dem Reiten und dem Urwalde wird bei Halle nichts sein, allein er giebt die Romantik gern hin, um wieder im Vaterlande zu sein.

Mein zweiter Ausflug ging auch nach Norden, aber in etwas verschiedener Richtung. Nach Nova Friburgo zog mich der im Namen sich ausdrückende deutsche Ursprung der Ansiedlung und außerdem die Aussicht, dort und in dem benachbarten Cantogallo die Behandlung des Kafe, der in Brasilien in der Kultur und im Handel die erste Stelle einnimmt, etwas näher kennen zu lernen. Nova Friburgo liegt noch innerhalb der Provinz Rio de Janeiro, aber ebenfalls jenseits der Bay, über die man fahren muß, um in Niteroy die Eisenbahn zu erreichen. Niteroy ist die politische Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro, während die Stadt Rio de Janeiro die Hauptstadt des Reiches ist, beiläufig mit der Besonderheit, daß der Reichsfiskus die Steuern der Stadt vereinnahmt und dagegen auch die Ausgaben, welche durch die städtischen Einnahmen

nicht gedeckt werden, nach deren Feststellung durch den Reichs-etat bestreitet. Niteroy liegt auf der nordöstlichen Seite der Bay von Rio de Janeiro und ist durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit der Reichshauptstadt verbunden; die Eisenbahn, deren Züge Anschluß an die Schiffe haben, gehört der Provinz. Sie ist schmalspurig und wird bis Macuco mit Lokomotiven befahren, auf der Zweigbahn nach Cantogallo als Tramway. Mit einer anderen Linie ist sie bisher nicht verbunden.

Das Wetter war dieses Mal bei der Abfahrt nicht günstig. Ein heftiges Gewitter, das in der Nacht über Rio niedergegangen war, tobte sich in einem Frühregen aus, dessen dicke Tropfen polternd an die Fenster schlugen; er begleitete mich auch auf der Fahrt über die Bay, die schon um sechs Uhr angetreten werden mußte, erstreckte aber seine Herrschaft nicht über dieselbe hinaus. Die Eisenbahn steigt bis zur Station Cachoeiras (73 Kilometer), die in etwa zwei Stunden erreicht wird, nur mäßig durch das Vorland; von dort muß sie die Serra da Boavista, einen der Gebirgszüge, welche das Land zwischen der Küste und dem Parahyba füllen, überwinden. Sie gewinnt die Höhe, indem sie in dem Thale des der Bay von Rio de Janeiro zufließenden Rio Mocacu mit starker Steigung sich aufwärts hebt, unter Anwendung einer dem Fell'schen System entsprechenden Einrichtung, bei welcher horizontal liegende kleine Räder an eine zwischen den beiden Geleisschienen liegende erhöhte Mittelschiene seitlich andrücken und so die Reibung verstärken. Die Scheitelhöhe, welche die Wasserscheide bildet, liegt etwa 1000 Meter über dem Meere. Jenseits hat die Bahn wiederum ein Flußthal zum Absteigen benützt, das des Rio San Antonio, der dem Rio Grande und mit diesem dem Parahyba zufließt und an welchem Nova Friburgo etwa 4—500 Fuß unter jener Höhe liegt. Die Verschiedenheit der Lage hatte sich auf der Höhe durch einen dichten Nebel kundet, der jede Aussicht abschneidet; auch die Vegetation hatte

des tropischen Gewandes sich entkleidet, je weiter aufwärts wir gestiegen waren. In Nova Friburgo war es wieder hell und Luft und Pflanzen entsprachen der gemäßigten Zone.

Die Ortschaft, welche den Namen deutschen Klanges trägt, liegt in einem breiten Thale, das bewaldete Höhenzüge einschließen, ausnehmend anmuthig und ist vermöge dieser Lage und der Reinheit der Luft ein im Sommer viel besuchter Luftort, zumal seit es durch die Eisenbahn von Rio bequem zu erreichen ist. Es besteht aus einer einzigen, langen, sehr breiten Straße, deren mittlerer Zug mit Gartenanlagen geschmückt und an welcher freundlich saubere Häuser den über die ganze Welt gleichen Habitus der Sommerwohnung erkennen lassen. Den Anstoß zur Geltung des Platzes als Kurort hat ein Deutscher gegeben, der ein gutes Hôtel einrichtete und damit Gäste zu längerem Aufenthalte anzog; auch jetzt noch unter der Verwaltung seines Schwiegersohnes, eines ehemaligen Architekten aus Dresden, wahrt das Haus den erworbenen Ruf.

Der größte Theil des Grund und Bodens gehört dem Vizconde do Nova Friburgo, einem der reichsten Facenderos des Landes, der wegen seiner Verdienste um die Erbauung der Eisenbahn von Niteroy nach Nova Friburgo geadelt worden ist. Der Adel, beiläufig bemerkt, ist in Brasilien nicht erblich, sondern wird nur persönlich als Anerkennung von Verdiensten um das öffentliche Wohl verliehen. Oefteren Versuchen, ihn käuflich zu machen, hat der Kaiser bisher widerstanden. Der Vizconde besitzt in Nova Friburgo ein reizend gelegenes Chalet mit einem ausgedehnten Parke, der sich weit in eines der Seitenthäler zieht und in welchem gewählter gärtnerischer Geschmack durch Kunst veredelt hat, was die Natur überreich gewährte.

Von der großen Ergiebigkeit des Bodens konnte ich mich durch den Besuch einer Anlage überzeugen, die ein junger, dem Vizconde befreundeter Belgier in der Nähe von Nova Friburgo

begründet hat, eine in großartigem Maßstabe angelegte Gemüse-gärtnerei. Sie zieht sich auf beiden Seiten des Baches etwa ein Kilometer lang und verspricht außerordentliches Gedeihen; alle europäischen Gemüse wachsen und reifen das ganze Jahr hindurch: Kohl, Karotten, Rüben, Zwiebeln, Spargel, Salat, wie in der Nähe von Erfurt, von wo in der That die Sämereien bezogen sind. Der reiche Boden bedarf keiner Düngung; er wird nur durch Ueberrieselung fruchtbar erhalten. Abnehmer sind der Markt von Rio und die Dampfschiffe, welche die Bay befahren. Die natürlichen Vortheile und die Geringheit des Arbeitslohnes (2 Mark per Tag) können bei geschickter Leitung das Unternehmen zu einem recht lukrativen machen. Der Leiter desselben wußte außer von seinen Gemüsen von einer Expedition zu erzählen, die er vor einigen Jahren mit dem Vizconde von Nova Friburgo und mit einer kleinen Armee von Trägern und Bewaffneten in das Innere des Landes an den Rio Dos zu dem Zwecke ausgeführt hatte, neuen Boden für Kaffeepflanzungen zu finden und zu erwerben. Sie hatten mehrere Monate im Urwalde gelebt, wo noch nie zuvor Weiße gewesen waren, und dieser Urwald, bisher nur von wilden Indianerstämmen durchstreift, lag, was das Merkwürdigste, nicht weiter als etwa 3 Breitengrade nördlich von Rio de Janeiro und 27 Leguas westlich von dem Hafen von Victoria an der atlantischen Küste.

Von den alten deutschen und schweizer Kolonisten, mit welchen Nova Friburgo zuerst besiedelt worden ist, sind nur noch wenige vorhanden. Die ersteren kamen von Kirn an der Mosel und hatten, wie ich demnächst in Cantogallo des Näheren erzählen hörte, im Anfange außerordentlich schwere Schicksale. Sie waren von einem Dr. Kretschman angeworben worden, mit ihnen der Pastor Sauerbrunn, der als Geistlicher der neuen Gemeinde vorstehen sollte. Es waren ihm 2000 Gulden als Gehalt und die Kosten der Einrichtung zugesichert worden.

Als er nach einer Reise von 160 Tagen ankam, erhielt er zur Einrichtung nichts und als jährliches Gehalt 200 Milreis (400 Mark). Den Kolonisten, welche die Kosten der Ueberfahrt selbst bezahlt hatten, wurde das versprochene Land nicht übergeben unter dem Vorwande, daß es noch nicht vermessen wäre. Bis dies geschehen, erhielten sie eine Geldentschädigung, die an sich unzulänglich war und die sie überdies in der Benda der Beamten ausgeben mußten. Als sie nach 2 $\frac{1}{2}$  Jahren in den Besitz des Landes kamen, waren sie total verarmt und zum Theile verlüdert; auch der Pastor hatte das Seinige zugefetzt und sollte nun, da die Pfarrkinder außer Stande waren, für kirchliche Akte Gebühren zu zahlen, lediglich von seinen 400 Mark jährlich leben. Nach langen Reklamationen wurde sein Gehalt auf 600 Milreis erhöht. Der versprochene Mehrbetrag wurde abgeschlagen, weil man ihm nicht mehr geben konnte als den katholischen Geistlichen. Auf den Vertrag konnte er sich nicht berufen, da er das Original übergeben und nicht zurück erhalten hatte. Nach zehnjährigem Petitioniren an den Kongreß wurde endlich durch dessen Beschluß eine Pauschalentschädigung von 10 Konto Reis gewährt. Jahr und Tag hatte Niemand gewagt, sich der Sache eines protestantischen Pastors öffentlich anzunehmen; erst der Minister Sinimbu hatte es gethan und seinem Eintreten war der Beschluß zu danken. Jetzt soll dies besser sein; ich habe aber die Geschichte als eine für viele mitleidigkeit.

Von den Kolonisten hat die Mehrzahl Nova Friburgo verlassen und sich in Cantogallo auf den Anbau von Kafe gelegt, bei welchem viele reussirt haben; die zurückgebliebenen haben sich mit geringen Ausnahmen kümmerlich durchschlagen müssen. Die späteren Zuzügler nach Nova Friburgo waren und sind meist Brasilianer und Portugiesen, auch Italiener, die aber nicht besonders gut thun; nur wenige Deutsche sind später gekommen. Ein Anklang an die deutsche Begründung

der Kolonie ist noch in einer Mädchenschule zu finden, welche die Wittve eines deutschen Arztes aus Lübeck, der früher hier gelebt hat, hält; jedoch ist die Anstalt keine deutsche Schule, wenngleich deutsche Lehrerinnen an derselben wirksam sind.

Um nach Cantogallo zu gelangen, bedient man sich bis Cordeiro (51 Kilometer) der Eisenbahn, die, um aus dem Thal des Rio Grande in das des Rio Negro zu kommen, in zahlreichen Windungen eine neue Serra, die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen, übersteigen muß. Auf den Berglehnen des Thales, in welchem die Bahn abwärts führt, beginnen schon Kafeepflanzungen, für welche an Bergabhängen der geeignete Boden ist. In Cordeiro schließt an die Eisenbahn ein schmalspuriger Tramway, auf dessen sauberen, mit Maulthieren bespannten Wagen, die auch hier Bonds genannt werden, man in einer knappen Stunde Cantogallo erreicht.

Ich hatte für Cantogallo Empfehlungen an zwei hier wohnende Landsleute, die jetzt schon betagten Söhne des vorerwähnten Pastor Sauerbrunn, die in Cantogallo in behäbigem Wohlstande leben, sowie an den Vizconde do Nova Friburgo, der in der Nähe auf seinem Landsitze zur Zeit wohnte, und fand hier wie dort artige und entgegenkommende Aufnahme.

Das Städtchen, welches seinen Namen dem Umstande verdanken soll, daß im Ausgange des vorigen Jahrhunderts der Aufenthalt einer Bande von Goldwäschern und Banditen den gegen sie anrückenden Truppen durch einen Hahnschrei (Canto de Gallo) verrathen worden, macht nicht den freundlichen Eindruck von Nova Friburgo, da es nicht so rein und sauber gehalten ist wie jenes. Immerhin ist eine gewisse Wohlhabenheit erkennbar, die Frucht des Landbaues, welchen die Einwohner vorwiegend betreiben.

Der ältere der Brüder Sauerbrunn besitzt eine Fazenda, San Antonio de Pedra,  $\frac{3}{4}$  Stunden von Cantogallo, zu der ich am nächsten Tage in Begleitung seines Sohnes, eines prak-

tischen Arztes, hinausritt. Wir wurden von dem Besitzer, der in der Nähe des Kafeberges seinen Wohnsitz hat, an der Grenze seines Besitzthums empfangen und alsbald in die Plantage geleitet, in welcher die Arbeiter bei der Ernte waren. Die Plantage enthielt etwa 14 000 Bäume im Alter von 8—14 Jahren, ein jeder im geschätzten Werthe von 300 Reis (0,60 Mark) und mit einem durchschnittlichen Jahresertrage von 6 Pfund Kafe. Zur Bearbeitung desselben wurden 30 Arbeiter gehalten, von denen 28 Sklaven waren. Sie waren an verschiedenen Stellen der Pflanzung mit dem Abstreifen der Beeren beschäftigt, die zum großen Theile bereits trocken waren, und deren Haut in diesem Zustande eine dunkelbraune Farbe bekommt, welche sie getrockneten Vogelfirschen ähnlich macht. Das Abstreifen der Beeren geschieht mit der Hand, entweder so, daß die Beeren in einem Behälter aufgefangen werden, oder, was schneller geschieht, daß sie an den Boden fallen. Ein Arbeiter schafft im Tage durchschnittlich 4—6 Arrobas à 32 Pfund, besonders geschickte bringen es auf 9 Arrobas; Männer, Weiber und Kinder waren dabei thätig.

Was die weitere Behandlung angeht, über welche Herr Sauerbrunn mich demnächst auf der Facenda informirte, so müssen die Beeren zunächst von den Blättern, den Steinen und der Erde, mit welchen sie gemengt sind, gereinigt werden, was mittelst Durchführung durch geneigte Rinnen und mittelst fließenden Wassers geschieht; dann läßt man die Beeren behufs Erweichung des Fleisches 24—36 Stunden in kaltem Wasser und bringt sie darauf zum Trocknen auf sogenannte Terreros, sehr ebene, aus Cement gebildete Flächen, auf welche sie dünn aufgetragen werden. Um das Trocknen zu beschleunigen, werden sie mehrfach umgewendet, eine Arbeit, die hier von Kindern mittelst Holzkrücken besorgt wurde. Sind die Beeren trocken, so muß die Hülse und die innere dicke Schale abgestreift werden. Dies geschieht mittelst einer Maschine, die im

Wesentlichen aus Mühlsteinen oder eisernen geriffelten Scheiben besteht, welche im Rotiren das Fleisch und die Haut abziehen und ausschleudern. Die so befreiten Bohnen, deren jede Beere zwei enthält, werden endlich polirt, d. h. in einem rotirenden Hohlcyliner von Holz, in welchem rechenartige Backen angebracht sind, umgedreht, wodurch der letzte Rest von Haut und Unreinlichkeit abgerieben wird. Damit schließt der Prozeß, welcher für sich hat, daß er geringen Maschinenaufwand erfordert und daß er besonderen Gefahren von der Reife der Beeren ab nicht ausgesetzt ist, es sei denn dem Raßwerden auf den Terreros.

In der Fazenda ist ein glückliches Familienleben heimisch, welches deutscher Sprache und Sitte treu geblieben ist; die Hausfrau, die auch von deutschen Eltern stammt, hatte es bewahren helfen, vielleicht auch die einsame Lage, welche häufige Berührung mit Nachbarn ausschloß. Was auch die Ursache war, jedenfalls war es angenehm im Kreise dieser Familie, der durch anmuthige Töchter verschönt wurde, zu verweilen.

Am nächsten Tage wurde ein Ausflug nach den Kaffeepflanzungen des Vizconde von Nova Friburgo unternommen, die unterhalb Cantogallo nach Varangeires sich erstrecken und zu den umfangreichsten des Distriktes gehören. Man schätzt den Jahresertrag der dem Vizconde und seinem Bruder, dem Baron von Elemente gehörigen Plantagen auf 1 200 000 Milreis oder doppelt soviel Mark, ihren zur Bearbeitung erforderlichen Sklavenbesitz auf 1800—2000. Die Pflanzungen liegen entlang dem Rio Negro und sind durch Tramway mit einander verbunden.

Der Morgen der Fahrt, an welcher der Vizconde Theil nahm, war so frisch, daß es in dem offenen Wagen des Tramway empfindlich kalt war, bis die Sonne zu wirken anfang. Die Bahn schmiegt sich den Hügelketten an, welche das Flußthal bilden, und folgt dessen Windungen etwa auf halber Höhe der Berge. Sie ist das Werk eines ehemaligen preußischen

Offiziers von Borel, der seit 25 Jahren im Lande lebt und dem Vizconde als Ingenieur zur Seite steht. Er hat auch einen großen Theil der Eisenbahn von Macuco nach Villa Nova erbaut und ist zur Zeit beschäftigt die bis Larangeires bereits ausgeführte Bahn (von Cordeiro aus 53 Kilometer) bis an den Parahybaström zu verlängern.

Das Thal des Rio Negro ist auf der ganzen Strecke fast ausschließlich von Kafepflanzungen eingenommen, welche auf beiden Seiten die Hügel bedecken, soweit man sehen kann. Nur selten sind die gleichförmigen Reihen der Kafebäume, die in der Regel nicht höher als sechs Fuß sind, durch einige Orangebäume unterbrochen, deren goldgelbe Früchte dem Auge eine angenehme Abwechslung bieten. Diese bringt auch der Fluß, welcher tief im Grunde mehrere Fälle bildet, die sich von dem Grün des Kafelaubes wirksam abheben. Dies ist aber der einzige Wechsel. Das Thal ist, soweit die Pflanzungen reichen, abgesehen von den Gebäuden, welche den letzteren dienen, unbewohnt und wird durch die Gleichmäßigkeit des Anbaus etwas eintönig. Anders war es in den Kafepflanzungen von Mexiko, wo man den Kafepflanzen durch Bananen oder Bäume künstlich Schatten zu geben sucht. Dessen bedarf es hier vermöge der Höhenlage und der reichlicheren Feuchtigkeit der Luft und des Bodens nicht. Der letzteren wird in der Regenzeit oftmals zu viel, indem heftige Regengüsse das Erdreich von den Berglehnen abwärts schwimmen und die Pflanzen mitreißen oder vom Boden entblößen. Um sie dagegen zu schützen hat man neuerdings begonnen, die Reihen nicht mehr senkrecht gegen das Thal, sondern quer zu setzen, weil dadurch mehr Widerstand gegen Abschwemmung geboten wird.

An vielen Stellen der Pflanzung waren die Neger auch hier beim Pflücken der Beeren, was bei ausgedehnten Pflanzungen 3—4 Monate dauert und eine sehr umsichtige Vertheilung der Arbeiter verlangt. An manchen Bäumen waren

Blüthen neben den reifen Beeren, die sich durch ihre weiße Farbe neben dem kräftigen Roth der Beeren in dem dunkelgrünen Laube sehr hübsch ausnehmen, die aber der Pflanzler zur Zeit der Ernte als unzeitig nicht gern sieht.

Unser Bond, dessen Maulthiere öfter gewechselt wurden, machte nach dreistündiger Fahrt einen längeren Halt in Santa Rita, der einzigen Ortschaft des Thales, in deren Nähe eine gleichnamige Fazenda des Vizconde gelegen ist, in welcher der Kafe der Umgebung gesammelt und bearbeitet wird. Von den Einrichtungen der sehr umfangreichen Anlage berührte mein Interesse am nächsten das Verhältniß der Sklaven, welche die Arbeit leisteten und deren auf der Fazenda mehrere Hundert gehalten werden. Nur ein Theil von ihnen war in der Fazenda anwesend, vornehmlich Weiber, welche in mehreren großen Sälen mit dem Auslesen von Steinen und Sortiren der Bohnen beschäftigt waren. Die Mehrzahl der jüngeren darunter hatte ein oder zwei Kinder neben sich, die auf der Erde lagen und in dieser Lage, während die Mutter arbeitete, an deren Brust saugten. In einem der Säle war auch ein Sklave von herkulischem Körperbau mit der Weiberarbeit besetzt; er trug am Fuße eine schwere eiserne Fessel und auch am Halse ein Eisen mit einer vorspringenden langen Eisenstange, welche die Freiheit der Bewegung hemmte. Er war damit zur Strafe für seine Flucht, auf der er ergriffen worden war, und zur Erschwerung neuen Entweichens belastet.

Für das leibliche Wohl der Sklaven schien ausreichend gesorgt, wenigstens machten alle den Eindruck, daß sie gut genährt würden. Die Nahrungsmittel bestehen in Fejones (schwarze Bohnen), dem Mehl der Mandiokwurzel und Schweinefleisch, außerdem aus Kuchen von Maismehl. Diese Nahrungsmittel werden auf der Fazenda in der Beschränkung auf den eigenen Bedarf gewonnen. Auch Zucker, der als Rapadura (ein Kuchen von Zucker und Syrup) verbraucht wird, wird nur in diesem

Umfange gebaut, obwohl der Anbau mit Vortheil ausgedehnt werden könnte; der Erweiterung steht entgegen, daß die Erntezeit mit derjenigen des Kaffes zusammenfällt. Besonders pflegsam wird die Zucht von Schweinen betrieben, die mit Mais und Kürbiß gemästet und dabei zu wahren Laststücken von Fett werden.

Die Arbeitszeit geht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit Pausen für die Mahlzeiten. Für die Pflege in Krankheiten wird durch einen Arzt gesorgt, der mit guter Besoldung ausschließlich für die verschiedenen Facendas angestellt ist. Die Sorge dafür liegt, wie die gute Ernährung, in dem eigenen Interesse des Eigenthümers, da die Sklaven hoch im Werthe stehen.

Von Sa. Rita fuhren wir noch nach Larangeires, dem zeitigen Endpunkte des Tramway. Die Bahn führt durch hohen Wald, je mehr sie dem Parahyba sich nähert; sie soll bis an den Strom fortgesetzt werden und einige Zweigbahnen nach Kafferevieren von dort ausfenden; nur wenige Kilometer fehlen zur Vollendung. Die ganze Bahn dient hauptsächlich dem Transporte von Kaffee, dessen Anbau sie überhaupt erst möglich macht; vorher kostete allein der Transport nach Rio soviel, wie der Kaffee in Rio überhaupt galt. Sie rentirt aber nicht besonders, da die Anlagekosten beträchtlich gewesen und die Kaffeetransporte nicht regelmäßig sind. Diese Erwägung störte indessen nicht den Genuß, als wir darauf an dem kühl gewordenen Abend bei herrlichem Mondschein nach Cantogallo zurückfuhren; die Fahrt war vielmehr außerordentlich vergnüglich.

Auch die dritte und letzte Exkursion war eine Kaffevisite in großem Style; sie richtete sich von Rio nach Südwesten und galt dem Besuche von Kaffeplantagen des Barons de Buenito, die bei Ypiranga an der Eisenbahn von Dom Pedro Segundo etwa 18 Leguas von der Reichshauptstadt entfernt liegen. Die Bahn führt von der letzteren am kaiserlichen Lustschlosse San

Cristóbal und dem dazu gehörigen Parke vorüber und den Vororten entlang, die sich seit Erbauung der Eisenbahn stetig in dieser Richtung erweitert haben, dann aber durch meist sumpfiges, wenig bebautes Land bis an den Fuß der Serra, welche die Thäler des Rio das Lages und Parahyba scheidet und welche sie in vielen Windungen und mit Hülfe zahlreicher Tunnels übersteigen muß. Bei dieser Auffahrt bieten sich liebliche Landschaftsbilder in Fülle, da das Land von waldigen Höhenzügen, deren vielgestaltige Verzweigungen man von der Höhe übersehen kann, durchzogen ist. Wir verließen die Eisenbahn auf der Station Bara am Parahyba, der hier bereits von ansehnlicher Breite, aber noch nicht schiffbar ist, da Felsblöcke und Stromschnellen seinen Lauf stören. Entlang demselben fuhren wir noch eine Stunde abwärts zur Fazenda Sa. Ana, wo uns vermittelt der Weisungen des Eigenthümers ein artiger Empfang seitens des Verwalters gesichert war, und wo wir für einige Tage Aufenthalt nahmen. Die Fazenda liegt auf dem hohen Ufer des Parahyba inmitten reicher Gartenanlagen und getrennt von dem Ingenho, in welchem der Kafe bearbeitet wird und die Sklaven untergebracht sind. Eine Allee hochstämmiger Palmen verbindet beide.

Wir machten am nächsten Vormittage einen Ritt durch die Pflanzungen, die sich in einem Seitenthale des Parahyba und in viel verzweigten Nebenthälern desselben 4—5 Leguas weit ausdehnen. Die Hügelreihen, die nur 1—200 Meter über der Thalsohle ansteigen, waren fast durchweg mit Kafebäumen besetzt. Auf der Sohle des Thales wechselten Pflanzungen von Bananen und Yamwurzeln mit solchen von Zuckerrohr, das aber auch hier nur für eigenen Bedarf an Zucker und Brantwein gebaut wird. Zwischen den Kafebäumen standen streckenweis Gruppen von Orangenbäumen, die gepflanzt werden, damit die Sklaven bei der Arbeit ihren Durst an den Früchten löschen können. Die Fülle der letzteren war

so groß, daß von den abgefallenen der Boden und auch der Weg, an welchem die Bäume standen, dicht bedeckt war, ja daß wir stellenweis buchstäblich auf Orangen ritten. Niemand denkt daran sie zu sammeln oder nutzbar zu machen. Bisweilen war zwischen den Reihen der Kaseebäume, die beim Abstreifen der Beeren stark entblättert worden waren, der Rest eines Stammes sichtbar, der von dem Urwalde, welcher ehemals die Hügel bedeckte, zurückgeblieben war; daneben hier und da an abgelegenen Stellen ein gebleichter Ochschädel auf einer Stange, wie sie die Neger zur Abwehr von Unglück zu errichten pflegen, Reste von Aberglauben, der schwerer auszurotten ist, als die Urwaldbäume, auf dessen Ausrottung allerdings auch weniger Mühe verwendet wird. In den von dem Ingenho entfernten Pflanzungen waren leichte Gebäude, in welchen die Sklaven während der Ernte übernachten können und in welchen die Mahlzeiten für sie bereitet werden. In einer Küche, in welche wir eintraten, wurden zum Frühstücke Klöße von Maismehl gekocht, jeder so groß wie ein Kindskopf.

In dem Ingenho, das wir nach der Rückkehr besuchten, befanden sich die Terreros zum Trocknen der Beeren und die Einrichtungen zum Reinigen und Maceriren derselben, sowie zur Säuberung und Sortirung der Bohnen, welchen letzteren Arbeiten besondere Sorgfalt zugewendet wird. Die jährliche Produktion der Hacenda stellt sich auf 70—75 000 Arrobas à 15 Kilogramm (21—22 500 Centner), der Preis zur Zeit auf 8,37 Milreis per Arroba (etwa 0,56 Mark per Pfund). Am höchsten im Werthe steht der sogenannte Lavado oder gewaschene Kase, der dadurch gewonnen wird, daß die Bohnen gepflückt werden, ehe das Fleisch trocken ist, und daß die Bohnen nach Befreiung von der fleischigen Hülle getrocknet werden. Die erstere Arbeit ist mühsamer, wogegen das Trocknen der Bohnen wenig Zeit beansprucht. Die fleischigen Hüllen des Lavado werden ebenfalls getrocknet und als Feuerungsmaterial ge-

braucht; aus ihrer Asche wird Pottasche gezogen. Der geringer geschätzte Terrero wird in den Hülsen getrocknet, was bis zu vier Wochen Zeit erfordert, und dann geschält.

Der zum Trocknen auf den Terreros ausgebreitete Kase wird allabendlich auf Haufen gebracht und mit wasserdichten Decken belegt. Außer dem Regen droht beim Trocknen Gefahr durch Ameisen, die sich unter den Terreros einnisten. Sie werden dadurch vertrieben, daß in die Gänge Petroleum gegossen und angezündet wird. Es gibt hier eine Termitenart, welche so ausgedehnte unterirdische Bauten anlegt, daß Häuser, unter welche dieselben sich erstrecken, einstürzen.

Die Arbeiten beginnen auf dem Ingenho um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr des Morgens. Die männlichen Sklaven schlafen, von den weiblichen getrennt, in lustigen Sälen auf Holzpritschen, die mit einer Strohmatten und einer Wolldecke ausgestattet sind. Ehe- und Familienleben bestehen nicht. Die Geschlechter treffen sich am Abend bis neun Uhr in Räumen, die ostensibel zur Aufbewahrung von Utensilien bestimmt sind. Die Kinder werden jährlich an einem bestimmten Tage getauft. Unterricht wird ihnen nicht ertheilt; mit dem achten Jahre bereits werden sie zu leichteren Arbeiten herangezogen. Der Mutterbrust nicht mehr bedürftige Kinder werden abgesondert gehalten und von einer alten Negerin bewahrt und beaufsichtigt. Mutterliebe soll gleichwohl im Allgemeinen vorhanden sein.

Die erforderlichen Nahrungsmittel werden auf der Hacienda selbst produziert. Außer der Kost und Wohnung erhalten die Sklaven jährlich drei Anzüge von derbem Baumwollstoff, die auf der Hacienda angefertigt und gewaschen werden, sowie ein Stück Land, das sie Sonntags bearbeiten können. Die Erträge daraus werden von ihnen regelmäßig für bessere Kleidung verwendet. Die Ernährung scheint nach dem äußeren Aussehen ausreichend zu sein; für Krankheitsfälle ist durch ein besonderes Hospital (Zufirmeria) gesorgt, mit gesonderten Abtheilungen

für Männer und Frauen, das hohe, lustige und saubere Räume hat; Arzt und Apotheke sind im Hause. Zur Zeit waren etwa 20 Kranke darin, von denen die meisten an Fußwunden litten. Für die leibliche Erhaltung der Sklaven ist danach Sorge getragen wie für diejenige guter Arbeitsthiere.

Während der Arbeit des Lesens und Sortirens der Bohnen werden die damit beschäftigten Sklavinnen eingeschlossen. Auf Vergehen stehen als Strafen Einsperrung während der Freistunden, oder die Peitsche für die Männer, für Weiber Schläge auf die Hände mittelst einer hölzernen Britsche; der Strafe für Flucht habe ich schon früher erwähnt. In Sa. Ana war zur Zeit kein Sklave flüchtig; in den Zeitungen kann man Ausbietungen von Belohnungen in Höhe von 500—1000 Milreis für das Einfangen flüchtiger Sklaven lesen, doch scheinen sie nicht immer oder nicht bald Erfolg zu haben, da in einem der Fälle, welche mir in der Erinnerung geblieben sind, die Flucht im Jahre 1880, in einem anderen bereits im Jahre 1877 stattgefunden hatte.

Bezeichnend ist, daß Uebernahme in den Hausdienst als „Bagen“ wenigen Sklaven erwünscht ist; sie ziehen die Landarbeit im Allgemeinen vor.

Die Behandlung der Sklaven, wie ich sie vorstehend skizzirt habe, mag als durchschnittlich gelten, und mag danach die humane Seite der Frage beurtheilt werden.

In Brasilien hat die Sklaverei neben dieser humanen Seite noch eine eminent wirtschaftliche, da man annimmt, daß der Anbau des Hauptproduktes des Landes, des Kafe, ohne die Arbeit der Schwarzen nicht bewältigt werden könne, daß diese Arbeit von den Schwarzen als freien Arbeitern nicht werde geleistet werden und daß daher die Emanzipation der Sklaven den Ruin der Kafeproduktion bedeute.

Diese Auffassung bewirkt, daß in Brasilien gesetzliche Maßregeln zur Befreiung der Sklaven großem Widerstand in sehr

einflußreichen Kreisen begegnen und daß bei dem, was bisher geschehen, mit großer Zurückhaltung zu Werke gegangen ist. Der erste Schritt in dieser Richtung ist im Jahre 1851 durch ein Gesetz gethan worden, welches die Einführung von Neger-  
 sklaven aus Afrika verbot. Dieselbe hatte im Jahre 1850 noch 50—60 000 betragen und war in den vorangegangenen Jahrzehnten, wenn auch nicht ganz so groß, so doch erheblich und regelmäßig gewesen. Ein zweiter Schritt geschah im Jahre 1871 durch ein Gesetz (vom 28. September), durch welches angeordnet worden ist, daß alle nach dem Erlasse dieses Gesetzes von Sklavinnen geborenen Kinder frei sein sollten, jedoch mit der Beschränkung, daß sie bis zum 21. Jahre der Obhut und dem Nutzungsrechte des Eigenthümers der Mutter gegen Gewährung des Unterhaltes überlassen bleiben sollten. Für alle damals vorhandenen Sklaven bewendete es bei dem bisherigen Verhältnisse, nur die Loskaufung wurde in einigen Beziehungen erleichtert; indeß haben diese Erleichterungen einen besonderen Erfolg bisher nicht gehabt und werden ihn auch weiterhin nicht haben. Thatsächlich dauert daher die Sklaverei fort und wird, da die seit dem Jahre 1871 geborenen Kinder erst mit dem 21. Jahre aus der Gewalt des Eigenthümers treten, erst mit dem Tode der 1871 vorhanden gewesenen Sklaven und der Großjährigkeit der nachher noch von Sklavinnen geborenen Kinder, also wenn auch stetig abnehmend, doch erst in Jahrzehnten aufhören. Immerhin mindert sich die Zahl der Sklaven allmählig durch den Tod und durch Loskaufung, ohne daß ein Erjaß eintritt und damit die Menge der verfügbaren Arbeitskräfte. Man nimmt an, daß ihre Zahl in dem Jahrzehnt von 1871—1881 um 171 000 (von 1 370 903 auf 1 149 808) gesunken ist, und dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die Behandlung der Sklaven seit dem Jahre 1850 besser und daher die Sterblichkeit im Verhältnisse zu früheren Jahren geringer geworden ist. Der Preis hat sich seit 1851 erheblich gesteigert.

Alle Sklaven müssen nach dem Gesetze von 1871 in eine Matrikel eingetragen werden, widrigenfalls sie für frei gelten. Die Matrikel wird auf Grund der versicherten Angaben des Eigenthümers aufgestellt und in zwei Exemplaren geführt, deren eines auf der Municipalidad beruht, während das andere in der Gewahrsam des Eigenthümers ist. Sie enthält außer der Nummer der Hacenda und deren Ordnungsnummer in der Gesamtmatrikel den Namen des Sklaven, den Ort seiner Herkunft, den Familienstand, Alter- und Werthangabe, sowie Bemerkungen über Veräußerung und Tod. Ein besonderes Verzeichniß wird über die Libertados, d. h. die seit dem September 1871 geborenen Kinder geführt und werden dabei als Beläge die Taufzeugnisse und eintretenden Falles die Todtenscheine verwahrt. Ich habe diese Matrikel in Sa. Ana einzusehen Gelegenheit gehabt. Die eingetragenen Namen beschränken sich beim Mangel von Familiennamen auf die Taufnamen, deren in der Regel jedem Kinde behufs der besseren Unterscheidung mehrere beigelegt werden. Die Werthangaben stammten aus dem Jahre 1872. Der höchste eingetragene Werth waren 3000 Milreis (6000 Mark) für einen Mann im kräftigsten Alter. Erwachsene Männer waren im Uebrigen mit Beträgen bis zu 2400 Milreis, wenn sie das 50. Jahr überschritten hatten mit 400—600 Milreis, Weiber von 15—36 Jahren mit 1200—1800 Milreis bewerthet. Von 126 Sklavent Kindern, die seit 1871 auf der Hacenda geboren worden, waren in den letzten 6—7 Jahren 50 gestorben. Die Sterblichkeit der erwachsenen Sklaven überstieg nicht 2 Prozent jährlich.

Die Sklaven sollen im Allgemeinen über das Gesetz vom 28. September 1871 wenig unterrichtet sein und wenig Interesse daran nehmen; sie fassen es nicht einmal, wenn es ihnen vorgelesen wird. Versuche, sie darüber aufzuklären, sind von einem Agitator Nabucho gemacht worden, der die völlige Aufhebung der Sklaverei binnen 10 Jahren als Ziel der von ihm

in die Hand genommenen Agitation hinstellte; er fand aber wenig Anklang bei den Schwarzen, konnte seine Wiederwahl in den Kongreß nicht erreichen und hat das Land verlassen. Immerhin sind die Eigenthümer vorsichtig und suchen zu verhüten, daß die Sklaven in größerer Menge zusammenkommen, um über gemeinschaftliche Unternehmungen sich zu verständigen. Aus dieser Absicht sind auf den verschiedenen, besonders den benachbarten Facendas die Sonntage und Feiertage auf andere Tage verlegt, so daß sie nicht zusammenfallen und den Sklaven die Möglichkeit von Zusammenkünften genommen wird. Da wenige von ihnen lesen können, ist die Agitation durch die Schrift unwirksam; innerhalb der Facenda aber fehlt es dem Eigenthümer nicht an Mitteln Auflehnungen niederzuhalten, auch außer der Peitsche, die ich hier das erste Mal an der Seite des weißen Aufsehers gesehen habe.

Trotzdem ist verständlich, daß die Sklavenfrage im Vordergrund aller Interessen steht, da der Kafebau, der bisher auf Sklavenarbeit beruhte, durch Werth, Umfang und Ausschließlichkeit eine Bedeutung für Brasilien hat, gegen welche die aller anderen Produkte weit zurücktritt. Der Werth des aus brasilianischen Häfen ausgeführten Kafes hat in den letzten fünf Jahren mehr als 60 Prozent des Werthes der Gesamtausfuhr betragen und in seinem absoluten Werthe in dieser Zeit durchschnittlich den Betrag von  $11\frac{1}{2}$  Millionen £ oder 230 Millionen Mark erreicht. Er macht nahezu die Hälfte des in der Welt überhaupt erzeugten Kafes aus. Die Kultur und die Ausfuhr anderer Produkte, deren Erzeugung der Boden und das Klima günstig sind, wie Baumwolle und Zucker, hat abgenommen und zwar wesentlich in Folge der Verdrängung durch den Kafebau. Es ist daher nicht zu bestreiten, daß die Kafekultur wirtschaftlich die hauptsächlichste Basis der nationalen Arbeit ist, und daß sein Rückgang oder seine Vernichtung den wirtschaftlichen Ruin des Landes oder doch eines sehr großen

und jetzt einflußreichen Theiles seiner Bewohner zur Folge haben würde. Es gilt dies insbesondere von den östlichen Landestheilen, wo die Produktion in den Händen der Besitzer von großen Latifundien liegt und die Sklaven die weiße Bevölkerung in vielen Distrikten an Zahl bedeutend überwiegen. Allerdings wirken noch andere Umstände auf den Kafeebau nachtheilig ein, die Abnahme anbausfähigen Landes, die in Folge des bisher befolgten Systems der Ausnutzung, die als Raubbau zu bezeichnen ist, fühlbar wird, wenigstens soweit es sich um leicht zugängliches Land handelt, und die Schwankungen des Geldkurses, die eine Folge der politischen Zustände des Landes sind. Die Konkurrenz dieser Einwirkungen macht die Frage aber nur um so komplizirter. Versuche, einen Ersatz für die Arbeitskräfte zu finden, deren Abgang bevorsteht, haben bisher wenig Erfolg gehabt; die befreiten Sklaven gelten im Allgemeinen als arbeitsfleh und liederlich, die Weiber dem *quaestus corporis* geneigt; die frei geborenen Kinder, deren älteste jetzt im zwölften Jahre stehen, werden voraussichtlich nicht viel anders werden, da sie ohne jeden Unterricht, bezüglich dessen die Eigenthümer ebenso wenig wie der Staat eine Verpflichtung übernommen haben, aufwachsen, und da die Einfachheit der Lebensbedürfnisse und die Leichtigkeit ihrer Befriedigung, zumal auf dem Lande, zu nachhaltiger und angestrenzter Arbeit sie nicht drängen wird. Von den Einwanderern ziehen die Nord-europäer vor, eigenes Land zu bebauen; Portugiesen und Italiener gehen mit Vorliebe nach den größeren Städten; der in der Provinz Santo Paolo unternommene Versuch, deutsche Einwanderer in den Plantagen neben den Sklaven oder statt derselben zu verwenden, hat sich nicht bewährt; die Einführung von Chinesen oder von Kulis ist sehr kostspielig und der Erfolg fraglich. Zur praktischen Wirksamkeit kommt die Frage im vollen Umfange allerdings erst, wenn die frei geborenen Kinder großjährig und selbständig sein werden, also erst vom Jahre 1892

ab, weil erst dann sich erweisen wird, ob sie unter erträglichen Bedingungen die Arbeit in den Pflanzungen fortzusetzen gewillt sein werden. Schon gegenwärtig aber bewirkt die Sorge, es werde dies nicht der Fall sein, daß die Anlegung neuer Pflanzungen unterlassen wird, und daß selbst begonnene Unternehmungen abgebrochen oder eingeschränkt werden. Von manchen Seiten wird dies übrigens, abgesehen von der Arbeiterfrage, für kein Unglück angesehen, da bei dem Ueberhandnehmen einer Kultur, deren Gedeihen auch anderweitigen Fährlichkeiten ausgesetzt ist, z. B. dem Angriffe durch Insekten, eine über dieselbe hereinbrechende Kalamität für die Gesamtwohlfahrt bei weitem gefährlicher ist, als wo die producirende Thätigkeit sich theilt und der Wohlstand aus mehreren Quellen fließt.

In der That besteht nach der Meinung Vieler in Brasilien eine Ueberproduktion in Kafe, da der Konsum, wenngleich er im letzten Jahrzehnt rapide gestiegen ist, hinter der Produktion zurückbleibt. Das Mißverhältniß drückt sich im Sinken der Preise aus, die in den letzten fünf Jahren um 30 Prozent zurückgegangen sind und nicht weiter sinken dürfen, wenn die Produktionskosten noch gedeckt werden sollen. Mitwirkend ist in dieser Beziehung, daß auch andere Länder, insbesondere Mexiko und Centralamerika, mit ihrem Kafe in steigendem Maße in die Konkurrenz eingetreten sind, und daß dadurch Brasilien die bisherige, leitende Stellung im Kafehandel zu verlieren Gefahr läuft. Zur Erscheinung kommt der Rückgang in weiterer Folge im Sinken der Grundstückspreise, die um 25 Prozent zurückgegangen sind.

Ich hörte diese Mittheilungen über die Lage und die Aussichten des Kafebaus, welche sich an den Besuch der Fazenda geknüpft hatten, demnächst nach der Rückkehr in Rio de Janeiro bestätigen. Die Meinung ging hier ebenfalls dahin, daß, und zwar auch in allgemeinerem Bereiche, die Geschäfte und der Wohlstand im Rückgange wären. Außer der Schwierigkeit in

der Kasebranche bezeichnete man als Ursache die Kursschwankungen und die Defizits der Finanzverwaltung, welche zu einer unbeschränkten Papiergeldemission geführt hätten, sodann die Höhe der Eingangszölle, welche, erhöht durch temporäre Zuschläge, für viele Waaren geradezu prohibitorisch wären; trotz des Schutzes entwickelte sich die Industrie nicht, weil die Arbeitslöhne zu hoch wären; sie überstiegen die in England und Deutschland üblichen um das Vier- bis Sechsfache.

Ich will mich in dieses diffizile Kapitel jedoch nicht tiefer einlassen, weil Zeit und Gelegenheit fehlen, die verschiedenen Angaben zu verifiziren; auch wirst Du schwerlich ein naheß Interesse an den Details der brasilianischen Wirthschaftsverhältnisse nehmen.

Von dem, was ich in den Tagen zwischen den verschiedenen Exkursionen hier gesehen habe, will ich nur noch erwähnen, was die Deutschen angeht: die deutsche Schule und den deutschen Verein. Die erstere steht unter der Leitung des Pastors der deutschen protestantischen Gemeinde, der ihr Hauptlehrer ist, und unter der Verwaltung eines Vorstandes, den die Gemeinde wählt; sie hat das Verdienst, die deutsche Sprache, in welcher unterrichtet wird, der Jugend zu erhalten. Ich fand bei dem Besuche verhältnißmäßig gute Leistungen, Ernst bei den Lehrern, Regsamkeit bei den Schülern.

Der deutsche Verein „Germania“, der seit 60 Jahren besteht, hat gesellige Unterhaltung zum Zwecke und wird besonders gehalten durch eine gute Bibliothek und seine musikalischen Bestrebungen. Nicht alle Deutsche sind Mitglieder, jedoch gehören die Chefs der meisten größeren Häuser ihm an. Die Ausdehnung, welche die Stadt in neuerer Zeit gewonnen hat, und die Entlegenheit der Wohnungen erschweren die Vereinigung und lockern anscheinend den Verband.

Ein besonderes Hospital, das sonst, wo Deutsche in größeren Städten wohnen, gewöhnlich vorhanden ist, fehlt noch in Rio

de Janeiro, angeblich weil durch die zahlreichen Hospitäler der Gemeinde und fromme Stiftungen für das Bedürfniß ausreichend gesorgt ist; indessen ist in neuerer Zeit ein Projekt zur Erbauung aufgestellt worden und wird mit Eifer verfolgt. In einer Stadt, wo das gelbe Fieber schon so schwere Verheerungen angerichtet hat und deren üble hygienische Verhältnisse namentlich auf die Ankömmlinge aus Europa nachtheilig einzuwirken pflegen, wäre die Errichtung eines besonderen Krankenhauses für hilflose Landsleute gewiß eine Wohlthat. Allerdings ist die Stadt in diesem Jahre von der Plage des Fiebers, wie seit langer Zeit nicht, verschont geblieben; die Zahl der Todten, welche in der ersten Hälfte dieses Jahres ihm zum Opfer gefallen sind, beträgt nicht mehr als 38, und man hofft, daß eine Reihe der Gesundheit dienlicher Einrichtungen, wie die Verbesserung der Wasserleitung, die Vergrößerung der Stadt und die Anlegung der Tramways, welche dem engen Zusammenwohnen in der Stadt Abhilfe schaffen, endlich die Austrocknung einiger Sümpfe in der Nähe der Stadt, dieselbe dauernd vor neuen Anfällen bewahren werden. Allein dieses Vertrauen könnte leicht getäuscht werden. Die zeitige Pause ist vielleicht nur die Ruhe vor einem neuen Ausbruche, wie man dies öfter bei dieser furchtbaren Krankheit beobachtet hat, und daher kein Beweggrund, das beabsichtigte Werk der Menschenliebe zu unterlassen.

Ich muß nun Rio de Janeiro verlassen, ohne die südlichen Provinzen, in welchen die deutschen Ansiedlungen sich am stärksten entwickelt haben, besuchen zu können. Pflichten, die Du kennst, nöthigen mich zur baldigen Rückkehr. Ich beabsichtige mit dem nächsten Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Gesellschaft den atlantischen Ocean zu kreuzen, vermuthet jedoch, daß er behufs Einnahme von Fracht noch nördliche Häfen der brasilianischen Küste anlaufen wird und hoffe, daß ich in einem derselben Gelegenheit finde, Dir

noch einen Gruß und die Mittheilung über den Tag der Abfahrt zu senden.

### XLVIII.

Bahia de Todos os Santos. — Negerbevölkerung. — Ausfuhrhandel. — Das portugiesische Hospital. — Die Motivkirche von Bomfim. — Vermilho.

Bahia de Todos os Santos, 2. August 1882.

Meine Vermuthung hat sich bestätigt; die „Montevideo“, die mich heim bringt, hat zuerst ihren Kurs nach Bahia genommen, um Kase zu laden und ist genöthigt, einen Tag länger, als der Kapitain angenommen hatte, hier zu bleiben. Das mußt Du Unschuldiger noch mit einem Briefe büßen, den ich in der Frühe schreibe, wo Alles in dem gastlichen Hause, in welchem ich Dank der Vermittelung des Kapitains während der Rast wohne, noch im Frieden ruht. Es wird, denke ich, wirklich der letzte sein, da von jetzt ab die Fahrt nur noch durch einen kurzen Aufenthalt in Lissabon unterbrochen werden und dann direkt nach Hamburg gehen soll.

Bahia ist ein wohlgeeigneter Ort, um Abschied von den Tropen zu nehmen; auch nach Rio de Janeiro ist es noch schön, und zwar von so eigenthümlicher Schönheit, daß beide Bilder neben einander bestehen können. Schon beim ersten Anblick fesselte es durch die Besonderheit der Beleuchtung. Wir kamen nach dreitägiger Fahrt (vom 27. bis 30. Juli) am späten Abend in der äußeren Bay an, zu welcher schon lange vorher das wechselnde Licht eines hohen Leuchthurmes dem Schiffe den Weg gewiesen hatte. Hinter dunkelen Wolken trat der Vollmond hervor und übergoß mit zitterndem Lichte die Küste, hell genug, um die Umrisse der krönenden Laubmassen und die Masten der Schiffe,

die aus dem Dunkel mälig auftauchten, erkennen zu lassen. Ein warmer Hauch wehte vom Lande herüber; kein Geräusch war hörbar, außer dem des Wassers, das sich am Schiffe brach; es war wie ein Traumbild, eines der seltenen, die mit den Schöpfungen der Phantasie sich decken.

Der Eingang der Bay wird im Westen durch die Insel Itaparica, im Osten durch die Halbinsel gebildet, auf welcher die Stadt San Salvador liegt, die gewöhnlich Bahia, oder mit vollem Namen Bahia de Todos os Santos, die Bay aller Heiligen, genannt wird. Dahinter weitet sich die Küste zu einem ausgedehnten Golfe, Reconcavo genannt, der 32 Leguas im Umfang hält und mehrere bedeutende Flüsse aufnimmt. Der Anblick der Bay und der Stadt war auch bei Tageslicht ausnehmend schön. Die Stadt liegt in zwei Stagen, am Strande die Praza oder Citade Baza (Unterstadt) und auf den Felsen, die über demselben zur Höhe von einigen hundert Fuß ansteigen und steil abfallen, die Citade Alta, die hohe oder obere Stadt. Jene ist die Stadt der Geschäfte, welche an das Meer gebunden sind, diese der Wohnsitz der wohlhabenden Klassen und die Residenz der Behörden.

Die Praza ist eine einzige Straße mit wenigen kurzen Querstraßen, die sich beinahe 4 Miles lang an der Küste hinzieht und in welcher die Waarenhäuser, das Arsenal und die Regierungsdocks liegen. Da sie von der Seebrise durch die hinter ihr ansteigende Klippenreihe abgeschlossen ist, wird hier an der Temperatur der Luft merkbar, daß Bahia nur 13 Grad vom Aequator liegt. Anders ist es in der oberen Stadt, wo die Wärme Dank dem Seewinde selbst in der heißesten Jahreszeit nicht über 21° R. steigen soll. Man gelangt in die obere Stadt auf gepflasterten Wegen, die in starker Steigung an dem Abhange in die Höhe geführt sind, Anlagen aus alter Zeit, höchst beschwerlich sowohl für die Menschen als für die Maulthiere, welche die hochräderigen Carretas hinauf schleppen. Eine

breite, etwas bequemere Straße ist erst neuerdings angelegt, außerdem zur Erleichterung des Personenverkehrs eine Lift, auf welcher, wie in den Elevators der großen amerikanischen Hôtels in die oberen Stockwerke, die Personen zur oberen Stadt gehoben werden.

Die obere Stadt besteht aus hohen massiven Häusern; nur in den neueren Erweiterungen sind villenartige Gebäude, die in Gärten stehen. In ihr sind die öffentlichen Gebäude, die Kathedrale, das ehemalige, jetzt als Hospital dienende Jesuitenkollegium und die Mehrzahl der Kirchen, deren die Stadt mehr als 80 zählt. Drei der letzteren außer der Kathedrale liegen an dem ältesten Platze der Stadt, Ferrero genannt, den alterthümliche Privathäuser umgeben und den ein Springbrunnen von Bronze mit den lebensgroßen Gestalten der vier Hauptflüsse der Provinz schmückt. Wenn man unter den schattigen Bäumen dieses Platzes wandelt, wird man zweifelhaft, ob man unter den Tropen weile; die blanken Fliesen, mit denen die äußeren Wände mancher Häuser bedeckt sind, meist weiß und blau mit geschmackvollen Mustern, die friedliche Stille und die Kühle des Platzes wecken eher nordische Erinnerungen. Anders ist der Eindruck auf dem *Paseo publico*, der auf alten Befestigungswerken angelegt ist und sich über die halbe Höhe des Uferrandes hinabzieht. Schöne Mangheras von hohem Alter und Drachenhäuser mit Wurzeln, die aus dem oberen Stamme treiben, von da den Boden suchend, mit starren bizarren Blätterbüscheln, vertreten exotisches Pflanzenleben; ein alter Obelisk zum Andenken des Prinzregenten Dom Joän, der 1508 hier landete, „*hic primum appulso*“, vertritt die geschichtliche Erinnerung. Von besonderer Schönheit ist eine Terrasse mit steinernen Sitzen und Marmorstatuen aus portugiesischer Zeit, weniger wegen dieses Schmuckes als wegen der entzückenden Aussicht, die sich von ihr über die untere Stadt und die Bay eröffnet. Gegenüber über die bewaldete und bewohnte Insel Itaparica, zur Seite am

Ende der Unterstadt eine Halbinsel, von welcher das palast-ähnliche portugiesische Hospital und die Wunderkirche von Bomfin herüberleuchten, in weiterer Ferne die schön geschwungenen Linien der Küste des Festlandes, welche die Bay schließt, im Vordergrunde die schluchtigen Abhänge des Uferrandes, dicht begrünt mit Palmen und Bananen, auf der Bay Boote, die zum Fischfang kreuzen, ein Barkschiff, das mit vollem Schmuck der Segel einfährt: ich könnte noch andere Züge der Landschaft, wie sie vor dem inneren Auge steht, hervorheben, aber ich fühle, daß es nutzlos ist. Mit Worten läßt sich ein Naturgemälde nicht völlig wiedergeben, so wenig wie sich eine Melodie damit beschreiben läßt.

In der Nähe des *Passo* ist die Kirche *da Nostra Sñra da Graça*, in welcher ein altes Bild sich befindet, das auf die Gründung der Stadt sich bezieht. Sie wird dem Don Diego Alvarrez de Cabral zugeschrieben, der, als er in der Nähe der Küste von seinen rebellischen Seeleuten ausgefetzt worden war, sich glücklich ans Land rettete und hier die Liebe der Fürstin *Paragasú* gewann, demnächst auch einen Antheil an ihrer Herrschaft. Das Bild zeigt Don Diego in einem Boote, in der Stellung eines um Hilfe Flehenden, im Hintergrunde drei portugiesische Schiffe. Das Wappen der Stadt, eine braune Frauengestalt, die nur mit einem Federschmuck bekleidet ist, weist ebenfalls auf diese Sage hin. Man kann es über dem Portale eines im vorigen Jahrhundert erbauten Hospitales sehen, welches in der Nähe des *Passo* liegt.

Von den alten Bewohnern des Landes ist außer in diesem Bilde in *Bahia* nichts mehr zu sehen. Dagegen sind Neger und Mulatten in solcher Menge vorhanden, daß man glauben könnte, in einer afrikanischen Stadt zu sein. In der That sind sie der Zahl nach unter der Bevölkerung, die zur Zeit auf etwa 200 000 geschätzt wird, überwiegend und da sie meist Arbeiter und Kleinhändler sind, leben sie auch viel auf den Straßen. Den Handel

treiben besonders die Weiber als Verkäuferinnen von Fischen, Grüntram und dolciès oder Süßigkeiten. Lasten pflegen sie auf dem Kopfe zu tragen, den zu diesem Zwecke ein turbanartiger Aufsatz über dem Wollhaar bedeckt. Die Tracht im Uebrigen ist ein Hemd, am Halse so weit, daß es von der einen Schulter herabfällt, ein Unterrock und ein Tuch um den Leib. Ausgesprochen ist die Neigung zur Wohlbeleibtheit, die sie nicht grade verschönert. Mit Vorliebe werden als Schmuck Korallen getragen, welche der Hartgummifabrik zu Harburg in Hannover entstammen.

Viele von den Negern sind Sklaven, die neben dem Hausdienste für den Herrn auch durch außerhäusliche Arbeit verdienen müssen, durch Verkauf von dolciès auf den Straßen, oder als Tagearbeiter, oder indem sie zum Dienst an Andere derart überlassen werden, daß das Dienstlohn an den Eigenthümer gezahlt wird. Solche Verdienste werden für die Woche auf 6—7 Milreis veranschlagt und kommen besonders den Eigenthümern zu statten, welche in Beamtenstellen sich befinden, da deren Besoldungen gering sind.

Im Allgemeinen gelten die Afrikaner reiner Abstammung hier für ehrlich und anhänglich. Ein Beispiel verständiger Haltung und Redlichkeit ist, daß die schwarzen Lastträger und Hasenarbeiter eine Gesellschaft gebildet haben, zu deren Klasse alle Löhne abgeliefert werden, um dann nach bestimmten Regeln zur Vertheilung zu gelangen; ein Theil davon wird für die Unterstützung Hilfsbedürftiger und zum Loskauf von Sklaven verwendet. Die Neger, welche frei geworden, zu einem gewissen Wohlstand gelangt sind, haben das achtbare Streben, ihre Kinder etwas lernen zu lassen; sie schicken sie in die öffentlichen Volksschulen, deren in jedem Stadtbezirk eine sich befindet, in welcher Unterricht in den Elementarkenntnissen unentgeltlich erteilt wird, nach deren Absolvirung auch in die Lyceen. Die Erfahrung geht dabei dahin, daß die Kinder leicht lernen, aber nur bis zu einer

gewissen Entwicklung und dann stehen bleiben. Eine besondere Ambition der Vermöglicheren unter ihnen ist, ihre Töchter an Weiße zu verheirathen. So wurde von einem reichgewordenen Portero erzählt, daß er seine Töchter mit je 50 000 Milreis Mitgift ausgeben hatte, wenn sich weiße Ehemänner fänden; doch ist es ihm nur mit einer geglückt.

Weniger günstig lautet das Urtheil über die in den Städten geborenen Kreolen; sie werden in den Geschäften brauchbare Kommis, erlangen aber nie leitende Stellungen; viele verkommen als rowdies (Bummler).

Unter den Ausländern sind die Mehrzahl Portugiesen; demnächst folgen die Italiener. Engländer und Deutsche sind ziemlich gleichmäßig vertreten, ihnen annähernd auch die Franzosen. Die Zahl der selbstständigen Deutschen in Bahia wird auf etwa 100 angegeben. Sie sind vorwiegend im Handel thätig.

Der Export von Bahia besteht hauptsächlich in Taback und Zucker; erst dann folgen im Werthe Kafe, Kakao, Gummi und Häute. Was das Land an Baumwolle erzeugt, wird auch darin verarbeitet, da Spinnerei und Weberei sich entwickeln. Von Taback werden jährlich ca. 200 000 Tons ausgeführt, vornehmlich an die Regieen der Monopolstaaten, die nach der Bemerkung eines hiesigen Beobachters regelmäßig theurer einkaufen als die Privaten. Eine Börse besteht in Bahia nicht. Die Vermittelung des Handels geschieht durch Makler, denen die Produzenten im Innern ihre Angebote mittheilen und an welche sich andererseits die Kaufleute wenden, welche Kauforders aus Europa oder sonst haben.

Der Aufenthalt der „Montevideo“ ist dadurch verlängert worden, daß man das Anbringen der Ladung absichtlich verzögerte. Es war bekannt, daß der Kongreß in Rio de Janeiro den Entwurf eines Gesetzes berieth, durch welchen der Ausfuhrzoll auf Taback von 15 auf 13 Prozent des Werthes und von

Kafe und Zucker ebenfalls um 2 Prozent herabgesetzt und dagegen gewisse Einfuhrzölle um 5 bis 7 Prozent erhöht werden sollten. Im Fall der Annahme desselben profitirten die Exporteure 2 Prozent des Zolles und sie warteten daher mit der Expedition der Ladung, bis der Telegraph den Ausfall der Debatten meldete. Der Entwurf ist nicht angenommen worden und das Laden ist nunmehr im Gange.

Wenn dem Kapitain der Montevideo die Verlängerung der Siegezeit unerwünscht war, so war sie mir doch ganz recht, da ich den gewonnenen Feiertag benützen konnte, einige Ausflüge wenigstens in die nähere Umgebung zu machen, zunächst auf die Halbinsel, auf welcher das portugiesische Hospital und die Kirche von Bomfin liegen und deren ich bereits erwähnt habe.

Der Tramway der dorthin führt und der auch hier den von Rio übertragenen Namen Bondo bei ähnlich guten Geschäften des Unternehmens trägt, geht entlang der Küste durch die Straße der Praza, die oft so eng wird, daß der Wagen die Häuser zu streifen scheint. Viele dieser Häuser sind verfallen, schmutzig und düster; sie sind die Wohnungen der schwarzen Bevölkerung, Schlupfwinkel der Verkommenheit und Brutstätten von Krankheiten. Auch zur Zeit herrscht, zwar nicht das gelbe Fieber, das seit 1850, wo es zuerst auftrat, periodisch über die Stadt hereingebrochen ist, wohl aber eine heftige Blatternepidemie, die bis zehn Opfer täglich fordert. Im weiteren Verlauf der Praza tritt die Straße an das Meeresufer, das streckenweise durch Mauern, die Reste alter Befestigungen, begrenzt ist, über welche die Brandung leichte Spritzwellen wirft. Dann führt sie an einem weitläufigen Waisenhause vorüber und an einem umfangreichen, sehr vornehm aussehenden Hause, das ein Zufluchtshaus für Arme und Sieche ist und deshalb das Bettlerhaus heißt.

Das portugiesische Hospital liegt auf dem östlichen der beiden Hügel, zu welchem die Halbinsel von Bomfin sich erhebt,

inmitten eines parkartigen Gartens, der auf Terrassen angelegt ist und auf dessen Mauern zahlreiche Bildsäulen stehen. Mit seinen hellgefärbten Mauern und blinkenden Fenstern sieht es wie ein heiterer Sommerpalast aus. Was Lage und Aussicht anlangt, könnte auch für einen solchen ein besserer Punkt kaum gefunden werden. Das Innere des Hospitals, das von der Kolonie aus freiwilligen Beiträgen gebaut ist und unterhalten wird, ist sauber und gut gehalten und zeugt von einer sorgfältigen Verwaltung. Zur Zeit waren nur wenige Kranke darin.

Die Kirche von Bomfin liegt auf der westlichen Erhebung der Halbinsel, die ebenfalls eine weite und sehr schöne Aussicht beherrscht. Sie ist eine Botivkirche, in Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Frau eines Schiffskapitains begründet, der nach langer Abwesenheit und von Allen aufgegeben, zurückkehrte, nachdem seine Gattin gelobt hatte, eine Kirche zu bauen. Ein großes Deckengemälde zeigt die Stifterin, zu deren Füßen der Schiffsmann, gebrochen von den Mühsal der Reise, liegt und welcher der Baumeister den Plan der Kirche zeigt. Auch heute noch gilt die Kirche als ein geeigneter Ort, um für den glücklichen Ausgang von Seereisen und anderen gefährlichen Unternehmungen zu beten und um durch Gebet und Opfer von Krankheiten und Gebrechen geheilt zu werden. Allwöchentlich wird daselbst ein feierliches Hochamt gehalten, das von Tausenden besucht wird und bei welchem die Kirche reiche Spenden von den Gläubigen empfängt, wenn nicht andere, so die Reste der Wachskerzen, welche sie bei der Feier tragen, und deren Gewicht in mancher Woche 14 Arrobas ausmachen soll. Ein besonders großes Kirchenfest findet alljährlich im Juli statt. Die guten Erfolge von Gebet und Opfer sind in einer Kapelle neben der Kirche in den Botivstücken geheilter Kranker oder aus einem Unfall Geretteter zur Anschauung gebracht. Die ganze Decke ist mit wächsernen Nachbildungen der krank gewesenenen Körper-

theile, unter getreuer Darstellung der Wunden und Schäden, mit zahllosen Armen, Beinen, zerschlagenen Köpfen und Anderem behangen. Neben der plastischen Wiedergabe der Leiden sind dieselben auch vielfach durch gemalte Abbildungen illustriert, welche die begleitenden Umstände darstellen. Alle Wände sind dicht mit solchen Gemälden bedeckt, welche Eisenbahnunfälle, Schiffsnöthe, gestürzte Reiter und zugleich die dabei erlittenen Verletzungen in grellen Farben veranschaulichen. Gerade keine angenehme Vorbereitung für eine lange Seereise.

Der andere Ausflug richtete sich nach Vermilho, einem Bade- und Sommerfrischorte, der etwa eine Stunde östlich von Bahia, an der Küste liegt und durch zwei Tramways, von denen der eine der Küste entlang, der andere auf der Höhe des Ufers gelegt ist, mit der Stadt verbunden wird. Jener führt durch eine Vorstadt, in welcher der ärmste Theil der Bevölkerung wohnt. Zwischen den kümmerlichen Häuschen werden mehrere umfangreiche Gebäude sichtbar, welche dem Verfall überlassen scheinen; es sind Klöster, die im Anfang der sechziger Jahre säkularisirt worden sind und in denen man die alten Konventualen nun aussterben läßt. Der Fuß ist von den Wänden gefallen, die Dächer sind vom Regen und Sturm zerbrochen, aber Niemand kümmert anscheinend sich darum. Darüber hinaus tritt die Bahn in ein enges Thal, in welchem ein Lauf süßen Wassers zum Meere fließt und dessen Abhänge mit reicher Vegetation bedeckt sind. Hier ist das Revier der Wäscherinnen, welche nur mit einem Schurz um die Lenden bekleidet ihre Arbeit verrichten; man hört sie schon aus der Ferne, da sie die Wäsche durch Schlagen reinigen und die klatschenden Schläge der Britschen weithin vernehmbar sind. Ein ornithologisches Kuriosum ist, daß eine Bachstelzenart mit weißem und schwarzem Gefieder und etwas größer als die bei uns einheimische, sich mit großer Vorliebe und stets paarweise in der Nähe der Wäscherinnen aufhält, so daß sie den Namen

Lavandera bekommen hat. In dem Thale sind außerdem viele Ansiedlungen alter, frei gewordener Küstenneger, d. h. solcher die noch aus Afrika eingeführt worden sind und die hier in den Einbuchtungen der Hügel sich ärmliche Lehmhütten, um welche sie Gemüse und Bananen zu ihrem Unterhalt ziehen, errichtet haben. Ihre Hauptnahrung sind Klöße von Maismehl die mit dem röthlichen Oele aus den Früchten einer Palmenart begossen und mit einer Sauce von Pimenta (Pfeffer) gewürzt werden. Im Allgemeinen gelten sie als mäßig, jedoch einem Glase *caxaga*, wie hier der aus Zuckermelasse gezogene Brantwein genannt wird, nicht gerade abgeneigt.

Die Tramways dienen in Bahia mit gutem Erfolge nicht allein den Lebenden, sondern auch den Todten, indem sie sowohl die Leichen aus den entfernten Vorstädten und den Nachbarorten in besonders dafür ausgestatteten Wagen, als auch die Leichentondukte auf die Kirchhöfe befördern. Ein solcher Leichenzug fuhr vor uns auf den Geleisen in munterem Trabe nach Vermilho hinaus, wo er vor der kleinen Kirche an der Küste Halt machte. Der Passagier, den er hier aufnehmen und zur letzten Ruhe bringen sollte, war der alte Schullehrer. Er wartete seiner in einem Sarge, der vor dem Altar stand und so flach und schmal war wie ein Violinkasten. Die einzige Leidtragende war eine alte Mulattin, die sein Hauswesen besorgt hatte; sonst floß keine Thräne um ihn. Er mochte wohl ein alter Junggesell gewesen sein.

Vermilho ist ein Seebad, allerdings nicht gerade im Style von Trouville oder Brighton. Einige Landhäuser von etwas besserer Bauart deuten allein auf seine höhere Bestimmung. Nur der Strand kann nicht besser für den Zweck gewählt sein, da er mit feinem Sande bedeckt in sanfter Neigung gegen das Meer abfällt, das in kräftiger Brandung ihn überstürzt. In dieser Jahreszeit waren die Landhäuser geschlossen und nur die Eingebornen heimisch.

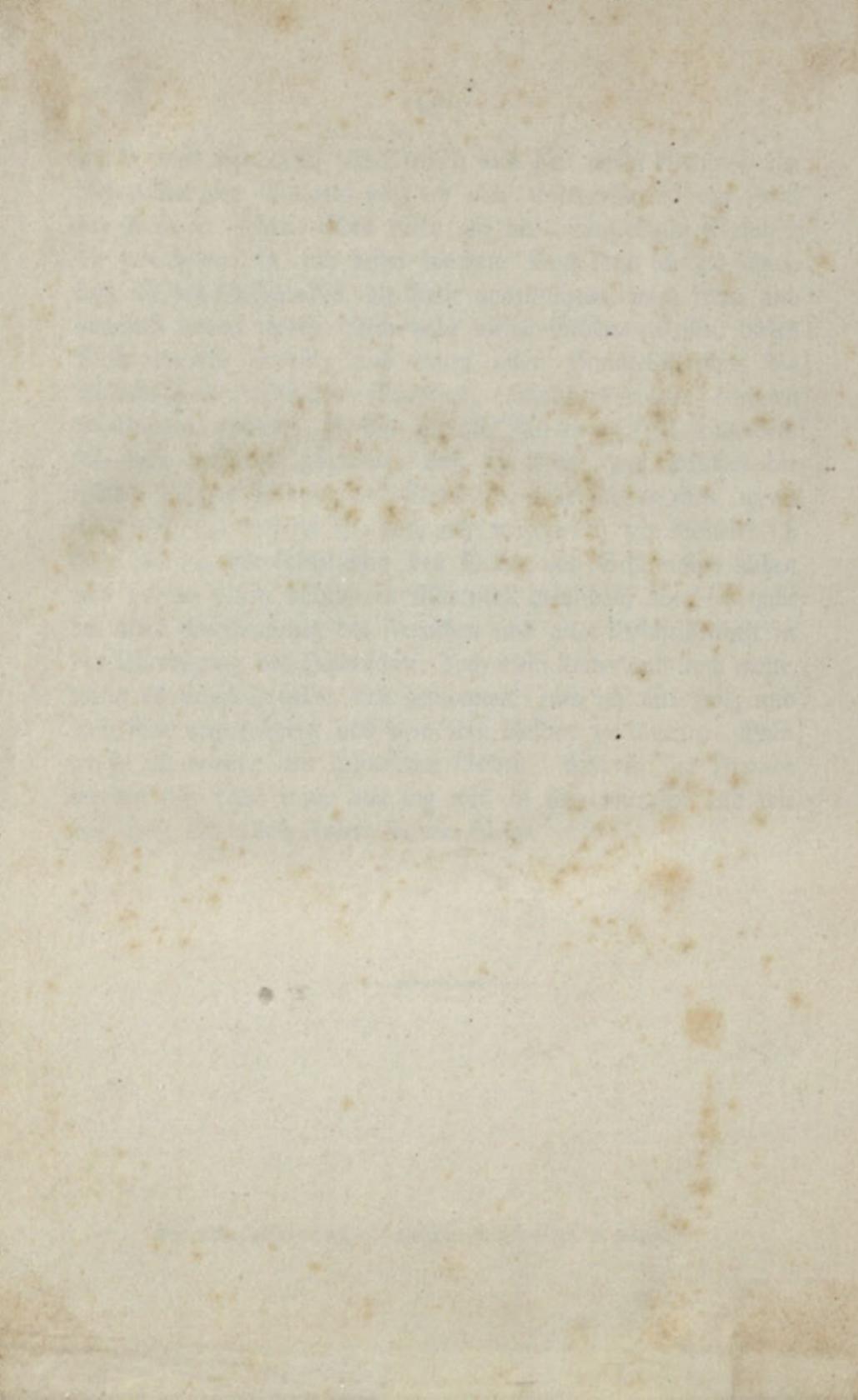
Als der Nachmittag vorrückte, kamen Fischerfahrzeuge vom Fange zurück, die man jangadas nennt. Die Ursprünglichkeit ihrer Konstruktion weist auf Zeiten zurück, die noch vor der Höhlung des ersten Baumstammes liegen. Sie bestehen aus 5—6, etwa einen halben Fuß dicken, Baumstämmen, die vorn etwas in die Höhe gebogen sind und unterhalb durch ein Querholz zusammengehalten werden, aus einer in die Mitte gesteckten Stange, an welcher ein Stück Segel befestigt wird und aus einem Sitze, den ein Brettchen auf zwei Hölzern darstellt. Die Bemannung, die aus zwei bis drei Mann besteht, bewegt das Floß, soweit der Wind es nicht thut, mit kurzen, schaufelartigen Rudern; ein Steuer ist nicht vorhanden. Einige Körbe nehmen den Fang auf, der mittelst Angel und kleiner als Köder dienender Fische bewerkstelligt wird; ein paar Kalbaffen enthalten Trinkwasser und die dürstigen Nahrungsmittel. Darauf halten die Leute, mit den Füßen im Wasser stehend, den ganzen Tag aus. Es sah ängstlich aus, wie das gebrechliche Ding durch die Brandung kam, diesseits welcher es dann mittelst Walzen auf den Strand aufwärts in Sicherheit gebracht wurde. Die armen Bursche hatten übrigens nichts gefangen oder wenigstens nicht so viel, daß sie davon etwas hätten verkaufen können. An dem Leuchtturm vorüber, der bei der Ankunft uns zuerst begrüßt hatte, kehrten wir zurück. Der Ocean entlang der Küste ist ein Tummelplatz von Wallfischen, deren Fang hier mittelst kleiner besonders dafür ausgerüsteter Boote betrieben wird und sehr einträglich ist. Sie kommen oft in ganzen Heerden. Auf unserem Heimwege sahen wir eine Gruppe, anscheinend ein Weibchen mit einigen Jungen, kaum einen Büchsen schuß vom Ufer entfernt mit großer Munterkeit umher schwimmen, als spielten sie mit einander.

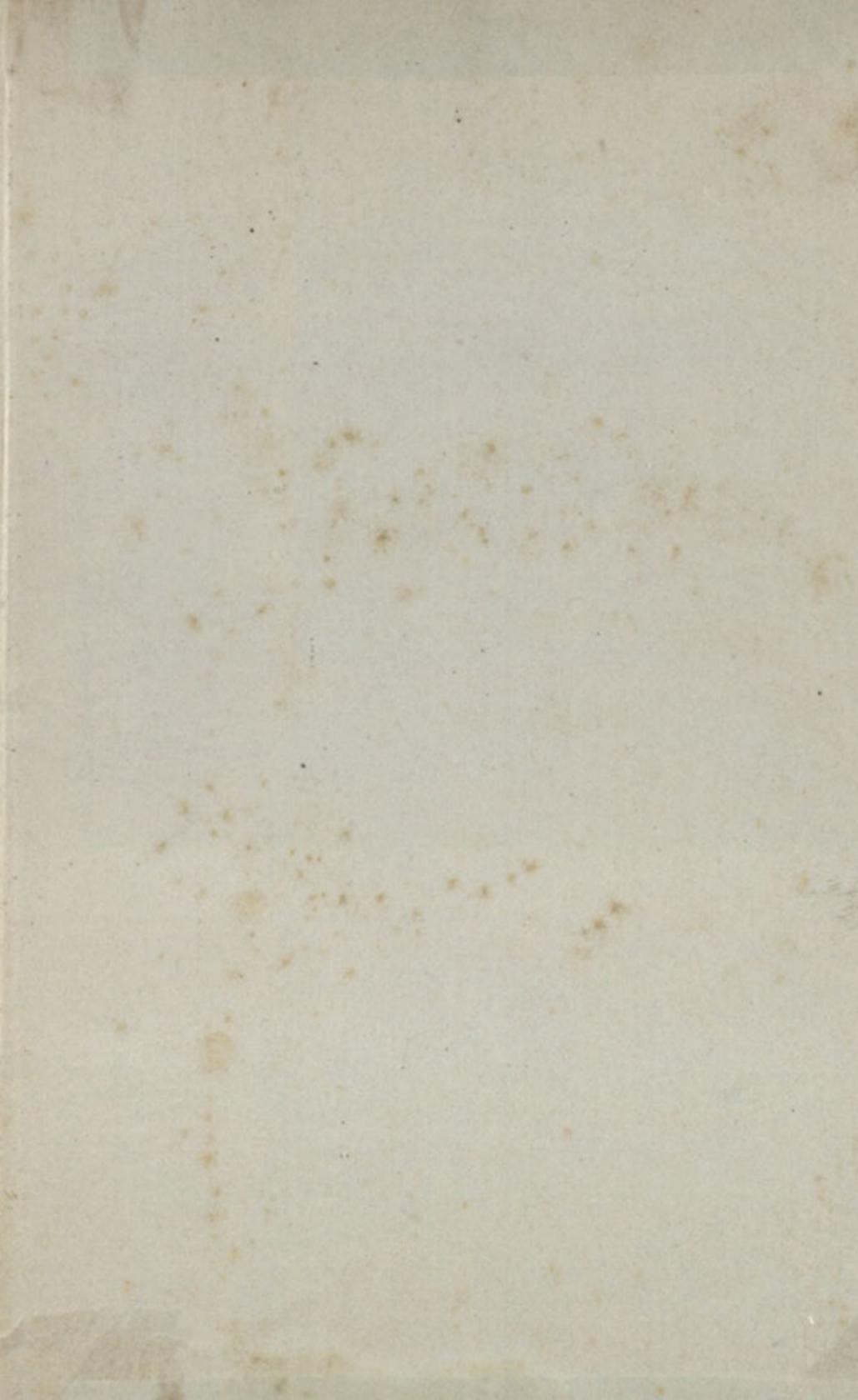
Mit diesem Meeresidyll muß ich wider Willen schließen. Ich höre, daß die Einnahme der Ladung dem Ende nahe ist und daß die Montevideo demnächst die Anker lichten werde.

Es ist dies also mein letzter Gruß aus der neuen Welt. — In diesem knappen Moment will ich nicht unternehmen, ein Facit der Reise zu ziehen. Das wird auf der vierwöchigen Seefahrt, die mir bevorsteht, sich besser machen. Doch kann ich das sagen, daß ich des Entschlusses, die Reise auszuführen, mich freue und dauernd freuen werde. Ich habe vieles Schöne gesehen, vieles Wissenswerthe gelernt, und unter allen Himmelsstrichen die Bekanntschaft trefflicher Menschen, besonders unter unseren Landsleuten gemacht, die mir für alle Zeit werth bleiben werden. Ich habe bestätigt gefunden, daß die Wege, auf welchen die Völker höherer Bildung und Beredlung zugeführt werden, wenn auch das Ziel dasselbe ist, doch sehr verschieden sein können; ich habe für die Werthschätzung des Guten und Schlimmen hüben und drüben einen richtigeren Maaßstab gefunden, aber ich habe bei aller Anerkennung des Fremden und aller Bescheidenheit in der Würdigung des Heimischen, doch mein Vaterland noch mehr, wenn es möglich wäre, lieb gewonnen, und ich bin stolz und froh ihm anzugehören und ihm treu bleiben zu können. Bald grüße ich wieder den heimischen Boden. Erst in der Fremde werden wir recht inne, wie tief wir in ihm wurzeln und wie das Herz mit allen Fasern daran hängt.









10401